14 XI Gz 1

14 XI § 21

Jahrbuch

des

Vereins für Schlesische Kirchengeschichte

XXIX. Band

1939

Oscar Heinze, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Liegnitz

J. G. Herder-Institut
Marburg
G 83 - 4761

Jahrbuch

des

Vereins für Schlesische Kirchengeschichte

XXIX. Band

1939

Oscar Heinze, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Liegnitz

Inhaltsverzeichnis.

Martin Schians Schrifttum
Werner Reinhardt, Breslau 3—10

Volkstum und Protestantismus
Hans Leube, Breslau 11—27

Sebastian Schubart (1498—1580)
D. Dr. Ferd. Bahlow, Liegnitz 28—54

Die religiösen Wanderungen in Schlesien
W. Iwan, Nicolstadt 55—78

Geistliches Amt und Gemeinde nach den Schlesischen Kirchenordnungen
Walter Schwarz, Breslau 79—96

Die Geschichte der evangelischen Beerdigung in Schlesien im Reformations-Jahrhundert
Manfred Bunzel, Königszelt 97—108

Der kleine Meffersdorfer Dichterkreis im pietistischen Zeitalter
Herm. Buschbeck, Herischdorf/Rsgb. 109—128

Die evangelische Schule Schlesiens im 16. und 17. Jahrhundert
Dr. jur. h. c. Michael, Breslau 129—158

Die höheren Schulen Schlesiens Kirchenschulen, evangelische Gymnasien
Prof. Schoenaich, Breslau 159—172

Stadt und Kirche in Görlitz im 18. Jahrhundert
Alfred Zobel, Görlitz 173—191

Aus einem Tagebuch der Erweckungszeit
Hellmut Eberlein, Naumburg (Queis) 192—212

Aus der Geschichte der Schlesischen Gustav Adolf-Predigt
Konrad Müller, Breslau 213—233

Ein Theologieprofessor als Mann der Kirche
Otto Zänker, Breslau 234—248

Aus der Vereinsarbeit im Berichtsjahr
Lic. Eberlein, Naumburg (Queis) 249—251

Mitgliederverzeichnis 1939 253—260

Jahrbuch

des

Vereins für Schlesische Kirchengeschichte

XXIX. Band

Grünewald,
1952.

erhalten von Herrn Pastor W
in Heiligenbeil

1939

Oscar Heinze, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Liegnitz

Unserem hochverehrten Vorsitzenden

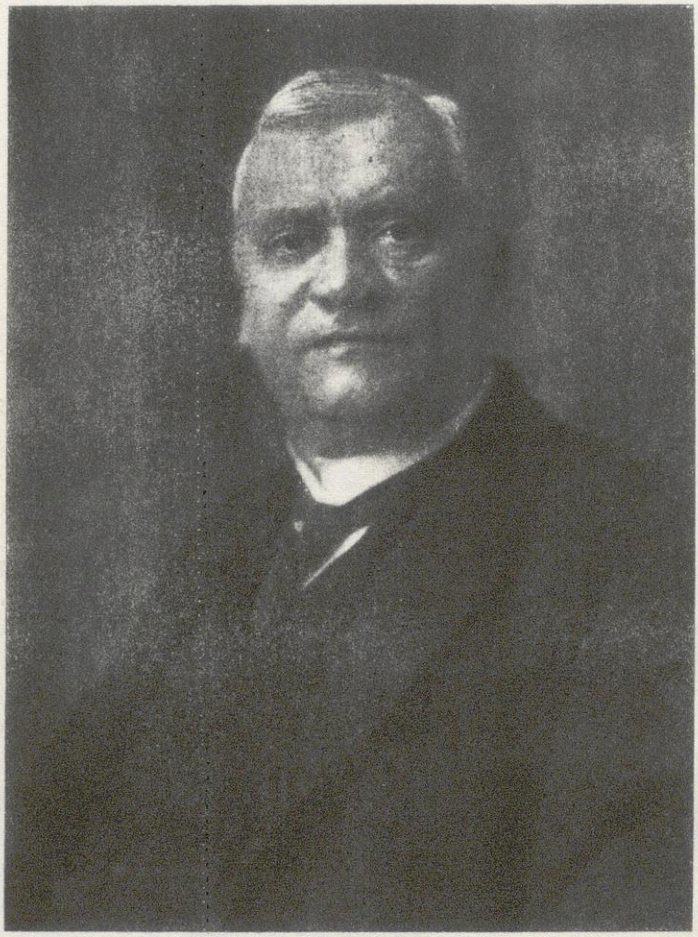
Professor D. Dr. Martin Schian

Generalsuperintendent i. R.

in aufrichtiger Verehrung
und Dankbarkeit

zum siebenzigsten Geburtstage

10. August 1939



D. Martin Schian

ab 1927 Vorsitzender des Vereins

I.

Martin Schians Schrifttum.

(Chronologiſche Überſicht von 1895—1938.)

Die Ebed Jahwelieder in Jeſ. 40—66. Ein literar. krit. Verſuch. Halle, J. Krauſe 1895

Welches iſt die Bedeutung des Andreas Hyperius für die Wiſſenſchaft der Homiletik. (Diſſ.) 1896
(vollſtändig in Zeitſchr. f. Prakt. Theologie 1896/97)

Wider die Perikopen. (Hefte zur chriſtl. Welt 29).
Leipzig, J. C. B. Mohr 1897

Der Einfluß der Individualität auf Glaubensgewinnung und Glaubensgeſtaltung. Zeitſchrift f. Theologie u. Kirche. 1897

Glaube und Individualität. Ebenda. 1898

Der moderne Menſch und das Chriſtentum. Skizzen und Vorarbeiten I. Von A. Bonus, A. Perino u. M. Schian (Der moderne Menſch S. 32—40). Leipzig, J. C. B. Mohr 1898

Die lutheriſche Homiletik zwiſchen 1550 und 1600.
Studien und Kritiken. 1899

Die Sokratik im Zeitalter der Aufklärung. Beitrag zur Geſch. des Religionsunterrichtes. Breslau, R. Dülfer 1900
ſpäter Görlitz, Hoffmann u. Reiber

Aus den Verordnungen des Oberkonſiſtoriums in Glogau zur Zeit Friedrichs des Gr.

Correſpondenzbl. des Vereins für Geſch. der ev. Kirche Schleſiens VII (88/97). Liegnitz, O. Heinze 1900

Unſer Chriſtenglaube.
Freiburg i/Br. u. Leipzig, Paul Wätzel 1902
2. Tauſend: Göttingen, Vandenh. u. Ruprecht 1910

Friedrich Nietzſche und das Chriſtentum. 3 Vortr.
Görlitz, R. Dülfer. 1902

Die Entwicklung der evang. Kirche Schleſiens im 19. Jahrhundert. (Correſpondenzbl. des Vereins für Geſch. der ev. K. Schleſ. VIII. Bd., 1. Heft.) Liegnitz, O. Heinze 1902

Anfang nach S. 5 →

Das kirchl. Leben der evang. Kirche der Provinz Schlesien (2. Teil der ev. Kirchenkunde, hrsg. von D. Paul Drews).
Tübingen u. Leipzig, Mohr 1903

Frenssens Roman Jörn Uhl, seine Wirkung und sein Wert.
Görlitz, R. Dülfer 1903

Besteht ein Gegensatz zwischen dem Christentum und der modernen Frauenbewegung? Vortrag. 1903

Die evangelischen Kirchen und der Staat.
Görlitz, R. Dülfer 1903

(s. auch: Die evangelischen Kirchen und der Staat. Leit-, Zeit- und Streitsätze von Schian, Förster, Naumann u. a. (Hefte z. christl. Welt 52). Tübingen, Mohr 1905.

Neuzeitliche Predigtideale. Monatsschrift f. Pastoraltheologie. 1904.

Der deutsche Roman seit Goethe. Skizzen und Streiflichter.
Görlitz, R. Dülfer 1904

Wilhelm von Polenz, ein Oberlausitzer Dichter. (Neues Lausitzer Magazin, Bd. 8). Görlitz. 1904

s. auch: Religion und Kirche bei Wilhelm von Polenz. Von M. Schian. Deutsch-ev. Blätter, 31. Jahrgg., Heft 10.
Halle a/S., Eugen Strien 1906

Geschichte der Predigt. Völlige Neubearbeitung des Artikels von † Christlieb in Bd. 15 der Realencyklopädie von Herzog-Hauck, S. 623—747. Leipzig J. C. Hinrichs 1904

Fragen der Zeit. 5 Pred. (In: Moderne Predigtbibl., 4. Reihe. Leipzig, R. Wöpke, später Göttingen, Vandenh. u. Rupr. 1905

Im Notwendigen Einheit! 30 Pred. von Görlitzer Pastoren, gesammelt und herausgeg. von M. Schian (5,15,30 von Schian).
Halle a/S., J. Frickes Verlag 1906

Prakt. Predigtlehre (Bd. 2 der prakt. theol. Handbibl. v. Niebergall). Göttingen, Vandenh. u. Rupr. 1906, 1923, 3. Aufl.

Einzelgemeinde und Gesamtkirche Deutsch-ev. Blätter. 1906

Die evangelische Kirchgemeinde. (Studien zur Prakt. Theol., hrsg. v. Clemen). Gießen, A. Töpelmann 1907

Ethische Predigten. Monatsschrifft f. Pastoraltheologie 1907

Die Einführung von Union und Agende in Preußen.
Deutsch-ev. Blätter 1907

Gemeinde und Kirche in ihrem Verhältnis zur Inneren Mission. Ebenda.

Die moderne deutsche Erweckungspredigt. Zeitschrift für Theol. u. Kirche. Tübingen, Mohr 1907

Zur Beurteilung der modernen positiven Theologie.
Gießen, A. Töpelmann 1907

Robert Schian, ein schlesischer Herold der Inneren Mission. (Schles. Zeugen, Heft 4), Liegnitz, Prov.-V. für Innere Mission. 1908

(s. auch: Schles. Lebensbilder, II, Breslau, W. G. Korn 1926)

Die Innere Mission und die kirchlichen Richtungen unter Rückgang auf Wichern. (Deutsch-ev. Blätter, 33. Jahrgg., der neuen Folge, VIII. Jahrgang, Heft 8).

Die religionsgeschichtliche Forschung und der christliche Glaube. Deutsch-ev. Blätter Halle, E. Strien 1908

Die moderne Gemeinschaftsbewegung. (Gegenwartsfragen 4). Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1909

Johann Jakob Rambach als Prediger und Predigttheoretiker. Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte Bd. 4. Gießen, 1909

Caspar Neumann als geistlicher Redner.
Correspondenzbl. des Vereins für Gesch. der ev. Kirche Schlesiens XII 29/45. Liegnitz, O. Heinze 1910

Mehr Teilnahme am Leben der Gemeinde!
Rede geh. bei der 23. Tagung des Ev. Bundes.
Berlin, Ev. Bund 1910

Gemeindereform — Die Voraussetzung aller Kirchenreform. (Verhandl. der 1. Konfer. für ev. Gemeindearbeit).
Leipzig, Hinrichs 1910

Der moderne Individualismus und die kirchl. Praxis.
(Vortr. der theol. Konferenz in Gießen).
Gießen, A. Töpelmann 1911

Ernst Zahns Lebensauffassung. Deutsche Rundschau 1911.

Orthodoxie und Pietismus im Kampf um die Predigt. Beitrag zur Geschichte des endenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts. (Studien zur Gesch. des neueren Protestant, hrsg. v. Hoffmann u. Zscharnack, Heft 7).
Gießen, A. Töpelmann 1912

Die geistigen Strömungen in den oberen Schichten unseres Volkes und die Gemeinde. Vortrag in Erfurt.
Leipzig, P. Eger 1912

Ideelle und empirische Gemeinde. (In: Lebendige Gemeinden, Festschr. für E. Sulze zum 80. Geb.).
Gießen, A. Töpelmann 1912

Zur Geschichte der Katechismuslehre in der Oberlausitz.
Correspondenzbl. des Vereins für Gesch. der ev. Kirche Schlesiens XIII 157/162. Liegnitz, O. Heinze 1912

David Erdmann, D. Dr. Generalsuperintendent von Schlesien. (In Herzogs Realencyklopädie, Bd. 23).
Leipzig, J. C. Hinrichs 1913

Die rechtliche Bedeutung der Konfirmation. (Pr. Pfarrarchiv, Bd. VI 97—107).
Berlin Fr. Vahlen 1913

Die Behandlung der letzten Dinge in der Predigt. (Im Jahrb. der pastoral-theol. Konferenz für Westfalen).
Gütersloh, Bertelsmann 1913

Melchior Gottlieb Minor, insbesond. als Prediger. (Correspondenzbl. des Vereins für Gesch. der ev. Kirche Schlesiens XIII 3). Liegnitz, O. Heinze 1913

Was fördert den konfess. Frieden? Einigung, nicht Zersplitterung des Protestantismus. Rede geh. b. der 26. G.-Versig. des Ev. Bundes. Berlin, Ev. Bund 1913

Der Pfarrer und die Gemeindeorganisation (Heft 2 des Deutschen-Ev. Gemeindetages). Leipzig, J. C. Hinrichs 1913

Der gegenwärt. Stand der Gemeindeorganisation in den größ. Orten Deutschlands. (Heft 3/4 wie oben) ebenda 1913

Die Durchführung des Gemeindegedankens in großstädt. Gemeinden. (Heft 7 wie oben) ebenda 1914

Der evang. Pfarrer der Gegenwart, wie er sein soll.
Leipzig, J. C. Hinrichs 1914, 1920, 2. Aufl.

Hausandachten für die Kriegszeit. 1.—30. Tausend.
Berlin, Ev. Bund 1914

Dass., Ausgabe in einem Bande. 1915

Gedanken im Lazarett (Heft 1, Nr. 9 d. Volksschr. z. groß. Kr.) 1914
Heft 2, Nr. 67/68 „ „ „ „ „ 1916

Die evang. Kirche und der Krieg (Nr. 42 der Volksschr. z. groß. Kr.) ebenda 1915

Das deutsche Christentum im Kriege. 1. u. 2. Aufl.
Leipzig, J. C. Hinrichs 1915/16

Passionspred. in der Kriegszeit. (Mod. Pred.-Bibl. 12. Reihe, 2. Heft). Göttingen, Vandenh. u. Rupr. 1915

Alttestamentl. Predigten a. d. Kriegszeit (ebenda, 13. Reihe, 4. Heft) ebenda 1917

Volk, Religion, Kirche, akad. Rede. Gießen. 1917

Das allgemeine Priestertum u. d. kirchl. Praxis. Studien zur Reformationsgeschichte und zur Prakt. Theologie für Gustav Kawerau. 1917

Die evang. Kirchgemeinde in der Kriegszeit. (Deutsche Liebesarbeit im Weltkrieg, Hrsg. v. Scheffen).
Leipzig, Quelle u. Meyer 1918

Predigt über Hosea 6,1 gehalten im Universitätsgottesdienst in Gießen am 29. VI. 1919 nach dem Friedensschluß.
Gießen, Druckerei Herr 1919

Der evang. Christ und die neue Zeit. Berlin, M. Warneck 1919

Die Neugestaltung der Kirchen-Verfassung. (In: Thimme: Revolution und Kirche. S. 187—201). Berlin, G. Reimer 1919

Was haben wir an unserer evang. Kirche?
Berlin, Ev. Bund 1919

Die Trennung von Kirche und Staat mit besonderer Rücksicht auf Hessen.
(Volksschr. z. Aufbau, Heft 2).
(Aufklärungsschr. Deutscher Volksg. in Hessen. 4. Heft).
Darmstadt, Druckerei Winter 1919

Die Kirchgemeinde als Fundament des kirchl. Neubaues.
(Correferat zu Curtius, Verhandl. des 7. Ev. Gemeindetages). Leipzig, Hinrichs 1920

Die deutsche evang. Kirche im Weltkriege. I. Teil: Die Arbeit der ev. Kirche im Felde.
Berlin, J. M. Mittler u. Sohn 1921

Grundriß der Prakt. Theologie (Sammlung Töpelmann).
Gießen, Berlin, A. Töpelmann 1921, 1928 [2], 1934 [3].

Die Reform des Gottesdienstes und die hochkirchl. Bewegung.
(Vortr. der theol. Konferenz, s. Gießen, Folge 38).
ebenda 1922

Die Entwicklung der deutschen Predigt im 20. Jahrhundert.
(Magazin für ev. Theol. u. Kirche, hrsg. v. d. deutsch. ev. Synode Nordamerika.
51. Jahrgg., Nr. 2 u. 4. St. Louis 1923

Kirche und Recht. Monatsschrift f. Pastoraltheologie. 1924

Die deutsche evang. Kirche im Weltkriege. II. Teil. Die Arbeit der ev. Kirche in der Heimat.
Berlin, J. M. Mittler u. Sohn 1925

Der Rembrandtdeutsche und sein Übertritt zum Katholizismus.
(Protest. Studien Nr. 11). Berlin, Ev. Bund 1927

Die schles. Provinzialsynode 1844.
(Correspondenzbl. des Vereins für Gesch. der ev. Kirche Schlesiens, XIX. Bd., 1. u. 2. Heft).
Liegnitz, O. Heinze 1927/28

Guſtav Kawerau. (In: Deutſches biograph. Jahrbuch Bd. II, Überleitungsband). 1917/20.
Stuttgart, Berlin, Deutſche Verlagsanſtalt 1928

Was iſt uns unſere evang. Kirche? Berlin, Ev. Bund 1928

Die Bedeutung der Reformation für die evang. Gemeinde.
ebenda 1928

Handbuch für das kirchl. Amt mit Unterſtützung von Pfr. Walter Buntzel, herausgegeben von Generalſup. Prof. D. Dr. Schian. Leipzig, J. C. Hinrichs 1928

Iſt die Reformation ein Verhängnis oder ein Segen für das deutſche Volk?
(Prot. Studien Nr. 15). Berlin, Ev. Bund 1929

Die bleibende Bedeutung des Proteſtantismus.
(Vortr. auf der 33. Generalverſ. des Ev. Bundes).
ebenda 1929

Evangeliſche Kirche und Politik Berlin, Säemann-Verlag 1930

Die Kultrede nach Schleiermacher. (In: Stromata, Feſtſchrift des Ev.-theol. Vereins in Gießen). 1930

Die evang. Kirche der Neuzeit in Deutſchland und in den benachbarten Gebieten deutſcher Sprache, beſ. in der Schweiz und in Öſterreich, hrsg. von M. Schian. (Abſchnitte 1, 4, 19, 27, 48 von Schian).

1 Einführung und Überblick.
4 Staat und Kirche im neuen Deutſchland.
19 Die evang. Kirchgemeinde.
27 Kirche und Innere Miſſion.
48 Die Zukunft der evang. Kirche in Deutſchland.
Wiesbaden, Deutſche Verlagsgeſellſchaft 1930/1

Die Diaſporaarbeit in der Vorbildung des ev. Pfarrers.
(In: Ev. Diaſpora und Guſtav Adolf-V. Zum 70. Geburtst. des Vorſitzenden).
Leipzig, Verlag des Zentralvorſt. der G. A.-Stiftung 1930

Ecclesiam habemus! Ein Beitrag zur Auseinanderſetzung zwiſchen Karl Barth und Otto Dibelius.
Berlin, Kranz-Verlag 1931

Sichtbare und unſichtbare Kirche. Feſtſchrift für Erich Schäder. Zeitſchr. für ſyſtem. Theol. Gütersloh, Bertelsm. 1931

Der junge Pfarrer. Grundſätzliches und Praktiſches zur Führung des Amtes. Dresden, Ungelenk 1936

Die äußere Geſtalt der evangeliſchen Kirche in Schleſien ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts. (Jahrbuch des Vereins für ſchleſ. Kirchengeſch. Bd. 26, Heft 1, S. 3—21).
Liegnitz, O. Heinze 1936

Die Unionsſynode in Breslau 1822.
(Jahrbuch wie oben, Bd. 27, S. 67—75). ebenda 1937

Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte.
Guſtav Adolf-Feſtpredigt in Görlitz 1937.
Breslau, Ev. Preß-Verband 1937

* * *

Die wichtigſten kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften und Sammelwerke, in denen außer den ſchon genannten Artikeln ſich noch eine Fülle von einzelnen Aufſätzen, Studien und Kritiken findet:

Ev. Kirchenblatt für Schleſien, Mitbegründer und Schriftleiter von 1898—1908. In den Jahren 1935—1937 außerdem noch die wöchentliche Andacht. Görlitz, Hoffmann u. Reiber.

Preuß. Kirchenzeitung, kirchenpolit. Wochenſchrift; Begründer und Herausgeber 1905/8, fortgeſ. von P. Burgaller, Gr. Strehlitz O/S. Halle a/S., Gebauer Schwetſchke

ſpäter i. Komm. der landesk. Vereinigung, Bunzlau, Waiſenhaus. 1905/1919.

Deutſch-Evangeliſch. Monatsbl. für den geſamten deutſchen Proteſtantismus. Herausgeg. von D. Kahl und D. Dr. Schian 1910/20, ab 1917 allein von Schian.
Leipzig, J. C. Hinrichs 1910/20

Mitteilungen an die Mitglieder des Deutſchen-Evangeliſchen Gemeindetages. Mitherausgeber mit H. Matthes ſeit 1925. Verhandlungen, Berichte, außer den ſchon genannten Artikeln ſtändige Mitarbeit in Aufſätzen: Die Gemeindefragen in der öffentl. Erörterung. Lange Jahre hindurch Leiter der Tagungen.
Alles Schrifttum bei J. C. Hinrichs, Leipzig.

Theologiſcher Jahresbericht, herausgegeben von Guſtav Krüger und M. Schian. (Mitherausgeber ſeit 1909)
Leipzig, Heinſius.

Evangel. Kirchenkunde, Band 5—7, herausgegeben von M. Schian.

Pfarramtspraxis. Herausgeber ſeit 1936 bis 1938.

Herzog-Hauck Realenc, ſ. beſ. Geſch. d. Predigt, D. Erdmann, Kirchenkunde.

Religion in Geſch. u. Gegenwart. Verſchiedene Artikel.

Schneiders Jahrbücher. Gütersloh, Bertelsmann.

Chriſtl. Welt und andere Zeitſchriften.

* * *

Die Angabe einiger wichtiger Artikel in theol. und anderen Zeitſchriften verdanke ich dem Sohne, Herrn Pfarrer Walter Schian in Ober-Glauche, Kr. Trebnitz.

Breslau. Reinhardt.

II.

Volkstum und Proteſtantismus.

Aus den Anfängen der ſchleſiſchen Kirchengeſchichtsſchreibung.

Dem Aufkommen und der Pflege der klaſſiſchen Studien entſpricht im deutſchen Humanismus das ſteigende Intereſſe für die deutſche Frühgeſchichte, deren Vorgänge allein durch die Überlieferung der griechiſchen und römiſchen Hiſtoriker in die Geſchichte eingegangen ſind. Doch gerade dieſe neu entdeckten Anfänge germaniſcher Volksgeſchichte gaben den Anlaß zum Bruch zwiſchen den deutſchen und italieniſchen Humaniſten. Vor dem ſelbſtbewußten Anſpruch der anmaßenden „Römer", ſchon immer die Kulturträger für Deutſchland geweſen zu ſein, nahmen ſich die deutſchen Humaniſten der angegriffenen Volksehre an und ſchufen in mühſamer, liebevoller Auswertung der antiken Zeugniſſe das eindrucksvolle Bild von der Blüte altgermaniſcher Kultur [1]). Als Enea Silvio Piccolomini ſein Kulturbild des alten Germanien entwarf, indem er das primitive Barbarentum, wie es Tacitus ſchildert, dem durch römiſch-kirchlichen Einfluß geſchaffenen prächtigen Deutſchland ſeiner eigenen Zeit gegenüberſtellt, da wurde die Grundlage für die Tacitusrenaiſſance in Deutſchland geſchaffen. Das 1496 in Leipzig gedruckte Werk des Kardinals De ritu, situ, moribus et condicione theutoniae descriptio lenkte die Aufmerkſamkeit auf die Germania, jenes berühmte Werk des Tacitus, deſſen Inhalt und Zweck freilich die Deutſchen bald ganz anders deuteten als der römiſch geſinnte Kirchenfürſt. Die Folge auf deutſcher Seite war bald eine große Begeiſterung für die germaniſchen Stämme und ihre Geſchichte. Die kirchlich-reformatoriſche Bewegung Luthers und ſeiner

[1]) Vgl. die trefflichen Angaben bei: Ulrich Paul: Studien zur Geſchichte des deutſchen Nationalbewußtſeins im Zeitalter des Humanismus und der Reformation, Gött. Philoſ. Diſſ. 1936, S. 25 ff.; hier iſt auch die ältere Literatur von Paul Joachimſen, Hans Tiedemann genannt. Erwähnenswert iſt noch Hedwig Rieß: Motive des patriotiſchen Stolzes bei den deutſchen Humaniſten, Freib. Phil. Diſſ. 1934. —

Freunde wurde schon aus der Abneigung gegen alles Welsche von dieser nationalen Begeisterung besonders stark erfüllt. Philipp Melanchthon gab 1538 die Germania des Tacitus heraus und hielt über dieses Buch Vorlesungen an der Wittenberger Universität, Georg Spalatin veröffentlichte 1535 seine Schrift: Von dem teuren Fürsten Arminio, ein kurzer Auszug aus glaubwürdigen lateinischen Historien, Paul Eber hielt Vorlesungen über die Germania des Tacitus und den Arminius Huttens[2]). Je mehr in den reformatorischen Kreisen die religiöse Auseinandersetzung mit der alten Kirche als ein kirchlicher Freiheitskampf empfunden wurde, desto leichter war die Anknüpfung an Großtaten der deutschen Geschichte gegeben. Schon 1520 hatte Hutten in einem Sendschreiben Friedrich den Weisen ermahnt, sich als Landsmann des Arminius den Übermut des Papstes nicht gefallen zu lassen[3]). Nicht viel später wird Huttens Dialog Arminius entstanden sein, der in dem Cheruskerfürsten deutsche Vaterlandsliebe und deutsches Freiheitsgefühl verkörpern läßt. So werden die Vorzüge des deutschen Volkes, seine Bodenständigkeit und Seßhaftigkeit, seine Unberührtheit und Reinheit von fremdvölkischem Einfluß auf den Unabhängigkeitsdrang und den Freiheitswillen zurückgeführt. Was lobt nicht Melanchthon alles an den Franken, aber das Größte und Beste ist doch dies: Franci etiam victi iugum nunquam acceperunt, nunquam arma abiecerunt, tantus amor patriae fuit, tantum servitutis odium[4]). Am Tisch Luthers wird über Arminius gesprochen, und schließlich sogar der Vergleich gezogen zwischen dem politischen Freiheitskampf von einst und dem kirchlichen Freiheitskampf der eigenen Zeit gegen Rom: Ita nunc Lutherus Cheruscus, eyn Hartzlander, Romam devastat[5]). Luther sagt einmal vor seinen aufhorchenden Tischgenossen: Wenn ich ein poet wer, so wolt ich den celebriren. Ich hab in von hertzen lib. Wenn ich ytzund ein Arminium het on der ein Doctorem Martinum, so wolten wir den Turcken suchen.[6])

---

[2]) Zu den äußeren Vorgängen vgl. Emil Clemens Scherer: Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten, ihre Anfänge im Zeitalter des Humanismus und ihre Ausbildung zu selbständigen Disziplinen, 1927.

[3]) Willy Krogmann: Das Arminiusmotiv in der deutschen Dichtung, 1933, S. 7 ff.

[4]) Encomium Franciae, 1518 (Corpus Reformatorum, 11. Bd., Sp. 383 ff.).

[5]) Tischreden, Weimarer Ausgabe, 3. Bd., Nr. 3464 c.

[6]) Ebenda, 5. Bd., Nr. 5982.

Dieſer romantiſche Patriotismus der Humaniſten und Reformatoren hätte die Grundlage für große nationale Geſchichtswerke bilden müſſen, umſomehr, da Luther und Melanchthon ebenſo wie etwa Conrad Celtis oder Heinrich Bebel wiederholt nachdrücklichſt den kläglichen Stand der deutſchen Geſchichtsſchreibung beklagt und zur Inangriffnahme dieſer nationalen Sache aufgefordert haben. Da ſchreibt Luther an die Ratsherren aller Städte deutſchen Landes: „O, wie manche feyne geſchichte und ſprüche ſollt man itzt haben, die ynn deutſchen landen geſchehen und gangen ſind, der wyr itzt gar keyns wiſſen: das macht, niemand iſt da geweſen, der ſie beſchrieben, oder, ob ſie ſchon beſchrieben geweſt weren, niemand die bücher gehallten hat, darumb man auch von uns Deutſchen nichts weys ynn andern landen, und müſſen aller welt die Deutſchen beſtien heyſſen, die nichts mehr künden denn kriegen und freſſen und ſauffen.“ [7])

Im Jahre 1538 ſchrieb Luther die Vorrede zu der von Wenzeslaus Linck veranſtalteten Ausgabe der Commentarii de rebus gestis pro restitutione Francisci II. Mediolanensium ducis von Galeatius Capella. In dieſen Sätzen, die die hohe Aufgabe des Hiſtorikers zeigen ſollen, begegnet die gleiche Klage: „Und was haben wir Deudſchen mehr zu klagen, denn das wir unſere Vorfaren vor tauſend jarn Geſchichte und Exempel nicht haben und faſt nichts wiſſen, wo wir herkommen ſind? On was wir aus andern Nation Hiſtorien brauchen müſſen, die vielleicht aus not als zu jren ehren, unſer müſſen gedencken.“ [8])

Oder man leſe einmal Melanchthons Vorrede zu der Germania des Tacitus. Da wird die Liebe zum Vaterland als gottgegeben empfunden, und danach gehört das Verlangen, die Geſchichte ſeines Vaterlandes kennen zu lernen, zum Weſen eines denkenden und fühlenden Menſchen [9]). Derſelbe Melanchthon iſt auch den Gründen des Verſagens der deutſchen Geſchichtsſchreiber nachgegangen, wenn er in der Vorrede zum Urſperger Chronicon (1536) ſchreibt: Wenn ich die Chroniken oder Geſchichtswerke der deutſchen

[7]) Weimarer Ausgabe, 15. Bd., S. 52; vgl. Hans Preuß: Luther der Deutſche, 1934, S. 69 ff.

[8]) Weimarer Ausgabe, 50. Bd., S. 384.

[9]) Corpus Reformatorum, 3. Bd. S. 565 divinitus omnium hominum pectoribus mirificus quidam patriae amor insitus est . . . .; nemo tam ferreo est animo quem non cupiditas aliqua teneat cognoscendi antiquitatem patriae.

Schriftſteller leſe, ſo beklage ich oft das unglückliche Schickſal unſers Volkes, daß es zwar ſo treffliche Fürſten hervorgebracht und ſo herrliche Taten getan hat, die der ganzen Chriſtenheit zugute gekommen ſind, daß aber unſere Geſchichte einer eigentlichen Literatur entbehrt. An geiſtigen Anlagen freilich hat es unſern Geſchichtsſchreibern nicht ganz gefehlt, wohl aber an Kenntnis der Staatsverhältniſſe und an Geſchick der Mönche, die meiſt mit dem Staatsweſen unbekannt waren und die alten Hiſtoriker kaum einmal geſehen hatten, unerfahren wie Kinder ohne Muſik und Kunſt[10]). Aber es gelang trotz mancher verheißungsvoller Anſätze doch nicht, die alte univerſalgeſchichtliche Betrachtungsweiſe durch eine bewußt deutſch begrenzte Geſchichtsſchreibung zu überwinden. Die politiſchen Vorausſetzungen unter der Herrſchaft der Habsburger wieſen auf den univerſalen Imperialismus hin. Man glaubte dem römiſchen Herrſchaftsanſpruch durch den deutſchen gleicher Art begegnen zu müſſen. Das im geſunden Abwehrkampf geborene nationale Ehrgefühl ſpitzte ſich zur Eitelkeit imperialiſtiſcher Machtſchwärmer zu. Dazu kam, daß Melanchthon ſelbſt es nur zur Neubearbeitung einer Weltchronik brachte, die — durch ſeinen berühmten Namen gedeckt — auf den akademiſchen Unterricht wirkte[11]). Auch die alten, noch längſt nicht überwundenen hiſtoriſchen Schemata mit der Einteilung nach den ſechs Weltaltern und vier Weltreichen wieſen auf den überlieferten univerſaliſtiſchen Rahmen hin.

Es iſt bezeichnend, daß da, wo die Ereigniſſe der Geſchichte eine neue, von der alten römiſchen Zentralgewalt unabhängige Größe geſchaffen hatten, wenigſtens Anſätze vorliegen, die nationalgeſchichtliche Aufgabe im engen Bereich des deutſchen Raumes zu ſehen und zu erfüllen. Der Heidelberger Profeſſor Jacob Schopper gliederte ſeiner Neuwen Chorographia vnd Histori Teutscher Nation die Historia eccleliastica Germanorum, die deutſche Kirchengeſchichte, ein[12]). Gewiß iſt die gewählte äußere Form un-

[10]) Ebenda, 3. Bd. S. 216 ff.

[11]) Gotthard Münch: Chronicon Carionis Philippicum, ein Beitrag zur Würdigung Melanchthons als Hiſtoriker, Diss. Phil. Breslau 1923 (Maſchinenſchrift).

[12]) Jacob Schopper: Neuwe Chorographia und Hiſtori Teutſcher Nation. Das iſt wahrhafte eigentliche Beſchreibung und kurze Beſchreibung der alten hochlöblichen Teutſchen, unſerer Uranherren erſter Ankunft, Herkommen, Aufnahmen und Vermehrung, dero Namen Urſprung, von ihren herrlichen Kriegstaten . . . endlich

möglich: die fortlaufende Darstellung wird oft durch Fragen eines fingierten Lesers unterbrochen. Außerdem bieten die geschichtlichen Vorgänge immer wieder Gelegenheit, lange dogmatische Auseinandersetzungen einzuschieben, die vom Geist einer gemäßigt protestantischen Theologie getragen sind. Aber der Versuch, eine Kirchengeschichte Deutschlands mit Einschluß der heidnischen Vorzeit zu schreiben, verdient selbst als sehr bescheidener Anfang und Ansatz Anerkennung und Wertung. Mag auch das Werk durch die vielen kirchlich-theologischen und -rechtlichen Zusätze manchmal hoffnungslos verwirrt erscheinen, so heben sich dennoch klar und eindringlich Grundsätze und Merkmale dieser Kirchengeschichte Deutschlands heraus, die von der engen Verbundenheit zwischen nationalem Pathos und evangelischer Glaubenshaltung zeugt. Deutsch sein, das heißt, stolz auf seine Vorfahren zu sein, auf ihre Taten, Ideen und Haltung. Der christliche Kirchenhistoriker schreckt vor der Zeichnung der deutschen Religionsgeschichte während der heidnischen Zeit nicht zurück. Denn er übernimmt aus den Berosusfragmenten des Annius von Viterbo die Ableitung der Germanen aus dem Geschlechte Noah und verbindet damit die Idee einer monotheistischen Urreligion, die die Germanen viel länger als andere Völker bewahrt haben. Geschickt werden die antiken Zeugnisse über den bildlosen Kultus in heiligen Hainen als Dokument einer vergeistigten Religionsauffassung der Germanen gewertet. Ja, in dem Bestreben, ihre Prädisposition für das Christentum zu beweisen, wagt Schopper sehr kühne Vermutungen. So sagt er über das Menschenopfer: Solches haben sie vielleicht behalten von ihren alten Vorfahren, die ihnen gesagt haben, daß ein gewaltiger Held kommen würde, welcher mit seinem eigenen Blut das menschliche Geschlecht Gott dem Herrn wieder versöhnen würde, und habe also allein ingemein behalten, daß Gott durch eines Menschen Blut werde zufrieden gestellt werden, aber die armen Leute haben solches gleich auf alles Menschenblut gezogen und gehofft, Gott den Herrn, wenn er zornig wäre und ihnen ein Unglück zuschickte, ihn also durch ihre eigenen Menschenopfer und ihrer geschlachteten Leute Blut zu stillen [13]). Natürlich blieb den Germanen der ab-

was vermeinter Religion die ersten Teutschen in der Heidenschaft zugetan gewesen, wie sie demnach vermittelst der heiligen Apostel und ihrer Jünger Predigten zum christlichen Glauben gebracht worden . . ., 1582; vgl. S. 311 ff.

[13]) S. 320 f.

göttiſche Götzendienſt nicht erſpart — er iſt der Zuſtand der Entartung, die vor allem auf fremde Einflüſſe zurückzuführen iſt. Aber die Botſchaft des Chriſtentums konnte bei ihnen auf eine religiöſe und ſittliche Prädiſpoſition rechnen. Urſprung und Entwicklung, oder beſſer geſagt: Urſprung und Übernahme fremder Vorſtellungen werden gegeneinander ausgeſpielt. Mit der gleichen Folgerichtigkeit werden die Anfänge des Chriſtentums auf deutſchem Boden bis in das erſte Jahrhundert zurückverlegt und auch für die folgenden Jahrhunderte die Exiſtenz chriſtlicher Gemeinden hier nachgewieſen. Der proteſtantiſche Kirchenhiſtoriker iſt an dem frühen Vorhandenſein eines romfreien Chriſtentums intereſſiert. Schon taucht die Ahnung von dem verhängnisvollen Eingriff des Wynfrith-Bonifatus auf. Dann wird die lange Reihe der testes veritatis aus allen Ständen vorgeführt, wobei das nationale Aufbegehren gegen politiſche Übergriffe Roms in die Glaubensgeſchichte eingeordnet wird. Immer aber iſt die geſchichtliche Schilderung von Ermahnungen an „die liebe Teutſche Nation“ und an „meine lieben Landsleute“ unterbrochen.

Doch auch Schopper fand keinen Nachfolger. Der kirchengeſchichtlichen Wiſſenſchaft erging es wie der Profanhiſtorie. Das nationale Denken und Wollen ſchaffte ſich in der lokalen und territorialen Geſchichtsſchreibung ein neues Arbeitsfeld. Die Wiſſenſchaft ging den gleichen Weg, den die kirchenpolitiſche Entwicklung notgedrungen einſchlug. Der deutſche Proteſtantismus rettete ſich aus dem harten Zugriff der Gegenreformation in der Form der Landeskirchen. Gewiß machte das völkiſch-kulturelle Bewußtſein, Deutſcher zu ſein, nicht vor Landesgrenzen halt, das zeigen die Predigten des 17. Jahrhunderts über die ſchroffe Gegenſätzlichkeit zwiſchen deutſch-gläubig-ſittlicher und franzöſiſch-freigeiſtig-hemmungsloſer Haltung. Wenn aber der territoriale Kirchenhiſtoriker vom Vaterlande ſprach, ſo dachte er meiſt nur an ſeine engere Heimat. Dieſe Kirchengeſchichten der Länder und Städte ſind in ganz gewaltiger Zahl aus dem 17. Jahrhundert und den folgenden Jahren auf uns gekommen. Johann Georg Walch, der in ſeiner Bibliotheca theologica selecta eine gebietsmäßig geordnete Bibliographie bringt, muß Hunderte von Büchertiteln nennen [14]). Alle dieſe Werke ſprechen von der Verbindung zwiſchen dem Heimatgefühl und der Amtsauffaſſung der proteſtantiſchen Geiſtlichen oder

[14]) 3. Bd., 1752, S. 251 ff.

J. G. Herder-Institut Marburg

Hiſtoriker. In vielen heben ſich die Grundſätze ab, die bereits von den Humaniſten eingehalten und von den reformatoriſchen Geſchichtsſchreibern unterſtrichen worden ſind. Zwei Werke ſollen vom Geiſt dieſer ganzen Literaturgruppe zeugen. Dabei iſt die Auswahl nicht vom Klang des Verfaſſernamens, ſondern nach Größe und Bedeutung der kirchengeſchichtlichen Vorgänge beſtimmt. Thüringen und Niederſachſen weiſen den Fortbeſtand des germaniſchen Heidentums bis weit in die Karolingerzeit auf. Die lange Übergangszeit fordert den Hiſtoriker geradewegs zu einem Vergleich zwiſchen Heidentum und Chriſtentum auf, wobei natürlich die Frage über das Verhältnis von Miſſion und politiſcher Unterdrückung nicht zu übergehen iſt. Die thüringiſche Kirchengeſchichte ſtellt unausweichbar das Problem: Bedeutung der Wirkſamkeit von Wynfrith-Bonifatius für die Entwicklung der deutſchen Kirche. Beide Länder nehmen in der Geſchichte der deutſchen Reformation eine überragende Stellung ein. Die Anfänge der thüringiſchen Kirchengeſchichte ſchildert Caſpar Sagittarius, der Jenaer Hiſtoriker, der ſich auch ſonſt durch heimatgeſchichtliche Arbeiten einen Namen gemacht hat[15]). Auch er wahrt die humaniſtiſche Tradition, indem er auf die vorchriſtliche Zeit eingeht. Aber das Urteil iſt ſchroff ablehnend. Ihm liegt an möglichſt ſtarker Kontraſtierung von Heidentum und Chriſtentum. Es iſt augenſcheinlich, woher Sagittarius dieſe Schwarzweißmalerei übernommen hat. Die Quelle iſt die Briefſammlung des Bonifatius. Wie ſtark ſich Sagittarius mit dem Apoſtel der Deutſchen beſchäftigt hat, zeigt der Verlauf ſeiner Darſtellung. Denn die thüringiſche Kirchengeſchichte wird eine Monographie über Bonifatius. Hierin aber wirkt ſich die national-deutſche Geſchichtsbetrachtung des Proteſtanten Sagittarius aus. Denn er ſucht Alter, Größe und Bedeutung des Chriſtentums in der Zeit vor Bonifatius nachzuweiſen. Die Chriſtianiſierung iſt danach nicht das Werk des Bonifatius, ſondern das thüringiſche chriſtliche Volk mit ſeiner Geiſtlichkeit wehrt ſich gegen dieſen römiſchen Sendling. Eine ganze Kette von Anklagen hat Sagittarius gegen Bonifatius geſchmiedet, um die römiſch-katholiſche Form des Chriſtentums auf deutſchem Boden als einen Zwiſchenzuſtand herabzuſetzen und zu widerlegen.

[15]) Caſpar Sagittaris: Antiquitates gentilismi et christianismi Thuringici. Das iſt gründlicher und ausführlicher Bericht von dem Heiden- und Chriſtentum der alten Thüringer, 1685.

Dagegen lebt in Calvörs niederſächſiſcher Kirchengeſchichte die alte humaniſtiſche Betrachtungsweiſe der deutſchen Geſchichte ſtärker fort. Denn er hat wiederum die Idee der Urreligion, deren Überreſte er — geſtützt auf die bekannten antiken Zeugniſſe — im germaniſchen Heidentum zahlreich wiederzufinden glaubt. Vielleicht war bei den Niederſachſen ſogar eine letzte Spur der Dreieinigkeitslehre noch vorhanden. Bewundernd ruht ſein Blick auf den Großtaten der alten Sachſen: Germania triumphata, non domita. Die Sachſen warfen das fränkiſche Joch bald ab und ſtellten ſelbſt dem Reiche die Kaiſer, die Vorkämpfer der „alten Teutſch-Sachſen-Freiheit", zur Verfügung. Sachſen wurde das uralte Seminarium sacrum der nordiſchen Kirchen, und dann: auch Luther war Sachſe, im ſächſiſchen Magdeburg wurde die Hiſtorie aus den Feſſeln der Scholaſtik befreit und die neue kirchengeſchichtliche Wiſſenſchaft begründet[16]).

Sagittarius und Calvör ſtehen repräſentativ für eine ganze ſolche Literatur, die Heimatſtolz und geſchichtlicher Sinn geſchaffen haben. Nahm an ihr auch Schleſien teil, jenes durch Dynaſtien ſtark zerklüftete deutſche Land im Oſten, deſſen politiſche Bindungen an die Habsburger ſcheinbar nach dem katholiſchen Süden wieſen? Es iſt ganz offenkundig, daß die geiſtig-religiöſen Vorausſetzungen für Schleſien weſentlich anders waren als in den übrigen proteſtantiſchen Territorien des Reiches. Gewiß war Schleſien das Land, wo ſich Humanismus und Reformation aufs engſte verbanden. Hier zog nicht ein begeiſterter Feuerkopf die religiöſe Entſcheidung an ſich, ſondern Melanchthon mit ſeiner ausgleichenden und gemäßigten Art gab den Ausſchlag. Wo die hinreißende Kraft des religiöſen Führers fehlt, da wird die Einheit immer ſtark bedroht ſein. In Schleſien traten neben die Lutheraner bald Kalviniſten, Schwenckfeldianer und andere Spiritualiſten. Dazu kam die katholiſche Gegenbewegung, die in der habsburgiſchen Oberhoheit Anſtoß und Kräftigung erfuhr. Andere Hemmungen ſchloſſen ſich an. Für den ſchleſiſchen Hiſtoriker lag es nahe, Vergleiche zwiſchen der huſſitiſchen und lutheriſchen Reformation zu ziehen. Immer wieder begegnet daher der Verſuch, die Vorgeſchichte der Reformation bis auf Huß auszudehnen[17]). Man verweiſt gern auf den unter huſſitiſchem

[16]) Caſpar Calvör: Saxonia inferior antiqua gentilis et christiana, das iſt, das alte heidniſche und chriſtliche Niederſachſen, 1714.

[17]) Bezeichnend iſt das Werk Gottfried Hoppes: Evangelium Silesiae, das iſt hiſtoriſche Erzählung wie das Evangelium im

Einfluß steigenden Widerspruch gegen die römische Kirche im 15. Jahrhundert, oder man glaubt in der Ergebenheitserklärung schlesischer Stände vor Georg Podiebrad, dem Ketzerkönig, ein Zeichen antikatholischer Gesinnung zu sehen.

Trotzdem lassen sich in Schlesien die Einwirkungen der deutschen nationalen Geschichtsbetrachtung humanistisch-reformatorischen Gelehrtentums ebenso verfolgen wie anderswo in deutschen Landen. Wiederum ist es Melanchthon, dessen Einfluß sich auch hier geltend macht. Er bedauert es, daß es für Schlesien noch keine Darstellungen seiner Geschichte gibt. Aber er hofft auf baldige Schließung dieser Lücke: nec in ulla parte Germaniae plures ex populo discunt et intelligunt doctrinas[18]). Tatsächlich hat auch sogleich der Breslauer Reformator Johann Heß ein heimatgeschichtliches Werk unter dem Titel Silesia Magna geschrieben, das, obwohl ungedruckt, manchmal in der Folgezeit benutzt wurde; aber es ist seit über 200 Jahren verschollen, sodaß es in unserer Arbeit nicht in Betracht kommen kann. Die schlesische Geschichtsschreibung setzt vielmehr mit dem Freystadter Arzt Joachim Cureus, einem überzeugten Melanchthonschüler, ein.[19]) Als er sein Geschichtswerk veröffentlichte, da berief er sich ausdrücklich auf Anregungen, die er von Melanchthon empfangen hatte: Melanchthon habe in der Darstellung der deutschen Geschichte eine patriotische Pflicht gesehen. Cureus bringt die alten Zitate: patriam amare virtus est; nam pius est patriae scribere facta labor und beginnt mit dem Hymnus auf seine schlesische Heimat, ihre Schönheit und ihren Reichtum, ihre Bodenschätze und Fruchtbarkeit, ihre Wissenschaft und ihren Glauben. Er preist die Einwohner, ihre Gestalt und ihr Gemüt. Daraus schließt er: „Wir sind wirklich unserm Vaterland und seligen Vorfahren verpflichtet, daß wir die Gaben Gottes, womit er in diesem Leben unsere seligen Großeltern und Vorfahren geziert, rühmen, ihren vorbildlichen Tugenden nachfolgen

---

Lande Schlesien angefangen, zu- und abgenommen, 3 Bde. Handschrift in der Breslauer Stadtbibliothek; H. war Pfarrer in Konradsdorf, † 1690. Selbst die viel später verfaßte Schlesische Reformationsgeschichte von Abraham Gottlob Rosenberg, Pfarrer in Mertschütz, 1764 bringt die hussitische Vorgeschichte einschließlich der Vorgänge zur Zeit Podiebrads.

[18]) Vgl. das Vorwort Melanchthons zu Valentin Trotzendorfs Goldberger Katechismus, 1561; siehe auch: Paul Thierse: Der nationale Gedanke und die Kaiseridee bei den schlesischen Humanisten, 1908.

[19]) Joachim Cureus: Gentis Silesiae annales 1571.

und dieſe nicht mit geringerem Fleiß als ihre Güter und Hinterlaſſenſchaft an uns bringen ſollen." Hier iſt bereits die Grundlage für jene ſchwungvollen Hymnen auf Schleſien gelegt, die ſich wiederholen. Man denke etwa an Gottfried Heinrich Burghardts Chorographia Silesiae (1762), die oft abgeſchrieben wurde. Doch wurde ſpäter zwiſchen Ober- und Niederſchleſien geſchieden.[20])

Auch in den ſpäteren Überſetzungen, Bearbeitungen und Fortführungen des Buches, die auf Heinrich Rätel und Jacob Schickfuß zurückgehen, behielt das Buch ſeine patriotiſche Note. Es machte ſeinen Gang, wenn auch das Breslauer Domkapitel an der proteſtantiſchen Haltung des Cureus Anſtoß nahm. Aber an dem Widerſpruch, den der ermländiſche Biſchof Martin Cromer erhob, zeigt ſich die beſondere Lage der ſchleſiſchen Geſchichtsſchreibung.[21]) Denn Cromer kämpfte gegen den proteſtantiſchen und deutſchen Geiſt des Werkes an. Nicht nur von deutſcher, ſondern auch von polniſcher Seite aus ließen ſich alſo die geſchichtlichen Vorgänge im ſchleſiſchen Raum darſtellen und deuten. In Schleſien wurde dadurch die Geſchichtsſchreibung in beſonderem Grade nationale Aufgabe. Daher gewann die germaniſche Frühgeſchichte für dieſes Land ganz außerordentliche Bedeutung. Die Zuſtände und Vorgänge während dieſer Zeit in Schleſien wurden infolgedeſſen von Cureus und ſeinen Bearbeitern als Stück der germaniſchen Frühgeſchichte überhaupt angeſehen und behandelt, ſo daß man mit vollem Recht die bekannten antiken Schriftſteller als Grundlage benutzte. Aus dieſer national bedingten Wendung zur Frühgeſchichte ſind auch die viel beachteten Werke von Martin Hanke: De Silesiorum maioribus (1702) und Friedrich Wilhelm Sommer: Regnum Vannianum sive de antiqua Silesia (1722) hervorgegangen. Man erörtert den Aufenthalt germaniſcher Stämme auf ſchleſiſchem Boden wie der Quaden, Markomannen, Goten u. a., man fragt

[20]) Zwei Handſchriften liegen in der Breslauer Stadtbibliothek vgl. den Schluß: Die Niederſchleſier hält man für aufrichtigere, arbeitſamere und beſſere Wirte, ob ſie gleich auch gern etwas eſſen und trinken, inſonderheit haben die gebirgigen Einwohner durchgängig den Ruf, daß ſie ehrliche, dienſtfertige und geſellige Leute ſind, auch gute Soldaten abgeben und ſich durch ein gutes Wort leicht lenken laſſen. Dann wird die Frömmigkeit in beiden Konfeſſionen, die Wiſſenſchaft und die Dichtkunſt in Schleſien gelobt.

[21]) Vgl. Hermann Markgraf: Die Entwicklung der ſchleſiſchen Geſchichtsſchreibung, in: Kleine Schriften zur Geſchichte Schleſiens und Breslaus 1915.

nach ihrer Herkunft und der Dauer ihres Aufenthaltes, man beſpricht religionsgeſchichtliche Fragen uſf.[22])

Doch der katholiſche Angriff auf das Buch von Cureus zeigt die großen Schwierigkeiten für eine proteſtantiſche Geſchichtsſchreibung in Schleſien. Wer in der Breslauer Stadtbibliothek das „Doppelexemplar" von Schickfuß zur Hand nimmt, wird dies beſtätigt finden. Die katholiſche Zenſur hat an ſo vielen Stellen Änderungen durchgeſetzt, daß viele Seiten neu gedruckt werden mußten. In dem erwähnten Exemplar ſind die „beſeitigten" Seiten wieder eingeklebt, ſo daß die Zenſurmaßnahme im ganzen Ausmaß erkannt werden kann. Es iſt ein Zeichen für Macht und Dauer dieſer Zenſur, wenn ſelbſt noch 1730 bei der Herausgabe von Nicolaus Henels Annales Silesiae in den kirchlichen Berichten Streichungen vorgenommen werden mußten, obwohl ſelbſt der katholiſche Prälat Michael Joſeph Fibiger die Unparteilichkeit Henels anerkannt hatte. Fibiger hat übrigens Henels Schleſienbuch (1613) umgearbeitet und neu herausgegeben — eine Ausgabe, die ſeiner grunddeutſchen Geſinnung das beſte Zeugnis ausſtellt. Gerade die von ihm vorgenommenen Erweiterungen ſollen den deutſchen Charakter Schleſiens unterſtreichen.[23])

Jedenfalls war unter den in Schleſien herrſchenden Zenſurverhältniſſen vorläufig kaum an eine größere kirchengeſchichtliche Darſtellung zu denken. Die Kirchengeſchichte friſtete ein mehr oder weniger kümmerliches Daſein in den Profangeſchichten. Als endlich ein ſchleſiſcher Proteſtant an die ſchon lange fällige Arbeit heranging, da ſchrieb er wohl über 300 Seiten, aber auch dieſe Darſtellung war doppelt geſchützt. Denn der Rahmen einer allgemeinen Geſchichte und Landeskunde bleibt, und außerdem ſchreibt der Verfaſſer, der Schleſier Friedrich Lucae, in Heſſen-Kaſſel.[24]) Es mutet wie eine politiſche Ahnung an, wenn man die Widmung des Werkes an Friedrich III. v. Brandenburg lieſt. Lucae denkt dabei an den Erwerb Kroſſens, eines Stückes

[22]) Über den Umfang der deutſchen Arbeiten zur Frühgeſchichte, vgl. Johann Albert Fabricius: Bibliographia antiquaria sive introductio . . ., ed. tertia von Paul Schaffshauſen 1760, S. 45 ff.

[23]) Die Literatur in der Breslauer Stadtbibliothek; vgl. auch Joh. George Thomas: Handbuch der Literaturgeſchichte von Schleſien, 1824, als gute Bibliographie.

[24]) Friedrich Lucae: Schleſiens kurioſe Denkwürdigkeiten oder vollkommene Chronika von Ober- und Niederſchleſien 1689, 1. Bd. S. 211—545 Kirchengeſchichte.

von Schlesien, durch Kurbrandenburg und an seine persönliche Bekanntschaft mit dem Kurfürsten. Die Religions- und Kirchengeschichte hält sich ganz an das alte humanistisch-reformatorische Vorbild. Ausgangspunkt ist Melanchthons Klage über den Mangel an nationalen Historikern. Die Frühgeschichte Schlesiens mit der Herrschaft germanischer Stämme bildet den Anfang der geschichtlichen Darstellung; die weitere Schilderung sucht für das Mittelalter die Verbindung mit dem deutschen Reich zu unterstreichen, und polnische Ansprüche werden zurückgewiesen. Aber die Kampfesstellung gegen die mittelalterliche Kirche ist schroffer geworden. Denn Lucae ist Kalvinist, der die radikale Reformation vertritt. Man lese seinen Bericht über den Bau der ersten christlichen Kirche unter polnischer Hoheit zu Smogra: „Da sah Mieczislaus mehr auf den innerlichen Gottesdienst als etwa auf das äußerliche Gepränge. Sie hatte weder stolzierende Türme, weder künstliche Portale, weder kostbare Altäre, noch Meßgewand, noch dergleichen Zierrat, und war nur von Holz gebaut. Ihre herrlichste Pracht bestand in der christlichen Lehre." Aber eine Kirchengeschichte kalvinistischer Färbung konnte unmöglich gerade den schlesischen Protestantismus zufrieden stellen, dessen Anfänge auf die humanistische Vermittlungshaltung hinwiesen.

Erst mit dem Jahr der Altranstädter Konvention (1707) wurde der Bann gebrochen. Der Hallenser Professor der Geschichte Johann Ehrenfried Zschackwitz widmete Karl XII. von Schweden seine Schlesische Kirchenhistorie, um damit die Dankesschuld des schlesischen Protestantismus gegenüber seinem Retter abzutragen.[25]) Damit ist nun endlich das Werk entstanden, das nach Inhalt und Form sich mit Recht Schlesische Kirchengeschichte nennen kann. Denn der Verfasser ist ein Historiker vom Fach, der die Methode beherrscht und wissenschaftliche Kraft besitzt; er ist ein Deutscher, für den die schlesische Geschichte in den Rahmen deutscher Geschichte zu stellen ist, er ist Protestant, der die humanistisch-reformatorische Haltung wieder aufnimmt. Auch er beginnt mit der heidnischen Zeit: Weil die Schlesier ein deutsches Volk sind, so werden sie auch ihre deutschen Gottheiten und derselben Namen behalten haben. Deutsche Stämme waren die Ureinwohner Schlesiens, die durch den

[25]) Anonym: Schlesische Kirchen-Historie worinnen der Schlesier unterschiedliche Religionen und Gottesdienste, welche sie sowohl im Heiden- als Papsttum und nach erfolgter Reformation bis dato gehabt, kürzlich vorgestellt wird, 1708.

slawischen Einfall wohl unterworfen, aber niemals vertrieben wurden. Der Erzbischof von Mainz, später der von Magdeburg, hat anfänglich die kirchliche Gewalt in Schlesien ausgeübt. Das Heidentum der Germanen wird als Abgötterei verurteilt, aber immerhin wird ihnen ein Monotheismus in ältester Zeit zugestanden. Protestantisch ist dann die Zweiteilung der mittelalterlichen Kirchengeschichte in eine vorrömische und eine römische Zeit. Die protestantische Geschichtsschau verbindet sich mit der national-deutschen, da dem vom polnischen Krakau ausgehenden Einfluß vor allem die Umgestaltung der schlesischen Kirche im katholischen Sinn zugeschrieben wird. Aber während in dieser Sache das völkische Denken das kirchlich-religiöse geschärft hat, kommen bei den hussitischen religiösen Erfolgen im schlesischen Raum keinerlei völkische Bedenken. Die Gefahr einer slawischen Überfremdung bestand für die Schlesier von damals nur von Polen her, nicht aber seitens der Tschechen. Geschichtliche Überlieferung und eigene Erfahrung schufen diese Beurteilung der völkischen Lage. Naturgemäß gibt dann die Darstellung des Reformationszeitalters Gelegenheit, den deutschen Charakter Schlesiens zu unterstreichen. Aber da in der Duldung des Protestantismus zugleich eine rechtliche Frage gesehen wird, unterbricht der Verfasser durch Einfügung von Urkunden und Akten immer wieder die Schilderung, als ob es um Rechtsfragen im Freiheitskampf des schlesischen Protestantismus gegangen wäre und nicht vielmehr um den Sieg des Stärkeren! Doch gerade diese schwerfälligen kirchenrechtlichen Erörterungen gewinnen Leben, da die Ereignisse der deutschen Geschichte zur Begründung herangezogen werden. Das Recht des schlesischen Protestantismus auf freie Religionsübung wird dadurch erkämpft, daß Schlesien ein deutsches Gebiet ist. Da sind nun alle Gründe genannt, warum „Schlesien ein schönes und großes in den Grenzen Deutschlands ohnstreitig gelegenes Reichs-Land“ ist. Nun höre man die Gründe: Weil die römischen Kaiser von Henrico I. und Ottone Magno an es dafür erkennen und bei dem Reich zu behalten große Sorge und Mühe von dieser Zeit an angewendet, auch Schlesien selbst die Oberherrschaft der Kaiser und des Reichs gern und willig erkennet hätte. Daher es geschehen, daß durch Kaisers Friderici I. Autorität es zum ersten Mal seine eigene Fürsten aus Königl. Polnischem Geblüte bekommen, nämlich Boleslaum, Miceslaum et Conradum, unter welche Schlesien verteilet worden; weil unter dieser drei

Prinzen Regierung die deutſchen Kolonien ſich daſelbſt häufig niedergelaſſen und dadurch es zu einer recht deutſchen Provinz gemacht hätten und zur Recognition der Kaiſer und des Reiches Supremität über ſich und zu Bezeugung ſeiner Adherence an Deutſchland einen jährlichen Tribut gereicht hätte, welches alles unzweifelbar Proben der ſchleſiſchen Verknüpfung an Deutſchland wären.

Doch auch dieſes Werk wurde vom Breslauer Magiſtrat verboten. Als es trotzdem weiter verbreitet wurde, ſchrieb der katholiſche Prälat Michael Joſeph Fibiger eine Entgegnung, die vor allem die proteſtantiſche Auffaſſung der mittelalterlichen Kirchengeſchichte widerlegt. Fibiger ſelbſt iſt ein Mann treudeutſcher Geſinnung, aber öſterreichiſch-habsburgiſcher Haltung. Deshalb dient ſein Werk zugleich der Verherrlichung der habsburgiſchen Kaiſer.[26])

Die Lage des ſchleſiſchen Proteſtantismus blieb weiter bedrohlich. So kann es kein Zufall ſein, daß wir aus jenen Tagen nur noch eine einzige proteſtantiſche Kirchengeſchichte haben, die mehr eine Flugſchrift iſt als ein Buch.[27]) Aber dieſe wenigen Blätter, dichtbeſchrieben mit Nachrichten und Zahlen, ſind beherrſcht von Ideen, die die alten humaniſtiſch-reformatoriſchen Tendenzen widerſpiegeln. Da werden ſprachlich-philologiſche Unterſuchungen übernommen, nach denen die Schleſier ſchon in frühgeſchichtlicher Zeit einerlei Sprache mit den anderen deutſchen Stämmen gehabt haben, alſo gleichen Herkommens ſind; da werden deutſche Biſchöfe für Schleſien beſonders genannt und werden ſiegreiche Kämpfe der Deutſchen gegen die Polen in die Vorgeſchichte der Reformation eingeordnet. Wiederum begegnet uns Huß in dieſem Zuſammenhang. Die Darſtellung geht ſchließlich auf die Kämpfe der ſchleſiſchen Proteſtanten ein, um mit der Altranſtädter Konvention zu enden. Gerade daran merkt man, was die ſchleſiſchen Proteſtanten erhoffen und doch noch befürch-

---

[26]) Michael Joſeph Fibiger: Das in Schleſien gewalttätig eingeriſſene Luthertum und die dadurch erfolgte ſchwere Verfolgung der Römiſchen Kirche und Geiſtlichkeit, 1713—24; im 3. Teil S. 63, wird übrigens das Protokoll der Verhandlung über die Annales des Cureus, dieſer „lügenhaften, ſchändlichen und ungewaſchenen Hiſtorie", vom 21. 2. 1572 abgedruckt.

[27]) Anonym: Hiſtoriſche Nachricht von dem Zuſtand der Religion in Schleſien, in 4 Teilungen verfaßt, (das heidniſche Schleſien, das chriſtliche Schleſien bis zur Reformation, das größtenteils reformierte und evangeliſche Schleſien, das heutige größtenteils unter dominierender Römiſch-kathol. Religion ſtehende Schleſien), 1707 (in einem Sammelband der Breslauer Stadtbibliothek).

ten. Das völlige Fehlen jeder weiteren Darſtellung in den nächſten Jahrzehnten iſt nur aus dem Druck der Zenſurgewaltigen zu erklären. Was ſich die Proteſtanten mit ſchwediſcher Hilfe erkämpft hatten, war nur widerwillige Duldung, aber nicht Anerkennung. Erſt der Beſitzwechſel Schleſiens brachte die Löſung der alten Feſſeln. Nun konnte ſich endlich in der neuen Provinz des Staates Friedrichs des Großen die proteſtantiſche Wiſſenſchaft frei entfalten. Das gab auch dem kirchengeſchichtlichen Forſcher neuen Antrieb. Doch brachte dieſe neue Arbeit auch einen anderen geiſtig-ſeeliſchen Anſatz? Hat die Aufklärung die proteſtantiſchen Gelehrten des neuen preußiſchen Grenzlandes Schleſien zu Weltbürgern gemacht?

Kurze Zeit nach Abſchluß des 2. Schleſiſchen Krieges gab Daniel Gomolcke ſeine ſchleſiſche Kirchengeſchichte heraus, die mit ihren vielen ſtatiſtiſchen Angaben über evangeliſche Gemeinden und Schulen, Lehrer und Prediger den typiſchen Sammeleifer jener Zeit verrät.[28]) Man glaubt es dem Verfaſſer gern, daß er drei Jahre durch Ober- und Niederſchleſien gereiſt iſt, um an Ort und Stelle Material einzuſehen und zu ſammeln. Aber Gomolcke gibt auch im 2. Teil unter dem Titel das beglückte Schleſien eine Kirchengeſchichte des Landes von den Anfängen an. Doch welcher Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinen Vorgängern! Kein Wort über die heidniſch-germaniſche Frühzeit, kein Eingehen auf das Volkstumproblem in der mittelalterlichen Kirche, keine Spur der Erkenntnis, daß ſich ſchleſiſche Geſchichte nur im großen Rahmen der deutſchen Geſchichte behandeln läßt; dagegen bricht immer wieder die Freude an Perſonen und Zahlen, Aufſtellungen und Daten hervor. Erſt bei der Reformation wird die Darſtellung lebhafter und wärmer. Es iſt bezeichnend, daß der Vollender dieſes Werkes, Benjamin Gottlieb Schmied, faſt zur annaliſtiſchen Bearbeitung zurücklenkt — und das für die ſturmbewegte Zeit von 1611 bis 1648! Kaum glaublich klingt die Verſicherung des

[28]) Daniel Gomolcke: Der heutigen Schleſiſchen Kirchen-Hiſtorie 1. T., darinnen das bis 1748. Jahr lebende der ungeänderten Augsb. Conf. zugetane Zion nebſt deren Parochien, Kirchen, Bethäuſern . . . geſammlet, 1748; 2. T. das beglückte Schleſien genannt, darinnen gezeiget wird 1. der Anfang der chriſtl. Religion in Schleſien, 2. die Auferbauung der Kirchen und Klöſter, 3. Urſprung und Ankunft der Mönchsorden, 3. Anfang und Fortgang der evang. Religion; 3. T. 1611—48, zuſammengetragen von Benjamin Gottlieb Schmied, 1754.

Fortſetzers: „Man hoffet, daß hierinnen keiner Religion zu nahe wird geſchrieben ſein.“ Dieſem Werk fehlt ganz die lebensvolle deutſche und proteſtantiſche Haltung, die den Leſer bezwingt und fortreißt. Hier kann man die kirchliche Vergangenheit Schleſiens kennen lernen, aber nicht Erinnerungen pflegen.

Das andere kirchengeſchichtliche Werk, das aus der Aufklärungszeit ſtammt, atmet denſelben Geiſt. Der Verfaſſer, der ſchleſiſche evangeliſche Pfarrer Johann Adam Henſel, wahrt ſchon durch die Wahl des Titels: Proteſtantiſche Kirchengeſchichte den Standpunkt des Aufklärers, der in der Reformation in erſter Hinſicht den negativen Proteſt, nicht die aufbauende Glaubensbewegung ſieht.[29]) Es iſt kein Zufall, daß er den preußiſchen Inſpektor der Kirchen und Schulen in Schleſien, Friedrich Eberhard Rambach, um ein Geleitwort für ſein Buch gebeten hat. Rambach kennt Schleſien zu wenig, um ein zur Sache gehörendes Vorwort ſchreiben zu können, deshalb handelt er von der Religionsfreiheit, die im Staate Friedrichs des Großen verwirklicht iſt.

Nun beſitzt Henſel umfaſſende Kenntnis der alten Literatur. Sein Wiſſen zwingt ihn zur Auseinanderſetzung mit den früheren Profan- und Kirchenhiſtorikern. Aber die Auseinanderſetzung iſt völlig ablehnend. Er iſt von der Fragwürdigkeit aller Überlieferungen von der germaniſchen Frühzeit Schleſiens überzeugt. Ob jemals germaniſche Stämme in Schleſien gewohnt haben, ob die Angaben der antiken Autoren über die Germanen auch auf das Gebiet zwiſchen Elbe und Oder zutreffen, iſt ihm ſehr zweifelhaft. Stärkſte Bedenken äußert er gegen die bisherige Darſtellung der Miſſionsgeſchichte, obwohl doch gerade damit in der humaniſtiſch-reformatoriſchen Geſchichtsſchreibung die Exiſtenz eines vorrömiſchen Chriſtentums für Schleſien erwieſen werden ſollte. Erſt im 10. Jahrhundert, alſo bei Beginn der polniſchen Zeit, trifft man nach ſeiner Meinung in der ſchleſiſchen Geſchichte auf geſicherte Nachrichten. Sein Intereſſe für das Mittelalter erſtreckt ſich nur darauf, Zeu-

[29]) Johann Adam Henſel: Proteſtantiſche Kirchengeſchichte der Gemeinen in Schleſien nach allen Fürſtentümern, vornehmſten Städten und Orten dieſes Landes 1768. — Auf die nur 8 Seiten ſtarken Kurzen Grundſtriche der Schleſiſchen Kirchen-Geſchichte, 1702 braucht hier nicht eingegangen zu werden. Sie iſt nur ein Auszug aus dem noch ungedruckten Werk des Brieger Profeſſors Burghart, das mir nicht zugänglich war.

gen gegen den römiſchen Aberglauben aufzuſpüren. Dabei geht er auch auf die Bedeutung der huſſitiſchen Ideen für Schleſien ein. Jedenfalls iſt die Verbindung zwiſchen ſelbſtbewußtem deutſchen Volkstum und proteſtantiſcher Geſchichtsſchreibung gänzlich gelöſt. Der Nichtbeachtung der Frühgeſchichte entſpricht der Mangel an völkiſchem Selbſtgefühl. Der Verfaſſer ſagt ſelbſt einmal, daß er die Grenzen des unparteiiſchen Geſchichtsſchreibers habe nicht überſchreiten wollen, um ſich nicht den Verdacht eines zu ſtark paſſionierten Hiſtorikers zuzuziehen. Henſel will ſchließlich die Befürchtungen der Katholiken gegenüber der preußiſchen Herrſchaft zerſtreuen. Deshalb teilt er ein preußiſches Scriptum mit, das den Zweck hat, die Furcht der Katholiken zu beheben und die Hoffnung auf Polen zu zerſtören. Die preußiſche Regierung habe faſt niemals Religionskriege geführt. Ruhe und Frieden ſollten über den Konfeſſionen Schleſiens herrſchen. Im übrigen bietet auch Henſel viel Material an Zahlen und Namen. Auch er iſt der Stoffſammler, wie viele andere jener Zeit.

So ſchwindet in der Aufklärung aus der ſchleſiſchen Kirchengeſchichtsſchreibung das nationale Anliegen des deutſchen Humanismus, das gerade in Schleſien von der kirchlichen Reformation her neue ſtarke Antriebe und Anregungen erfahren hatte. Die Geſchichtsſchreibung der Melanchthonſchule wird nicht weiter gepflegt. Gewiß, ſie hat zu ſtark fabuliert und kombiniert. Aber in der Feſtigkeit, Geſchloſſenheit und Überzeugtheit ihrer Haltung ſteht ſie eindrucksvoll vor der Wiſſenſchaft da. Was wollten ihr gegenüber jene Geſchichtsſchreiber, die nicht einmal Sinn und Größe ihres völkiſchen und religiöſen Daſeins erkannt hatten, mochten ſie auch neue Kenntniſſe vermitteln und alte Überlieferungen berichtigen. Aus dem Hiſtoriker, als dem Zeugen völkiſchen und religiöſen Wollens iſt ein Berichterſtatter geworden, der Abſtand nimmt und ſich mit dem Tatſächlichen begnügt. Was die Darſtellung durch kritiſchen Geiſt an äußerer Richtigkeit gewann, verlor ſie zugleich durch fehlenden Einſatz an innerer Wahrheit. Denn wer ſpürte hier noch die Not der Volkstumskämpfe und der habsburgiſchen Gegenreformation? Nur die proteſtantiſchen Geſchichtsſchreiber jener Kampfzeit ſprechen den Leſer an und zwingen ihn zum Mitgehen.

Breslau. Hans Leube.

III.

Sebaſtian Schubart

(1498—1580).

In der Liegnitzer Reformationsgeſchichte iſt Sebaſtian Schubart bekannt als einer der erſten evangeliſchen Prediger zu Liegnitz. Sein Bericht über Anfang und Entwicklung der evangeliſchen Bewegung in der Fürſtentumshauptſtadt iſt jahrhundertelang die Hauptquelle für die Darſtellung der Liegnitzer Reformationsgeſchichte geweſen, z. B. bei Leonhard Krentzheim, Simon Grun (Grunäus), Georg Thebeſius, Gottfr. Dewerdeck, Chriſtian Runge, Abrah. Gottlob Roſenberg, Sigism. Juſtus Ehrhardt. Trotzdem ſind wir über Schubarts Leben und Wirken nur unvollkommen unterrichtet. Etwas reichlicher zwar als in früheren Jahrhunderten fließen heute die Quellen. Sie zeigen, daß manches ergänzt und teilweiſe bedeutend berichtigt werden muß, was die überlieferten Nachrichten über Sebaſtian Schubart darbieten. Solche Ergänzung und Berichtigung ſoll im folgenden geboten werden. Das Bild Schubarts wird uns dadurch in einem deutlichern Lichte erſcheinen.

Geboren iſt Seb. Schubart i. J. 1498 in Kulmbach a. Main (Oberfranken) als „armer Leute Kind“. Seine älteren Biographen (außer Ehrhardt) kannten ſein Geburtsjahr nur aus ſeinem Epitaph in der Stadtpfarrkirche zu Lüben. Den Geburtsort und damit die Heimat wußten ſie nicht anzugeben, weil ihnen die von Diakonus Adam Thilo in Lüben auf Schubart gehaltene Leichenpredigt nicht bekannt war[1]). Dieſe ſcheint ſehr geringe Verbreitung gefunden zu haben. Schon Sim. Grun († 1628) hat anſcheinend von ihr nichts gewußt; er ſagt nur, er erinnere ſich, den Seb. Schubart einſt als Knabe in Lüben öffentlich predigen gehört zu haben[2]). Heute iſt Thilos Leich-Sermon wohl ganz verſchollen; denn

[1]) Ein tröſtlich Sermon über der Leich des Ehrw. uſw. Hrn. Sebaſt. Schubarts, alten Pfarherrns und Decans in Lüben . . ., gethan durch Adam Thilo, derſelben Kirch Diacono . . . Gedruckt zu Leipzig 1580. 2 Bogen in 4° (Nach Ehrhard, Presbyterologie IV, 155, nota b.)

[2]) Ehrhardt a. a. O., S. 158.

auch mit Hilfe der Auskunft der Preußiſchen Staatsbibliothek in Berlin iſt ſie nicht mehr nachweisbar. Wir müſſen uns mit den kurzen Angaben des fleißigen Sammlers Ehrhardt begnügen, dem nach ſeinen eigenen Worten Thilos Predigt „ehmals in die Hände geraten“ war [3]).

Schubart trat in ſeiner Vaterſtadt in den Orden der grauen Franziskaner (Barfüßer-Mönche, Minoriten) ein. Nach erledigtem Noviziat (Lehrzeit) wurde er in verſchiedene Konvente dieſes Ordens geſandt und war in Neuſtadt a. d. Aiſch, Bamberg und Bautzen ein ſtrenger, eifriger Mönch, wie Thilo a. a. O. berichtet. Von Bautzen kam er um 1520 nach Liegnitz in das Graue Kloſter zu St. Johannis. Seine Ordensoberen ſcheinen in den etwa zweiundzwanzigjährigen jungen Mönch ein beſonderes Vertrauen geſetzt zu haben;; denn ſie ſandten ihn nach Liegnitz als Prediger ſeines Konvents, um für dieſen die Gunſt des Volkes wiederzugewinnen und deſſen Spendeluſt von neuem anzuregen. Daraus geht wohl hervor, daß Schubart die Gabe der Rede und eine gewiſſe theologiſche Schulung beſaß. Gerade die Aufgabe der Bettelmönche hatte von jeher darin beſtanden, über den Kreis ihres Konventes hinaus auf das Volk, mit dem ſie durch ihren Bettel ſtändig in Berührung kamen, durch Seelſorge und Predigt einen religiöſen Einfluß auszuüben. Weil die grauen Mönche meiſt aus den untern Volksſchichten ſtammten, verſtanden ſie es auch, in ihren Predigten den rechten Volkston zu treffen. Sie hatten darum in der Blütezeit ihrer Klöſter großen Zulauf gehabt und waren bei der Volksmenge beliebt geweſen.

Aber dieſe Zeit war längſt vorüber. Auch in Liegnitz ſpürten die grauen Mönche den Wandel der Zeit am eigenen Leibe. Hier kam aber zu den allgemeinen Urſachen des Verfalls des Mönchtums noch ein anderer Grund, der den Konvent bei St. Johann um ſein Daſein bangen ließ. Es war die Konkurrenz der braunen Franziskaner (Bernhardiner), die ſeit 1475 auch in Liegnitz anſäſſig waren. Weile dieſe braunen Mönche mit ihrer ſtrengeren Ordensregel im Rufe größerer Heiligkeit ſtanden, wandte ihnen das Volk ſeine Gunſt zu. Das führte zu erbitterten Kämpfen zwiſchen beiden Richtungen. Der dauernde, haßerfüllte Streit brachte es ſchließlich dahin, daß ſich 1516 der Biſchof von Breslau, ſowie die Herzöge Friedrich II. von Liegnitz und Hans von Oppeln an den Papſt wandten mit der Bitte, in den Städten Liegnitz,

[3]) Ehrhardt a. a. O., S. 155.

Oppeln, Neiſſe und Breslau, wo beide Richtungen je ein Kloſter hatten, den Streit durch Verſchmelzung beider Klöſter zu ſchlichten und dabei den Bernhardinern den Vorrang zu geben. Der Papſt genehmigte das Geſuch. Herzog Friedrich erhielt 1518 den Befehl, das vor der Stadt gelegene Bernhardinerkloſter wegen der Türkengefahr abzubrechen. Die Bernhardinermönche ſollten ins Johanneskloſter überſiedeln. Die grauen Mönche ſollten ſich entſcheiden, ob ſie nach den ſtrengeren Regeln der Bernhardiner leben und ſich deren Generalvikar unterwerfen wollten. Wer ſich weigere, ſolle vertrieben werden. Das bedeutete für die grauen Franziskaner nicht weniger als die völlige Vernichtung. Herzog Friedrich verſchob nun aber die Ausführung des von ihm mitveranlaßten päpſtlichen Entſcheids auf unbeſtimmte Zeit. Vielleicht waren ihm ſtaatliche und völkiſche Bedenken gekommen.

Beide Liegnitzer Klöſter gehörten nämlich verſchiedenen Ordensprovinzen an: das graue Kloſter der deutſchen Provinz Sachſen, das Bernhardinerkloſter dagegen der tſchechiſchen Provinz Böhmen. Die böhmiſchen Großen ſtrebten darnach, die deutſchen Franziskanerklöſter Schleſiens unter die böhmiſche Ordensprovinz zu bringen. Dieſem Ziele ſollte die Vereinigung der beiden Klöſter in den genannten Städten dienen. Die ſchleſiſchen Fürſten gingen damals noch größtenteils mit dem böhmiſchen Adel, begünſtigten darum die Bernhardiner. Herzog Friedrich galt noch 1520 als Freund der Bernhardiner. Dann als in dieſem Jahre die ſchleſiſchen Stände den Befehl erhielten, die Klöſter der Barfüßer in bernhardiniſchem Sinne zu reformieren, da wurde Friedrich von Liegnitz mit der Ausführung des Befehls betraut. Er zögerte aber auch damals.

Um dieſe Zeit (1520) kam Sebaſtian Schubart nach Liegnitz. Sein Auftrag, den Liegnitzer Konvent des grauen Kloſters wieder in Aufſchwung zu bringen, war ſo ſchwierig wie nur möglich. Die Bernhardiner warteten täglich darauf, daß der Herzog den zu ihren Gunſten lautenden Befehl ausführen werde. War es da nicht von Anfang an vergeblich, wenn Schubart ſich in Predigt und Seelſorge mit ganzem Eifer für ſeinen Orden ins Zeug legte? Wir wiſſen über ſeine Tätigkeit in ſeinen beiden erſten Liegnitzer Jahren nichts. Vielleicht war er ſchon damals von Luther innerlich berührt. Sein Orden hatte ja auch gar keine Veranlaſſung, der von deutſchem Geiſte getragenen reformatoriſchen Bewegung Luthers zuwider zu ſein. Er erfreute ſich ja nicht,

wie die Bernhardiner, der päpſtlichen Gunſt, ſondern war in Gefahr, ſein deutſches Gepräge zu verlieren. Warum ſollten ſich denn die grauen Franziskaner beſonders papſttreu zeigen?

Im Frühjahr 1522 kam der Guardian des Wittenberger Franziskanerkloſters, ſächſiſcher Provinzialvikar und erwählter Provinzialminiſter Dr. Peter Zedlitz von Borne (Fontinus), nach Breslau wegen des Streites zwiſchen den beiden dortigen Orden. Am 9. 4. 1522 ſchrieb der Breslauer Guardian des Bernhardinerkloſters an ſeinen böhmiſchen Provinzialminiſter, daß der Guardian des Wittenberger Franziskanerkloſters zwei Predigten in dem grauen Jakobskloſter gehalten und dabei viele lutheriſche Irrtümer vorgebracht habe. Es wären im Jakobskloſter viele heimliche Lutheraner. Man hat aus dieſem Bericht geſchloſſen, daß Fontinus ſchon damals ein Anhänger Luthers geweſen ſei und ſich in Breslau offen zu Luthers Lehre bekannt habe. Das trifft aber nicht zu; denn der Wittenberger Konvent als Ganzes war damals noch ein Gegner Luthers. Immerhin iſt es möglich, daß Fontinus, der einige Jahre ſpäter (1524 oder 1525) aus ſeinem Orden ausgetreten und evangeliſch geworden iſt, ſchon 1522 einige Gedanken Luthers in ſich aufgenommen hatte[4]). Am 18. Mai 1522 war Fontinus im Liegnitzer Kloſter zu St. Johannes, um mit den dortigen Ordensbrüdern die Lage des Kampfes zu beſprechen. Dabei wird er gewiß auch über ſeine Erfahrungen in Breslau berichtet haben. Ob er auch in Liegnitz in der Kloſterkirche gepredigt hat, und zwar in dem Sinne, wie ſeine Breslauer Gegner ihm vorwarfen, iſt nicht bekannt. Man darf aber wohl annehmen, daß Sebaſtian Schubart durch den Bericht des Wittenberger Guardians in der Erkenntnis gefördert worden iſt, daß eine neue Zeit im Anbruch ſei, die für ihn und ſeinen Orden ſchickſalhaft werden würde.

Als wenige Wochen darauf Fabian Eckel, der vom Herzog berufene neue Pfarrer an Liebfrauen, am Pfingſtſonntag (8. Juni) 1522 ſeine erſte Predigt in evangeliſchem Sinne gehalten hatte, fing Schubart an, das gleiche in ſeiner Kloſterkirche zu tun. Er ſagt darüber in ſeinem Reformationsbericht: „Alß man ſchreib 1522, iſt die predigt deß ſeeligmachenden evangelii auch zur Liegniz bei mehlichen

[4]) Über Petrus Zedlitz Fontinus berichtet G. Hoffmann ausführlich im Korreſpondenzbl. d. V. f. Geſch. ev. Kirche Schleſ. XIX², S. 43—97.

angegangen durch einen prediger in unßer lieben frauenkirchen, Fabian Eckel genandt, und durch einen grauen mönch in S. Johannis Kloſterkirchen“ [5]). Die Prionitätsfrage iſt hier klar beantwortet: Nicht Seb. Schubart, wie es in der Überſchrift des genannten Berichts von der Hand des Abſchreibers lautet, iſt der „erſte evangeliſche Prediger zur Liegnitz“ geweſen, ſondern Fabian Eckel. Schubart hat erſt evangeliſch gepredigt, als Eckel damit begonnen hatte, und er nicht mehr den Unwillen des Herzogs zu befürchten hatte. An welchem Tage d. J. 1522 Schubart ſeine evangeliſchen Predigten begonnen hat, wird nicht berichtet. Auch über ſeine Predigtweiſe im einzelnen iſt nichts überliefert. Wenn es wahr iſt, was Ehrhardt IV. 156 Anm. d. ſagt, daß der Breslauer Biſchof Jakob von Salza auf dieſen Liegnitzer Evangeliſten ſehr erzürnt geweſen ſei und ihm mit dem Bann gedroht habe, ſo läßt das auf Art und Wirkung der Predigt Schubarts ſchließen. Auch bezieht ſich wohl auf ſeine evangeliſche Predigttätigkeit, was ſein Leichenredner ſagt: Schubart habe „das graue Kloſter in ziemlich Uffnehmen gebracht durch Predigen uſw.“ Übrigens beſchränkten ſich Schubarts wie Eckels evangeliſche Predigten anfangs auf reine Wortverkündigung. Sie waren darauf bedacht, „die papiſtiſchen Irrtümer anzuzeigen und zu ſtrafen“, wie Schubart a. a. O. berichtet. Die Rechtfertigungslehre ſtand im Vordergrunde der evangeliſchen Lehre. Die äußere Geſtaltung des Gottesdienſtes und die alten Kirchengebräuche blieben noch unberührt.

Das Jahr 1524 brachte in der Geſtaltung des Gottesdienſtes einen Fortſchritt, indem man in Liegnitz zur Abendmahlsfeier in beiderlei Geſtalt überging. „Erſtlich im grauen Kloſter, darnach auch auffm Schloß, dabei ſonderlich vom Schloßprediger Johann Sigmund [Werner] herzliche und tröſtliche Vermahnung ſein getan, daß ſich ihrer viel mit aller Andacht zu der Kommunion begeben haben“. Das ſind wieder Worte Schubarts in ſeinem Reformationsbericht. Demnach hat Schubart als erſter mit dieſer bedeutſamen Neuerung, die als Bekenntnis zur evangeliſchen Bewegung galt, begonnen. Auffallend iſt, daß Schubart nur das graue Kloſter und das herzogliche Schloß nennt, wo die Neuerung der Abendmahlsfeier erfolgt ſei, nicht aber die Liebfrauenkirche. Es liegt da offen-

[5]) Vgl. F. Bahlow, Die Reformation in L. (1518), S. 149, Beilage 1.

bar ein Versehen bei der Niederschrift des Berichts vor; denn daß Fabian Eckel sich von der Einführung der Feier mit Brot und Wein damals noch ausgeschlossen habe, ist undenkbar. Krentzheims Bericht in seiner Chronologie (II, 367 a) ist ebenfalls unvollständig; er fügt zwar hinzu: „dergleichen geschieht auch in Unser Frauen-Kirch", läßt dafür aber die Schloßkapelle weg, obwohl ihm Schubarts Bericht vorgelegen zu haben scheint. Ein späterer Bericht von Simon Grun in seiner Hs.: Collectio Epitaphiorum maxime Lignicensium sagt: „An. 1524 ward den 26. Merz zu S. Johannis oder grauen Kloster und zur lieben Frauen das Abendmahl zum ersten in beyder Gestalt gereicht, auch auf dem Schloss von dem Hofprediger Johann Siegemund Werner nach der Einsetzung Christi gegeben, allwo sich viel Kommunikanten einfanden". (Nach Ehrhardt IV, 30 Anm.)

Wann ist nun die Communio sub utraque zum ersten Male an den drei genannten Stätten in Liegnitz erfolgt? (Die Peter-Paul-Kirche kommt nicht in Frage, da dort die Predigt des Evangeliums erst später, frühestens wohl im Herbst 1524 begann.) Schubart sagt nur „Anno 1524", Krentzheim genauer „in der Fasten dieses (1524) Jahres". Sup. Grun nennt sogar einen bestimmten Tag, „den 26. März". Das war in jenem Jahre der Ostersonnabend! Gruns Darstellung erweckt die Vorstellung, daß die Communio s. utr. gleichzeitig am 26. März in den drei Kirchen erfolgt sei. Dem widerspricht aber deutlich Schubart, wenn er sagt: „Erstlich im grauen Kloster, darnach auch auffm Schloß". Eine Notiz im Liegnitzer Stadtarchiv sagt ebenso: „In der Fasten fehrt man zu S. Johannis das heilige Mahl beiderlei gestalt zu reichen, ingleichen auch hernach bei den andern Kirchen 1524." Gruns Darstellung soll nach Ehrhardt auch eine Wiedergabe von Schubarts Bericht sein; es ist aber deutlich, daß es sich dabei nicht um eine wörtliche Wiedergabe, sondern um eine Überarbeitung der Vorlage Schubarts handelt. Das genaue Datum des 26. März bezieht sich wahrscheinlich auf die Abendmahlsfeier Eckels in Liebfrauen. Grun hat dieses Datum wohl aus den damaligen Akten dieser Kirche entnommen, die ihm als Pfarrer von Liebfrauen zur Verfügung standen.

Wir stellen also fest: Die ersten Feiern des Abendmahls in evangelischer Gestalt sind nicht gleichzeitig, sondern nacheinander in den einzelnen Kirchen erfolgt, zuerst in St. Johann, sodann in der Schloßkapelle (beide in der Fasten-

zeit) und zuletzt (am 26. März) in der Frauenkirche. Sebastian Schubart aber hat das Verdienst, den Anfang gemacht zu haben.

Wenige Wochen später wurde der Streit der beiden Ordensrichtungen in Liegnitz entschieden. Herzog Friedrich hatte aus mancherlei Ursachen den Bernhardinern seine Gunst entzogen. Als nun besonders infolge der Darreichung auch des Kelches beim Abendmahl im grauen Kloster usw. in den Reihen der Bernhardinermönche der alte papistische Glaube eifrig verteidigt und der evanggelischen Bewegung heftiger Widerstand erwiesen wurde, mußte der Herzog gefährliche Unruhen befürchten. Dieser Gefahr mußte er schon aus politischen Gründen beizeiten entgegentreten. So entschloß er sich, dem Beispiele Breslaus zu folgen, das Bernhardinerkloster aufzuheben und mit dem Johanniskloster zu vereinigen, und zwar so, daß die grauen Mönche die Herren des gemeinsamen Klosters würden. Die Überführung der Bernhardiner erfolgte zwischen dem 26. Mai und dem 2. Juni 1524, nach einem andern Bericht erst am 10. Juni [6]). Nur wenige Tage blieben jedoch die widerspenstigen Bernhardiner in dem Johanniskloster. Der Herzog befahl, sie sollten entweder dem Konvent der sächsischen, also deutschen Provinz Gehorsam leisten oder, wie es ihre Brüder in Breslau getan hatten [7]), aus der Stadt weichen. Sie zogen das letztere vor.

Bald darauf, am Tage Johannis Baptistae (24. Juni) 1524, verordnete Herzog Friedrich durch ein öffentliches, uns heute auch im Wortlaut bekanntes Mandat [8]), daß in seinem Lande „nichts anderes als das lautere Wort Gottes und das heilige Evangelium nach Deutung der hl. Schrift" verkündet werden sollte. Infolge dieses Mandats wurden in Liegnitz in den Klöstern die Predigten „gelegt", damit sie nicht Unruhen anrichteten. So berichtet Schubart a. a. O. Ob das Mandat oder der Abzug der Bernhardiner auch die Wirkung gehabt hat, daß aus dem Konvent bei St. Johann sogleich der eine oder andere Mönch ausgetreten ist, muß dahin gestellt bleiben. Wenn aber Thilo in den Personalien Schubarts sagt: „Und nachdem das hl. Evangelium nach der

[6]) Scholz, Die Vertreibung der Bernhardiner aus Liegnitz i. J. 1524. Zeitschr. d. V. f. Gesch. u. Altert. Schles., XII, 359—378.
[7]) E. Fraenkel, Über die Vertreibung der Bernhardiner aus Breslau (1522). Ebenda, Bd. 41 (1907).
[8]) Jahrbuch d. Ver. f. Schles. Kirchengesch., XXV, 3—11.

Liegnitz alſo eingekommen, daß die Brüder nicht mehr in dem Gezwange verbleiben wollen, iſt er faſt allein doſelbſt blieben", ſo iſt das übertrieben. Andre haben daraus gar gemacht, das graue Kloſter ſei von den Mönchen verlaſſen worden, ſodaß Schubart „n u r noch allein" darinnen blieb.

Dieſe Darſtellung älterer Schriftſteller entſpricht nicht der Wirklichkeit. Nach einem alten Vertrage des Franziskanerkonvents mit der Stadt Liegnitz hatte dieſe das Kloſter mit Salz zu verſorgen [9]). Dieſe Salzlieferung erfolgte noch in den Jahren 1525, 1526, 1527, und zwar 1525 vierteljährlich 1, zuſammen 4 Scheffel, 1526 in 6 Raten je ½, zuſammen 3 Scheffel, 1527 drei Quartalslieferungen, je 1, zuſammen alſo 3 Scheffel [10]). Auch bei Berückſichtigung der Tatſache, daß man in jenen Zeiten größere Mengen Salz als heute zum Wirtſchaftsbetriebe brauchte, iſt doch klar, daß 4 oder 3 Scheffel Salz im Jahre nicht von e i n e r Perſon (Seb. Schubart „nur noch allein") verbraucht werden konnten. Gegen Ende 1524 ſchied Schubart, wie wir ſehen werden, aus dem Konvent aus. Es müſſen alſo noch ſoviele Mönche im Kloſter geweſen ſein, daß 1525 die Stadtverwaltung noch 4 Sch. Salz zu liefern vertragsmäßig verpflichtet war. Dagegen ſcheint das Jahr 1526 eine Abnahme der Kloſterbewohner gebracht zu haben; denn für 1526 und 1527 werden nur je 3 Sch. Salz geliefert. Mit Ende 1527 ſcheint dann die Auflöſung des Konvents erfolgt zu ſein. Darauf deutet nicht bloß die Einſtellung der Salzverſorgung, ſondern auch der Umſtand, daß der Guardian des Kloſters i. J. 1528 ein ſehr wertvolles Buch: Schedels berühmte Weltchronik, der Stadt übergeben hat [11]). Nach Auflöſung des Konvents hat wohl der Herzog Friedrich das Kloſter in Beſitz genommen, um es nach Abbruch des Domes (1530) den Domherren zu überlaſſen. Die Johannesklokterkirche hieß ſeitdem Stiftskirche, wurde aber das ganze 16. Jahrhundert hindurch nicht mehr als Predigtkirche, ſondern nur als herzogliche Begräbniskirche benutzt.

---

[9]) Mitteilungen d. Liegn. Geſch.- und Altert.-Vereins, H. 2, S. 53.

[10]) Stadtarchiv Liegnitz: A, Nr. 212. Salzrechnung.

[11]) Auf der Titelſeite die handſchr. Eintragung: Ich Bruder Wenczel Freudenberger, Gardianus des cloſters Sant Joannis, habe geligen diß buch, Cronica genandt, dem Erbaren Rothe zcw ligenitz. Geſchen Am obende der Hymelffart Marie [15. Auguſt] 1528. — Das Werk befindet ſich heute in der Peter-Paul-Bibliothek zu Liegnitz, Fol. 678.

Wie vorhin ſchon bemerkt wurde, iſt Seb. Schubart gegen Ende des Jahres 1524 aus dem Kloſter geſchieden. Er folgte einem Rufe nach Rüſtern bei Liegnitz als Pfarrer. Er ſagt das ſelbſt in ſeinem Reformationsbericht (zum Jahre 1525): „Der graue Mönch war nunmals auf einem Dorfe Pfarrherr". Er nennt weder ſeinen Namen noch das Dorf. Thilo in ſeinem Leich-Sermon ſagt genauer: „Von der Liegnitz iſt er . . . etwa am Ende das Jars 1524 nach Röſtern in die Pfarre gezogen" [12]). Was hat ihn hierzu veranlaßt? In der Leichenpredigt auf ihn heißt es: „Von der Liegnitz iſt er, um dem Schwenckfeldiſchen Stank auszuweichen, ... gezogen". Das iſt natürlich Unſinn; einen ſolchen „Stank" gab es 1524 noch nicht in Liegnitz [13]). Nein, Schubarts Weggang von Liegnitz war zweifellos eine Folge des herzoglichen Mandats, das beſonders auf den Dörfern zu einem großen Mangel an Pfarrern, die den Forderungen des Mandats zu entſprechen willens und in der Lage waren, führte. Schubart ſah wohl voraus, daß ſeines Bleibens im Kloſter nicht mehr lange ſein konnte. Darum nahm er den Ruf in die Pfarre von Rüſtern an. Patron dieſer Pfarrſtelle war damals Hans v. Keyſchberg (Keuſchberg) auf Ober- und Mittel-Rüſtern, der ein Anhänger der evangeliſchen Bewegung (vielleicht durch Schwenckfeld) geworden war und nun unſern Schubart zum erſten evangeliſchen Pfarrer ſeiner Gemeinde berufen haben ſoll [14]).

Wie iſt nun aber der Anachronismus des „Schwenckfeldiſchen Stanks" entſtanden, der die Urſache für den Weggang Schubarts aus Liegnitz geweſen ſein ſoll? Es wäre wohl denkbar, daß ihn Adam Thilo verſchuldet hat. Dieſer war zwar ein Liegnitzer Kind, aber erſt 1542 geboren [15]), alſo nicht mehr perſönlicher Zeuge des „Schw. Stanks". Er kann ſich alſo dieſen, von dem ihm, dem Diakonus in Lüben, ſein greiſer Pfarrer Schubart berichtet hat, einige Jahre früher, als er wirklich ausbrach, gedacht haben. Es kann aber auch Schubart ſelbſt die Sache ſo dargeſtellt haben, wie es ſein Leichenredner ſpäter wiedergab. Denn Schubart war, wie wir noch ſehen werden, in ſeinem ſpätern Leben ſehr darauf bedacht, für einen alten Widerſacher Schwenckfelds zu gelten, der wegen ſeiner Gegnerſchaft viel Ungemach und Ver-

[12]) Ehrhardt a. a. O., IV, 156.
[13]) Über die Entwicklung der evang. Bewegung in Liegnitz vgl. F. Bahlow, Die Reform. in Liegnitz.
[14]) Ehrhardt IV, 360.
[15]) Ehrhardt III, 1. S. 336.

folgung habe aushalten müſſen. In ſeiner Schrift: „Widerlegung der Schwenckfeldiſchen Irrtümer“ [16]) klagt er, daß ihn Schwenckfeld häufig angegriffen, ſeine Perſon, Amt, Lehre und Leben aufs bitterſte ausgeſchrien und ihn überall zum Gelächter zu machen geſucht habe [17]). Wenn dem ſo war, ſo mußte Schubarts Verhalten Anlaß dazu gegeben haben. Ehrhardt (VI, 156) der unſern Schub. nicht hoch genug preiſen kann, will auch den Grund für die Feindſchaft der Liegnitzer Schwenckfelder gegen jenen wiſſen: Schubart „blieb der reinen Lehre Lutheri treu, darüber er mit der Zeit, wie ſeine Schriften (Mehrzahl!) bezeugen, von den Irrgeiſtern Krautwald Eckel, Roſenhayn und Kaſpar von Schwenckfeld uſw. viele Widerſprüche, Läſterungen und Verleumdungen erdulden mußte“. Das heißt alſo: Schubart machte die Entwicklung der Liegnitzer Prediger nicht mit. Daß er ſich dabei nicht ruhig verhalten hat, ſagt der Herausgeber des Corpus Schwenckfeldianorum: Schubart und Cordatus [18]) hätten Schwenckfeld in Liegnitz ſtark angegriffen: Schubart ſei eifrig geweſen in der Verbreitung von ungewöhnlichen Schmähungen, die ſpätere Schriftſteller gern abgedruckt hätten. (Bd. II, 645, 705). Quellenmäßige Belege hierfür haben wir nicht; auch in Schwenckfelds Schriften findet ſich, ſoweit ich ſehe, keine Äußerung über Schubart. Es iſt aber wohl denkbar, daß Schubart, der während ſeines Mönchtums ein ſtrenger Eiferer geweſen ſein ſoll, auch als evangeliſcher Pfarrer in Rüſtern dieſen Charakterzug beibehalten hat.

Doch er iſt nicht dauernd ein Gegner der Schwenckfelder Bewegung geweſen. J. J. 1534 finden wir ihn im Herzogtum Preußen, und zwar als eifrigen *Schwenckfelder*! Dieſe überraſchende Tatſache verſchweigt Thilo in der Lei-

---

[16]) D. Eberlein nennt ſie eine chronique scandaleuse. Correſpondenzbl. IV, 107. Er irrt übrigens, wenn er dort Schubart „den Liegnitzer Hofprediger v. J. 1522“ nennt. Schubart iſt niemals Hofprediger geweſen, abgeſehen davon, daß es einen ſolchen 1522 in Liegnitz noch nicht gab.

[17]) Chriſtian Runge in ſeinen Miscellanea Literaria, Specimen III, S. 52 (1714); Roſenberg, Schleſ. Reformationsgeſch., S. 307.

[18]) Konrad *Cordatus* war nur ein halbes Jahr, Oktober 1526 bis Frühjahr 1527 in Liegnitz als Lehrer an der neuen Akademie. Er war ein eifriger Anhänger Luthers und ſchrieb an dieſen Klagebriefe über die „wunderbaren“ Vorgänge in Liegnitz. Über Cordatus ſiehe Schneider: Über den geſchichtl. Verlauf der Ref. in Liegnitz. Berliner Programm 1860, S. 29 f.; Ehrhardt (IV, 160—164) iſt mit Vorſicht zu gebrauchen.

chenpredigt, ſicherlich weil ihm Schubart über dieſen ihm ſpäter peinlichen Abſchnitt ſeines Lebens keine Mitteilung gemacht hat. Kein ſchleſiſcher Geſchichtsſchreiber weiß von dieſer Wandlung des „großen Verteidigers des reinen Evangelii im hieſigen Fürſtentum“, wie ihn Ehrhardt (IV, 360) nennt. Sie iſt erſt bekannt geworden durch Paul Tſchackerts „Urkundenbuch zur Reformationsgeſchichte des Herzogtums Preußen“ (3 Bde. 1890), worin aus den reichen Beſtänden des Königsberger Staatsarchivs eine Fülle von bisher unbekanntem Stoff auch zur ſchleſiſchen Reformationsgeſchichte veröffentlicht wurde. Darunter finden ſich Briefe, die Sebaſtian Schubart als Pfarrer von Johannisburg in Südpreußen mit den Biſchöfen Paul Sparatus und Polentz wechſelte. Dieſe Briefe lüften den Schleier über Schubarts Lebensgang nicht unweſentlich.

Was hat nun bei Schubart den Wechſel ſeiner theologiſchen Anſchauung veranlaßt, und wie iſt er nach Preußen gekommen? Dieſe Fragen können wir bis jetzt nicht durch unmittelbare Zeugniſſe beantworten; vielleicht aber geben uns die kirchliche Lage im Fürſtentum Liegnitz und die kirchlichen Verhältniſſe im Herzogtum Preußen Fingerzeige für eine wahrſcheinliche Antwort auf jene Fragen.

Sogleich nach Schwenckfelds Weggang aus Liegnitz und Schleſien (Mitte Februar 1529) wandte ſich Herzog Friedrich an ſeinen Schwager, Herzog Albrecht von Preußen, um Rat und Beiſtand. Er hatte durch die heftigſten Anfeindungen von katholiſcher und lutheriſcher ſowie politiſcher Seite erkannt, daß in dem Zuſtand der Liegnitzer Reformation etwas nicht in Ordnung war. Den Schaden ſah er nicht in der Lehre, ſondern in der mangelnden Ordnung des kirchlichen Lebens. In Liegnitz wußte er wohl keine für kirchliche Ordnung praktiſch veranlagte Kraft, dagegen in Preußen. Der Herzog Albrecht hatte bei der Ein- und Durchführung der Reformation im Ordenslande einen Berater und Helfer, der ſich als tatkräftige und zielbewußte Perſönlichkeit gezeigt und bewährt hatte. Es war Friedrich von Heydeck, Herr des Amtes Johannisburg, einer der einflußreichſten Männer des Maſurenlandes. Herzog Friedrich kannte ihn bereits perſönlich; denn er war wiederholt in Liegnitz geweſen, ſei es in Begleitung oder im Auftrag ſeines Herzogs Albrecht, der ſeit etwa 1523 oftmals in Liegnitz mit ſeinem Schwager Friedrich die politiſchen und religiöſen Fragen jener Jahre beſprochen hatte.

Diesen Friedrich v. Heydeck erbat sich nun Herzog Friedrich von seinem Schwager auf etwa ein Jahr zum Berater und Helfer. Schon im Mai 1529 traf Heydeck in Liegnitz ein. Ehe er aber an die ihm gestellte Aufgabe gehen konnte, befiel ihn in Liegnitz eine schwere und langwierige Krankheit. Äußerlich gesundete er nach Monaten wieder; für seinen innern Menschen aber wurde das lange Krankenbett verhängnisvoll. Heydeck war als entschiedener Anhänger Luthers nach Liegnitz gekommen. Hier fand er nun in seiner Krankheit viele Gelegenheit, sich mit Vertretern schwenckfeldischer Anschauung über religiöse und kirchliche Fragen zu unterhalten. Im Verkehr mit Krautwald, Eckel und Werner, die er von seinen früheren Liegnitzer Besuchen her wohl schon persönlich kannte, entstanden in ihm allmählich Zweifel an der Wahrheit der lutherischen Lehre. Vielleicht kam er in dieser Zeit auch mit Verwandten seiner Frau zusammen. Diese war eine geborene Hedwig von Falckenhain, die er sich im Frühjahr 1525, als er mehrere Wochen mit Albrecht in Liegnitz weilte, aus dem Benediktinerinnenkloster zum hl. Leichnam vor Liegnitz, wo sie damals Nonne war, geholt hatte. Sie stammte aus einem angesehenen, um Liegnitz herum begüterten Geschlechte. Ein Christoph Falckenhain zu Kuchelberg und ein Hans F., „Erbherr eines Teiles des Dorfes Rischtern [Nieder-Rüstern] kommen in einer Urkunde v. J. 1518 bezw. 1522 vor. Zu diesen Familien gehörte sehr wahrscheinlich auch die Liegnitzer Nonne Hedwig. Kuchelberg war nach Rüstern eingepfarrt, sein Besitzer zugleich Kompatron. (Nach Erhardt IV, 360). So hat wohl Christoph v. Falckenhain auch unsern Sebast. Schubart mit zum Pfarrer von Rüstern berufen. Da der Besitzer von Ober- und Mittel-Rüstern, Hans von Keyschberg, der Kirchenlehnsherr von Rüstern, schon 1524 evangelisch gesinnt war (wahrscheinlich durch Schwenckfeld gewonnen), so darf man auch wohl von den beiden Falkenhain annehmen, daß sie dem Evangelium zugetan waren und aufseiten Schwenckfelds standen. Ob er wohl im Laufe der Jahre auch ihren Pfarrer, Sebastian Schubart, für ihre Anschauung gewonnen hat? Unmöglich ist das nicht, im Gegenteil wahrscheinlich. —

Als Haydeck wieder gesund geworden, war er so gut wie ganz für die Anschauungen der Liegnitzer gewonnen. Mit gewohntem Eifer ging er nun an die ihm vom Herzog gestellte Aufgabe. Diese bestand darin, vor allem die Abendmahlsfeier in rechten Gang zu bringen; denn diese war „eine Zeitlang hier bei uns in Liegnitz ganz niedergelegt". So

berichtete Heydeck. Dem Herzog ſchwebte eine Abendmahlsfeier im Sinne Schwenckfelds und deſſen Freunde vor, eine Feier, die der urchriſtlichen Form möglichſt nahe käme und der Meſſe nicht bedürfte. Auch Heydeck trat für dieſe Wünſche ein. Aber den Weg hierfür zu finden, war ſchwierig. Heydeck wandte ſich an den Breslauer Reformator, erſt mündlich und dann ſchriftlich. Aber Heß verſagte; er wollte von dem unerbaulichen Abendmahlsſtreit der Liegnitzer nichts mehr wiſſen.

Heydecks Sendung war alſo zwecklos geworden. Gegen Ende 1530 kehrte er darum nach Preußen zurück, aber mit dem Bewußtſein, in ſeiner religiöſen Überzeugung ein andrer geworden zu ſein[19]). Für den Schwenckfeldianismus ſuchte er nun in ſeiner Heimat mit derſelben Begeiſterung und Entſchiedenheit zu werben, wie er es vorher für Luther getan hatte. Er war beſtrebt, vor allem Johannisburg und Umgegend, ſoweit ſeine Patronatsmacht reichte, mit ſchwenckfeldiſchen Predigern zu verſorgen. Zu dieſem Zwecke nahm er ſich von Liegnitz einen Peter Zenker mit. Dieſer war evangeliſcher Prediger in Danzig geweſen, dort 1526 mit andern vier Predigern vom Polenkönig gefangen geſetzt, auf Herzog Albrechts Bitte wieder freigelaſſen und nach Breslau geflüchtet. Von da aus hatte er Beziehungen zu den Liegnitzern gewonnen und war wohl ſchon 1530 ſchwenckfeldiſch geſinnt. Auch Herzog Friedrich hatte ihn kennen gelernt und dem Heydeck als Mitarbeiter bei der Liegnitzer Aufgabe empfohlen. Zenker wurde nun Heydecks Pfarrer in Johannisburg.

Einige Jahre ſpäter, 1534, finden wir Sebaſtian Schubart als ſchwenckfeldiſch geſinnten Pfarrer von Johannisburg. In ſeinem Bericht über die Liegnitzer Reformationsbewegung ſagt er: Die Liegnitzer „zogen die Pfarrherren auß umliegenden Städten und auſm Lande an ſich, goſſen ihr Gift alſo in ſie, daß viel Pfarrherren ihnen zufielen, ſie haben das Abendmahl des Herrn faſt alle abgetan, etliche auch kein Kind mehr taufen wollen". Ob Schubart auch zu dieſen Pfarrherren gehörte? Man kann, ja muß es vermuten; jedenfalls muß er ſchon als Pfarrer von Rüſtern auf die Seite der Schwenckfelder getreten ſein.

---

[19]) Über Friedr. v. Heydeck vgl. Theophil Beſch: Friedrich v. H., ein Beitrag z. Geſch. d. Ref. u. Säkulariſation Preußens. Königsb. Diſſ. 1897. Auch Bahlow, Die Ref. in Liegnitz, R. 114 ff.

Wann Schubart in Preußen eingetroffen ist, wird nicht berichtet. Paul Tschackert nimmt den Sommer 1534 an[20]); Schubart scheint aber schon Ende 1533 in Johannisburg gewesen zu sein. Das geht aus einem undatierten Konzept eines Briefes vom Bischof Paul Speratus an Schubart hervor. Dieser Brief ist nicht, wie Tschackert annimmt, an das Ende 1534 zu setzen, sondern, wie aus seinem Inhalt ersichtlich, bald nach dem 25. Juli 1534. In diesem Schreiben sagt der Bischof, Schubart habe „in diesen Tagen nach einer für eine Antwort sehr langen Pause" ihm einen Brief übersandt. Seit ihrer Unterredung (Colloquium) zu Johannisburg seien „mehr als sieben Monate in dauerndem Schweigen" vergangen. Des Bischofs Brief geht auf Schubarts Brief vom 20. Juli 1534 ein, den Speratus auf der Rückreise von einer Visitation in Johannisburg am 25. Juli erhalten hatte. Die von Speratus mit Schubart gehaltene Unterredung, seit der „mehr als sieben Monate" vergangen waren, muß also etwa Ende des Jahres 1533, bald nach Schubarts Amtsantritt, stattgefunden haben. Paul Speratus war seit 1530 Bischof von Pomesanien, dem südlichen Teil des Herzogtums, mit dem Sitz in Marienwerder. Als entschiedener Anhänger Luthers war er darauf bedacht, den lutherisch-theologischen Standpunkt als maßgebend für das Herzogtum Preußen zu wahren. Das führte ihn in einen schweren Kampf gegen die schwenckfeldisch gesinnten Geistlichen, die Heydeck seit seiner Rückkehr von Liegnitz auf seine Besitzungen nach Masuren verpflanzt hatte. Diese Besitzungen gehörten zum Sprengel des Speratus. Sein Kampf gegen jene Geistlichen war wegen Heydecks Vertrauensstellung beim Herzog besonders schwer. Schon der erste schwenckfeldische Pfarrer von Johannisburg, dem Sitze Heydecks, Peter Zenker, machte dem Bischof so viel zu schaffen, daß er sagte: Lieber gar keinen Pastor als solche Pastoren! Zenker blieb nicht lange Pfarrer von Johannisburg. Auf ihn folgten in den nächsten Jahren mehrere andere. Der letzte vor Schubart scheint ein Bernhard N. gewesen zu sein. Ihn ermahnte Speratus am 13. Dezember 1533 in einem Briefe, von seinen Irrtümern im Glauben abzustehen. Er wird „früher Pfarrer in Johannisburg" genannt, war es also am genannten Tage nicht mehr. Sein Nachfolger dürfte nun Sebastian Schubart gewesen sein.

---

[20]) Tschackert, Paul Speratus von Rötlen . . . Schriften d. V. f. Ref.-Gesch. Nr. 33 (Halle 1891), S. 58.

Auch mit ihm mühte ſich nun Speratus ab. Seine Gewohnheit war es, mit ſeinen ihm verdächtigen Pfarrern brieflichen Verkehr zu pflegen, ein ſchriftliches Bekenntnis ihres theologiſchen Standpunktes zu fordern und ihnen Bücher zu überſenden, deren Studium ſie von ihrer nichtlutheriſchen Anſchauung abbringen ſollte. So ſcheint er auch von Schubart in dem Kolloquium die ſchriftliche, ausführliche Darlegung ſeiner Glaubensſtellung verlangt zu haben. Schubart ließ ſieben Monate vergehen, ehe er dieſe Forderung erfüllte, und auch dann nur, weil ihn Speratus in einem nicht mehr vorhandenen Briefe gemahnt hatte [21]). Am 20. Juli 1534 antwortete Schubart dem Biſchof, ſandte die Bücher zurück, die dieſer ihm gegeben hatte, und legte auf 9 Seiten Folio ausführlich ſeine religiöſen und theologiſchen Anſichten, vor allem ſeine ſchwenckfeldiſche Abendmahlslehre dar. Am Schluſſe erklärte er: „Defendere constanter pergam" (ich werde ſtandhaft fortfahren, mich zu wehren) [22]).

Dieſen erſten Brief Schubarts erhielt Speratus, wie erwähnt, am 25. Juli und machte auf der vorletzten unbeſchriebenen Seite einige Bemerkungen, auch über Krautwald und Eckel. Er beantwortete den Brief anſcheinend bald nach ſeiner Rückkehr nach Marienwerder. Es iſt das ſchon genannte Schreiben, das nur im Konzept auf 11 Folioſeiten von des Biſchofs Hand ohne Ort und Datum vorhanden iſt [23]). In der Einleitung ſpricht Speratus ſeine Vermutung über den Grund des langen Schweigens Schubarts aus. Dieſes ſei wohl daher gekommen, weil Schubart nicht zeitiger zur Hand (domi) gehabt habe, was er antworten ſolle. Jetzt habe er endlich mehr als reichliches Rüſtzeug aus Schleſien erlangt, wo es ſich „in eurem Athen" ſo glänzend findet. „Von dort — fügt er höhniſch hinzu — muß man alle Weisheit, den Geiſt der Spiritualiſten (spirituosorum spiritum) herholen". Es folgt dann eine lange theologiſche Auseinanderſetzung im Sinne der lutheriſchen Kirche mit Schubarts ſchwenckfeldiſchem Standpunkt.

Außer gegen die Schwenckfelder kämpfte Biſchof Speratus auch gegen eine niederländiſche Emigranten-Kolonie, evangeliſche Holländeer, die ſich der Unterdrückung durch

---

[21]) Staatsarch. Kgsbg., IV 22, 141: Ex adversasiorium scriptis Excerpta: [Schub.] respondet (20. 7. 1934) ad meam Epistolem, quam ad ipsum dedi.

[22]) Staatsarch. Kgsbg.: IV, 22, 140.

[23]) Staatsarch. Kgsbg.: IV 22, 142.

Kaiſer Karl V. mittels Flucht aus ihrer Heimat am Niederrhein entzogen und in Preußen Zuflucht gefunden hatten. Ihr Proteſtantismus war vorkalviniſch-reformierter Art, weſentlich von Zwinglis Auffaſſung beſtimmt. Speratus, in deſſen Sprengel auch zahlreiche dieſer Niederländer angeſiedelt waren, nahm den Kampf gegen ſie auf. Er ſchrieb 1534 eine umfangreiche Schrift „ad Batavos vagantes", worin er in ähnlicher Weiſe wie gegen Zenker, Eckel und andere Spiritualiſten den holländiſch Reformierten ihre dogmatiſchen Irrtümer aufdeckte und ſie zur Einigkeit in der Religion ermahnte [24]).

Seinem Brauche gemäß überſandte er ſeine Schrift auch Sebaſtian Schubart mit einem Begleitſchreiben vom 4. Oktober 1534; dieſer möge das „ſehr gute Buch" leſen und ſeine Meinung geben. Daß Schubart von den Ausführungen ſeines Biſchofs in deſſen Schrift ad Batavos, die übrigens heute unauffindbar iſt, nicht überzeugt wurde, iſt begreiflich. Schon der eine Satz, den Speratus aufgeſtellt haben ſoll: der Glaube kommt n u r aus dem Hören des Wortes Gottes (fides non aliunde nisi ex auditu per verbum Dei est) war für einen Schwenckfelder unannehmbar. Darum antwortete Schubart in einem Briefe vom 17. November aus Johannisburg (den Speratus am 3. Januar 1535 in Königsberg, wo er auf einem Konvente war, erhielt, er habe das Speratus Brief ad Batavos geleſen und wieder geleſen, müſſe aber ſagen, ohne ihn, Speratus, beleidigen zu wollen (pace tua), daß die Ausführungen ſeine Vernunft nicht überzeugt haben.

Speratus war in ſeinem Briefe vom 4. 10., den Schubart am 17. 10. bei ſeiner Rückkehr aus Königsberg (was ihn dahin geführt hatte, wird nicht geſagt) vorgefunden hatte, nochmals auf Schubarts Brief vom 20. 7. zu ſprechen gekommen, weil er dieſen ſchon vor längerer Zeit in Schleſien entſtanden glaubte. Schubart antwortete nun am 17. 11. auch hierauf: Wenn Speratus über ſeinen (Schubarts) Brief vom Monat Juli urteile, daß er in Schleſien entſtanden ſei und dem Biſchof fruchtlos erſcheine, ſo könne er letzteres nicht billigen; was aber die Entſtehung des Briefes anlange, ſo ſei das Gegenteil wahr: dieſes Büchlein (ſo nannte man damals meiſt jeden viele Seiten langen Brief) ſei in Preußen entſtanden, an Speratus zuerſt, dann nach Schleſien an ſeine Brüder (ad Fratres meos) geſandt, und er erwarte von beiden

[24]) Vgl. Tſchackert, U.-B. II, Nr. 945, 946, 950, und desſelben „Paul Sparatus", S. 64 f.

Seiten eine freundliche Beurteilung. Speratus dachte augenſcheinlich von Schubarts geiſtiger Bildung nicht hoch und traute ihm die Abfaſſung des fraglichen Schriftſtücks nicht zu. Schubart erwiderte darauf: „Daß Du mich für ungelehrt (indoctum) hältſt, was ich ſchon längſt wohl weiß, beſchwert mich nicht, und ich widerſtrebe dem nicht, weil ich mir ja niemals die Meinung, gebildet zu ſein, angemaßt habe. Gleichwohl, Unfrömmigkeit wirſt Du mir ohne Erbitterung nicht ſo leicht wie Unbildung nachweiſen, weil Du wohl weißt, daß echte Frömmigkeit auch den Unweiſen und Niedrigen durch göttliche Gabe gelingt". Darum erwarte er eine gebildete Antwort, um zu ſehen, wie Speratus ihm jene Flaumfedern herausreißen werde, die er nicht von den ſchleſiſchen Brüdern, ſondern durch eigene Lektüre der orthodoxen Väter geſammelt habe.

Wir erfahren hier, daß Schubart in enger Verbindung mit den ſchleſiſchen Brüdern geblieben war, gemeint ſind wohl hauptſächlich die Liegnitzer. Deren Führerkreis war zwar kleiner geworden; geblieben waren nur Johann Werner, bis 1525 noch Hofprediger, dann bis 1539 Pfarrer an Peter-Paul, und vor allem Krautwald. Dieſe beiden waren gewiß in erſter Linie die Fratres, an die Schubart ſeine Berichte aus Johannisburg ſandte. Sie unterrichtete er über wichtige Vorgänge in Preußen. Ihnen ſchickte er ſeines Biſchofs Briefe und Schriften, ſo die Schrift an die Bataver, den Brief an Bernhard, früheren Pfarrer von Johannisburg, ferner einen Brief Melanchthons (wahrſcheinlich den lateiniſchen Brief M.s., worin ſich dieſer gegen Krautwalds Lehre ausgeſprochen und deſſen Schreiben als „Geſchwätz" bezeichnet hatte — (vgl. Tſchackert: U.-B. II, 827) u. a. m. Speratus forderte, daß Schubart ihm die Antworten bzw. Urteile der Schleſier mitteile. In den Briefen Schubarts vom 17. Nov. 1534 und 8. Jan. 1535, die Speratus am 3. u. 16. Januar erhielt, waren auch die Antworten der Schleſier. Er erwiderte am 17. Januar: „Von wie großem Vertrauen auf den unſterblichen Gott ſie geſchwollen ſind, mit wie großer Heuchelei ſie ſich aufdrängen, wird ein ſpäterer Tag einſt offenbaren!" „Die Traumbilder deiner Brüderlein (Fraterculorum) gegen Melanchthons Brief habe ich geleſen, aber noch nicht ganz; ich werde ſie noch weiter leſen und eine ſo große Klugheit [daraus] lernen! Ebenſo habe ich das widerſinnige Urteil über meinen Brief an Bernhard geleſen. Was noch mehr iſt, erwarte ich auch mit der

schlesischen [glühenden] Kohle, mit der das gerügt wird, was ich zur Schrift Eckels weder vollständig, noch zu vollenden einst dem Herzog gegeben, doch nicht in dem Sinne gegeben habe, wie ihr es habt mißbrauchen wollen. O unverdorbene Aufrichtigkeit! [25]) Aber laß unbeachtet, ich bitte, was Du etwa Schändliches dieser Art noch hast ... Antworte mir auf alles, was ich Dir gesandt oder geschrieben habe. Ich werde jenen einmal antworten. So soll Schluß (finis) sein!" Zum ersten Mal gibt Speratus keine Namensunterschrift, sondern nur Pomezan[us]. Darunter: Resipisce (Komme wieder zur Einsicht) [26]).

Die Urteile der Schlesier haben den Bischof offenbar verärgert, wie der vorstehende Brief zeigt. Waren seine bisherigen Schreiben an Schubart in einem freundlichen Tone gehalten, wie Schubart noch von Thorn aus „Des Bischofs gütige Gesinnung gegen ihn" bezeugt, so beweist das Speratus letzter Brief, daß er die Hoffnung, den Schwenckfelder von seinem Irrwege durch Güte allmählich abbringen zu können, aufgeben müsse; denn hinter diesem stehen die starrköpfigen schlesischen Sakramentierer. Des Bischofs viele Mühen in dem Streite sind fruchtlos geblieben.

Schubart beantwortete des Bischofs Brief, den er am 16. Februar erhalten hitte, am 4. März mit einem elf Seiten langen Schreiben. Die Verzögerung begründet er mit des Bischofs Urteil über seine Briefe. Weil Speratus alles, was Schubart aus Schlesien habe, zugeschickt haben wolle und auf alles, was er ihm (Schubart) geschrieben habe, eine Antwort verlange, habe er nicht nur des Bischofs, sondern auch der Schlesier Briefe nochmals genau durchlesen und gründlich erwägen müssen, um etwa Verkehrtes oder Nachteiliges mit klaren Worten zurückzuweisen. Dieses tut er dann auch in scharfer Weise gegenüber den Vorwürfen, die Speratus ihm bezw. den „schlesischen Brüdern" gemacht hatte. Es folgen dann wenig tiefgehende theologische Auseinandersetzungen die nichts von Bedeutung bieten. Zum Schluß bemerkt er, daß er sich des Bischofs reifliche Erwägungen über das Sakrament in der Regel ausgeschrieben habe, worüber er ihn nicht in Unkenntnis lassen wolle. Denn er erstrebe, aus des Bischofs Briefen dessen Meinung genau zu erkennen, um zwischen dessen und der Schwenckfelder Ansicht gründlich

[25]) Gemeint ist wahrscheinlich Eckels Erwiderung zum Rastenburger Gespräch, die Sparatus nach Königsberg geschickt hatte.
[26]) Staatsarch. Kgsbg.: IV 22, 174.

unterſcheiden zu können. „Ich will aber nicht noch mehr berühren, damit ich nicht Dir wie mir läſtig ſei“ [27]).

Dies iſt der letzte Brief Schubarts an Speratus von Johannisburg aus. Eine Antwort des Speratus iſt nicht bekannt. Sein Wohlwollen hatte, wie es ſcheint, der Biſchof dem Johannisburger Pfarrer entzogen. Vorläufig aber war dieſer gegen ein amtliches Vorgehen des Speratus noch gedeckt, ſolange ſein Patron Heydeck ihn ſchützen konnte. Heydecks Macht beruhte auf ſeinem politiſch und religiös vertrauten Verhältnis zum Herzog Albrecht. Er hatte es erreicht, daß dieſer in religiöſen Dingen den Grundſatz der Duldung befolgte. Aber mehr und mehr gab der Herzog dieſen Grundſatz auf zugunſten der lutheriſchen Lehre. Am 1. Auguſt 1535 erließ er ein Edikt gegen die Wiedertäufer, das dieſen den Aufenthalt im Herzogtum Preußen unterſagte. Den Biſchof Speratus wies er an, die Einheit der Lehre im Lande aufrecht zu erhalten, indem er auf die einträchtig verfaßte Kirchenordnung v. J. 1525 hinwies. Damit war auch die Duldung der Schwenckfelder gefährdet. Heydeck erkannte dieſe Gefahr umſomehr, als ſich ſein Verhältnis zum Herzog durch deſſen Schwenkung in der Kirchenpolitik merklich, wenn auch nur auf kurze Zeit trübte. Das veranlaßte ihn, der ſich von Mitte 1535 bis Oſtern 1536 in Johannisburg, ſeinem eigentlichen Wohnſitz, ſtändig aufhielt, dem Schubart zu raten, dem Biſchof von Samland, Georg Polantz, deſſen Gattin die Schweſter Heydecks war, in einem Schreiben ſeinen ſchwenckfeldiſch-theologiſchen Standpunkt vorzutragen. Das tat Schubart auch in einem 6½ Folioſeiten langen Briefe. Dieſer iſt ohne Datum und ohne Unterſchrift, aber in Schubarts Handſchrift im Staatsarchiv Königsberg (IV, 22, 194) vorhanden. Die fehlende Unterſchrift läßt darauf ſchließen, daß Heydeck ſelbſt den Brief an ſeinen Schwager übermittelt hat. Der Zweck läßt ſich nur ahnen; eine Wirkung iſt nicht erſichtlich.

Obwohl Heydeck in religiöſer Beziehung keinen unmittelbaren Einfluß mehr auf den Herzog ausüben konnte, kam Albrecht ihm und den ihm (Heydeck) naheſtehenden Perſonen in religiöſen Dingen doch möglichſt entgegen. Das zeigt der Brief, den er Schubarts wegen am 16. Mai 1536 an den Biſchof von Pomeſanien ſchrieb. Darin heißt es [28]): „Nachdem der wirdig vnnſer lieber getreuer Sebaſtian ſchubart etzlicher maſſen vonn euch angegeben worden, wir donebenn

[27]) Staatsarch. Kgsb.: IV 22, 176.

auch die ſchriefft, ſo er an den pfarren zu letztenn (Lötzen?) diſſals gethan, bekommen vnd vorleſen, Nu habenn wir dem friderich hern zu heideck, vnder dem er, der ſebaſtian geſeſſenn, vff ſolch angehbben mit vnnſerm ſchreibenn auch mit zuſchickung deſſelben brieffs aus gnadenn, domit wir ime gewogen, vff dies mal one ewer vorwarnung vorſchonen wollen vnnd vor nottwendig geacht, euch als eyn biſchoff, dem er hirinnen zuſehen gebürt, zuſchreiben, Dieweil wir dan eyn offentliche landes vnd kirchenordnunge an alle ſtende, auch mandat ediren vnnd aufgehnn habenn laſſenn, darin allenthalben, was mhan ſich in dem vnnd andern zuhalden, clarlich vnnd genugſam aufgedruckt vnnd an tag geben wirt, So iſt hirvmb vnnſer begeren, Jr wollet Jme gedachte herrn von heideck freuntlich in der gütte als vor euch, vnuormerckt vnſer perſon, ſchreiben, das er den ehrn ſebaſtian dohin zuweiſen vnnd zuhaltenn, das er dieſſen vncriſtlichenn vnnd vnbillichen fürnehmen vnd begynnen abſtehenn, auch von dem, ſo ime als ein pfarher vnd lehrer des worts vbel anſtehnn ader nicht gezimen wil, abwenden, Nichtsweniger mit dem herren Sebaſtian daraus handeln, wo er ſich des anmaſſen wolt, das ers vor ſich allein pleiben lieſſe vnnd nicht andere mit eynfüret, damit nit groſſer vnnd mer Jrrung in das komme vnnd eynreyſſe."

Aber Heydeck konnte nicht lange mehr der Schutzherr Schubarts und andrer ſchwenckfeldiſcher Geiſtlichen ſein. Unerwartet ereilte ihn am 3. Auguſt 1536 der Tod. Für Sebaſtian Schubart war mit dem Tode ſeines Gönners jede Möglichkeit, für die Schwenckfeldiſchen Ideen in Preußen zu wirken, geſchwunden. Das konnte ihm nach Lage der Dinge nicht zweifelhaft ſein. Wann er nun Preußen den Rücken gekehrt hat und ob freiwillig oder gezwungen, entzieht ſich unſrer Kenntnis. Wahrſcheinlich iſt er nicht lange nach Heydecks Tode i. J. 1536 nach Liegnitz zurückgekehrt. In Thilos Leichenpredigt, wo ja die ſchwenckfeldiſche Phaſe ſeines Lebens verſchwiegen wird, heißt es: (von Rüſtern iſt Sch.) „nach elf Jahren (1536) gen Franckenſtein ins Pfarramt fortgerückt". Demnach müßte alſo Schub. ſofort nach ſeiner Rückkehr aus Preußen nach Frankenſtein ins Pfarramt gekommen ſein. Das iſt ausgeſchloſſen. J. J. 1536 ſtarb zwar der reformationsfeindliche Herzog Karl I. von Münſterberg-Frankenſtein und Oels. Seine Söhne waren die Erben; aber erſt 1538 (39) begannen dieſe zu reformieren

und beſetzten die Pfarrkirche zu Fr. mit luth. Predigern [29]). Alſo könnte Schubart früheſtens 1539 nach Frankenſtein gekommen ſein. Jedenfalls aber nicht als Pfarrer; denn J. A. Kopietz (Kirchengeſchichte d. Fürſtentums Münſterberg und des Weichbildes Frankenſtein, 1885) erwähnt Sebaſtian Schubart überhaupt nicht, obwohl er alle proteſtantiſchen Pfarrer Frankenſteins mit Namen aufführt. Schubart könnte alſo höchſtens Kaplan geweſen ſein; denn die Kapläne werden in jener Zeit meiſt nicht namentlich genannt. Aber auch ein ſchwenckfelder Kaplan iſt in Frankenſtein kaum denkbar. Allerdings iſt Schubart ein Jahrzehnt ſpäter in Frankenſtein nachweisbar, aber nicht mehr als Schwenckfelder. Der Sachverhalt wird kurz folgender geweſen ſein:

Als Schubart 1536 in Liegnitz ankam, fand er dort vieles verändert. Von dem alten Stamm der Liegnitzer Paſtoren war nur noch Werner übrig geblieben, ſeit 1535 Pfarrer an der Peter-Paul-Kirche. Krautwald lebte ſtill zurückgezogen im Stift. Der Herzog Friedrich hatte 1534 bzw. 1535 eine „Sakramentsordnung" für ſein Land geſchaffen und ſann darauf, den Anſchluß an Wittenberg zu finden, damit er nicht ganz vereinzelt ſtände [30]). Schubart erkannte ſogleich, daß für ſeinen ſtreng ſchwenckfeldiſchen Standpunkt kein Raum mehr in Liegnitz war. Die Verſtändigung der oberdeutſchen und der Wittenberger Theologen in der ſog. Wittenberger Konkordie 1536 zeigten ihm den Weg, den die Liegnitzer Reformation fortan auch gehen werde. Des Herzogs ſchließliche Zuſtimmung zu der Augsburger Konfeſſion, die Entlaſſung des letzten ſchwenckfelder Paſtors, Sigismund Werner, 1539 und ſchließlich die Kirchenordnung von 1542, die der Herzog der evangeliſchen Kirche in ſeinen Landen gab, führten Sebaſtian Schubart zur Aufgabe ſeiner bisherigen theologiſchen Anſchauung. Am 6. Mai 1542 ſchrieb er von Liegnitz aus einen lateiniſchen Brief — der ganze Briefwechſel war übrigens in lateiniſcher Sprache erfolgt — an Biſchof Speratus in Marienwerder und teilte ihm mit, daß er ſeine frühere Sakramentslehre aufgegeben habe. In ſeiner Unwiſſenheit, mehr auf Kampf bedacht, ſei er zugleich mit andern auf den Abweg fortgeriſſen worden, ſodaß er der Lehre von der wahren Gegenwart und münd-

[28]) Staatsarch. Kgsb.: Fol. 999.
[29]) G. Aelurius, Glaciographia, S. 498, 514.
[30]) Vgl. dazu F. Bahlow a. a. O., S. 130 ff.

lichen Genießung des Leibes Chriſti im Abendmahl widerſprochen hätte, bis er, nach Schleſien zurückgekehrt, mit einigen Freunden, die ſich aus demſelben Kot, in dem er ſteckte, endlich herausgearbeitet hätten, ſich vertraulich beſprochen habe. Mit Hilfe von Martin Buzers Enarrationes in quatuor Sacros Evangelistas und den Arbeiten andrer gelehrter Männer, wie Fabricius Capito, habe er über das Geheimnis des hl. Mahles richtiger zu denken angefangen. In Liegnitz bekannten ſie jetzt öffentlich, was man kurz vorher mit höchſter Anſtrengung verworfen habe. Es werde gearbeitet für die Herſtellung des Augsburger Glaubensbekenntniſſes. Denn Herzog Friedrich habe dieſes jetzt unterſchrieben. Die Sache gehe aber noch langſam voran wegen vieler Hinderniſſe, die aber Chriſtus endlich beſeitigen werde. — Schubart bittet nun den Biſchof, ihn aus der Liſte der Gegner in das Verzeichnis der Brüder umzuſchreiben. Wenn Speratus Kalvins Inſtitutio beſitze, ſo bitte er, ſie zu beurteilen und ihm ſeine Meinung mitzuteilen.[31])

Aus dieſem Briefe geht hervor, daß Schubart ſich durch die ſüddeutſchen Theologen Buzer und Capito mehr als von Luther und Melanchthon bei ſeiner „Bekehrung“ hat beeinfluſſen laſſen. — Unverſtändlich iſt der Zuſatz, den er ſeiner Namensunterſchrift macht: in aede Diui Joannis concionator. D. h. alſo: in derſelben Johanniskirche, in der er ſeine Predigttätigkeit in Liegnitz begonnen hat, will er 1542 wieder Prediger ſein. Das iſt unmöglich! Die Johanneskirche hat nach der Auflöſung des Konvents nicht mehr als Predigtkirche, ſondern nur als Begräbniskirche des herzoglichen Hofes das ganze 16. Jahrh. hindurch gedient. Schubart hat ſeinem Namen einen Titel hinzufügen wollen, um bei Speratus den Schein zu erwecken, als hätte er in Liegnitz wieder ein Predigtamt erhalten. Hätte er ein olim hinzugefügt, ſo hätte er die Wahrheit geſchrieben.

Wir kommen nun wieder auf Frankenſtein zurück. Das Jahr 1542 hatte für das Münſterbergiſche Fürſtentum und das Frankenſteinſche Weichbild eine beſondere Bedeutung; denn in jenem Jahre verkauften die Söhne Karls I. ihr Land an Herzog Friedrich II. von Liegnitz als Pfand. Es wäre nun denkbar, daß Friedrich unſerm Schubart, nachdem er von ſeinem ſchwenckfeldiſchen Glauben zurückgetre-

[31]) Staatsarch. Kgsb., unregiſtriert; Tſchackert, U.-B. III, Nr. 1419.

ten war, eine Predigerſtelle in Frankenſtein verſchafft hätte. Da aber von 1539—1547 ein Klemenz Meltzer aus Münſterberg als Pfarrer angeführt wird, ſo könnte Schubart jetzt wohl als Kaplan dort angeſtellt worden ſein. Nachweisbar in Frankenſtein iſt er jedenfalls i. J. 1548. Am 1. Juni d. J. beſtätigt „Sebaſtian Schubart, Pfarrer zu Frankenſtein", den Empfang des Legates des Probſtes Bartholom. Ruersdorf [32]). Für d. J. 1548 wird aber Fabian Langner als Pfarrer von Kopietz a. a. O. bezeugt. Nun wäre es denkbar, daß dieſer Langner ſchon in den erſten Monaten abgegangen wäre und Schubart das Pfarramt zur Verwaltung bekommen hätte; aber „Pfarrer" wird er kaum geweſen ſein, weil 1549 noch kein Pfarrer am Orte geweſen ſein ſoll, wie Kopietz ſagt, ſondern nur 2 Kapläne Es iſt anzunehmen, daß Schubart einer dieſer Kapläne geweſen iſt. Bis 1551 ſcheint er in Frankenſtein geblieben zu ſein. Denn da holt ihn Herzog Friedrich III. nach Liegnitz zum Pfarrer an Liebfrauen, nachdem er Wolff Zinck aufs Quartal Trinitatis ſeines Amts entſetzt hatte. Auf des Herzogs Befehl muß der Rat „H. Sebaſtian Schuhbardt, etwan zu Frankenſtein pfarher", als Pfarrherrn an U. l. Frauen feierlich einſetzen laſſen. Das geſchah am Sonnobends nach Trinitatis" (= 30. Mai) 1551. Schubart war ſchon angezogen, als Zink noch nicht weg war; denn in der Stadtrechnung werden ſchon am Sabbat nach Kantate (2. Mai) angeführt 34 Gr. 2 ₰, „dem neuen forrherr tzehrungk gehben in der Herbrige" [33]).

Schubart blieb nicht lange in Liegnitz, nur bis 1552. Was ihn weggetrieben hat, iſt nicht ganz klar. In Thilos Leichenrede heißt es: . . „Do er in der Liegnitz ſehr im Gedränge geweßt, dorüber der Selige noch oft geklaget". Wenig wahrſcheinlich iſt, was Ehrhardt (IV, 156) vermutet, daß die damaligen Streitigkeiten der Stadt mit dem Herzog Friedrich III. wegen des Patronats-Rechts ihn ſobald von hier wieder weggebracht haben. Warum ſollten dieſe Streitigkeiten ihn „ſehr ins Gedränge" gebracht haben? Warum hat er, wie wir ſogleich ſehen werden, auch in den folgenden Pfarrſtellen mehrfach nur kurze Zeit ausgehalten?

In Steinau a. d. Oder war die Stelle des Kaplans zu beſetzen. Herzog Georg II. von Brieg und Wohlau be-

[32]) Stadtarchiv Liegnitz: A. 496, Bl. 100 a.
[33]) Stadtarch. Liegnitz: A 5, Bl. 44 a u. A. 617.

rief als Patron 1553 den ſtellenloſen Sebaſtian Schubart dahin. Dieſer blieb auch da nur etwas über ein Jahr. 1555 ging er als Pfarrer nach Braunau, Kreis Lüben, wo er bis 1562 blieb. Von 1562— 1571 in Pilgramsdorf, Kr. Lüben; von dort ging er nach Groß-Rinnersdorf im gleichen Kreiſe. Dort blieb er 3 Jahre, von 1571—1574. Als 1573 das Paſtorat in Lüben durch Rückkehr Stephan Bockshammers in ſeine frühere Pfarrſtelle Lobendau frei wurde, erhielt Sebaſtian Schubart das Paſtorat und Dekanat (ſpäter Seniorat genannt) in Lüben. Er ſtand damals im 75. Lebensjahre und hat der Gemeinde noch faſt ſieben Jahre (annos non totos VII) gedient. Er muß demnach ſchon 1573 und nicht erſt, wie die herkömmliche Angabe lautet, 1574 das Lübener Pfarramt angetreten haben. Er ſtarb (laut Epitaph in der Stadtpfarrkirche zu Lüben) am 20. April 1580 im Alter von 82 Jahren[34]). Kluge, Schleſ. Jubel-Prieſter, S. 167, nennt ihn einen 52 jährigen Prediger, ſcheint alſo den Anfang ſeiner evang. Predigttätigkeit erſt in das Jahr 1528 zu ſetzen! Roſenberg S. 303 ſagt in Übereinſtimmung mit dem Epitaph, er habe der Kirche über ein halbes Jahrhundert gedient. Wenn Ehrhardt (IV, 157) meint, er habe in Lüben den Schwenckfeldern großen Abbruch getan, ſo iſt das, von einem faſt Achtzigjährigen geſagt, wohl ſtark übertrieben. Die Lübener Quellen wiſſen wenigſtens nichts davon. Das Memorial des Pfarrarchives von Lüben läßt vielmehr den M. Franziskus Roſentritt, der von 1558 bis 1570 Diakonus und zuletzt Pfarrer in Lüben war, „als den erfolgreichen Bekämpfer der ſchwenckfeldiſechn Richtung in Lüben erſcheinen, während Schubarts Name überhaupt nicht erwähnt wird“ [35]).

Schubart war auch verheiratet; ſeit wann und mit wem iſt nicht bekannt. Jedenfalls hat er im ſpäteren Lebensalter, wahrſcheinlich zwiſchen 1548 und 1551, geheiratet. Aus der Ehe ging eine Tochter hervor, die um 1571 den Paſtor von Berndorf, Kr. Liegnitz, Abraham Girbig, Sohn des

---

[34]) Eine Abſchrift des Epitaphs bei Runge, Miscellan. Siles. Specimen III; p. 50, Roſenberg a. a. O. S. 309 u. Ehrhardt (IV, S. 157).

[35]) Kloſe im Correſpondenzbl. d. V. f. Geſch. d. ev. Kirche Schleſ. XI, 208.

1547 verſtorbenen Herzoglichen Leibarztes Martin G. in Liegnitz, heiratete[36]). —

Es bleibt noch übrig, etwas über Schubarts Schriften zu ſagen. Sie ſind zwar niemals gedruckt worden und heute faſt ganz verſchollen; aber um ihretwillen hat ihn Ehrhardt (IV, 157) einen „gelehrten Schriftſteller" genannt und Dewerdeck bedauert, daß er von Schickfus und Henel nicht erwähnt wird. Zwei Schriften werden von ihm genannt. Die erſte iſt eine „Widerlegung der Schwenckfeldiſchen Irrtümer", deren wir ſchon öfter gedacht haben. Die Schrift ſoll zwei Vorreden gehabt haben. Die erſte war apologetiſcher, die zweite hiſtoriſcher Art. In der erſten führt Sch. die Urſachen an, die ihn bewogen haben, gegen Schwenckfeld zu ſchreiben. Dieſer ſei ſelbſt ſchuld daran. Denn er habe ihn (Schubart) häufig angegriffen, ſeine Perſon, ſein Amt, ſeine Lehre aufs bitterſte ausgeſchrieen und ihn überall zum Gelächter zu machen verſucht. Schubart verſichert, daß ihn kein perſönlicher Haß oder eine Rachgier noch Streitluſt zu dieſer Arbeit gereizt habe, ſondern nur die Beſorgnis, daß die Schmähreden ſchließlich das gute Zutrauen ſeiner Gemeinden zu ihm erſchüttern und mancher Seele zum Irrſal werden könnten. Wir haben ſchon oben geſehen, daß die angeblichen Angriffe Schwenckfelds, von denen wir ſonſt keine Kunde haben, die Erwiderung auf „ungewöhnliche Schmähungen" Schubarts gegen Schwenckfeld in den Jahren 1526 ff geweſen ſind. Schubart verſchweigt das in der Einleitung ſeiner Schrift.

Die zweite Vorrede iſt wichtiger. Sie gibt eine hiſtoriſche Nachricht von dem Anfang und Verlauf der Reformation in Liegnitz und beſchreibt dabei die Entſtehung und Entwicklung des Schwenckfeldianismus. Unter der Bezeichnung: „Schubarts Reformationsbericht" haben wir dieſer 2. Vorrede öfter gedacht. Sie war für die alten Geſchichtsſchreiber der Liegnitzer Reformationsgeſchichte die Hauptquelle. Beſonders Thebeſius berichtet in ſeinen Liegnitzer Jahrbüchern aus ihr, meiſt mit den eigenen Worten Schubarts.

Den Inhalt des Hauptteils der Schrift, die „Widerlegung" der Schwenckfeldſchen Irrtümer, kennen wir heute

---

[36]) Ehrhardt IV, 157 u. 716, wo als Todesjahr 1606 genannt wird, dagegen bei Wahrendorf S. 435 das Jahr 1603 nach dem Mſkr. von Sim. Grun. Die Witwe lebte in Liegnitz.

nur noch aus der lateiniſchen Beſchreibung Chriſtian Runges a. a. O. S. 51 ff. Da erfahren wir, daß Schubart die Widerlegung in 7 Kapiteln abhandelt: 1. Hauptſachen des Streites zwiſchen uns und den Schwenckfeldern, 2. Was der natürliche Menſch ſei, 3. Vom geiſtlichen Urteil, 4. Vom Unterſchied des weſentlichen und des mündlichen oder gepredigten Wortes Gottes, 5. Das mündliche Wort Gottes, 6. Chriſtus als der einige Meiſter, 7. Von der Kraft und Wirkung des gepredigten Wortes Gottes. —

Noch einer andern Schrift Schubarts gedenkt Dewerdeck in ſeiner Silesia Numismat. p. 270 u. 274, einer „Chronik"; ſie ſcheint einen Bericht über die Regierung der Piaſten enthalten zu haben[37]). Sie wird wohl nur ganz ſelten abgeſchrieben worden ſein, ſodaß heute nichts mehr von ihr bekannt iſt. —

Zu beantworten iſt noch die Frage, wann Schubart ſeine Hauptſchrift, die Widerlegung der Schwenckfelder, geſchrieben hat. Natürlich erſt nach ſeiner Bekehrung vom Schwenckfeldertum. Der Inhalt der 2. Vorrede führte bis zum Tode der Hauptvertreter der Bewegung in Liegnitz, eines Krautwald, † 1545, eines Eckel, † 1546, Roſenhain ebenfalls. Daraus ergibt ſich, daß zum mindeſten dieſe Vorrede früheſtens Ende der vierziger Jahre abgeſchloſſen worden iſt. Veranlaſſung zu der ganzen Schrift ſind aber, wie der Verfaſſer in der 1. Vorrede andeutet, böſe Erfahrungen geweſen, die er mit dem Bekanntwerden von ſeinen einſtigen Beziehungen zum Schwenckfelderweſen in den Gemeinden gemacht hat. Vielleicht hängt mit ſolchen Erfahrungen ſein ſchneller Weggang aus dem Pfarramt von Liebfrauen und auch aus dem Diakonat zu Steinau zuſammen. Darum war er in der Folgezeit ängſtlich darauf bedacht, mit allen Mitteln die Tatſache zu verleugnen, daß auch er einſt Schwenckfelder geweſen war. Dieſem Zwecke ſollte die „Widerlegung der Schwenckfeldiſchen Irrtümer" dienen. Aus demſelben Grunde machte er auch ſeinem Lübener Amtsbruder falſche Angaben über ſeinen Lebenslauf und veranlaßte durch dieſe Verſchweigung, daß Jahrhunderte lang irrige Meinungen über ihn in der Geſchichte verbreitet worden ſind. Nicht, daß er ſeine theologiſchen

[37]) Buddeus im Allg. hiſtor Lexikon, Teil 4, Sect. I, S. 383, gibt ihr den Titel: Chronologia Polonico-Silesiaca. — Über Schubarts Schriften vgl. Ehrhard IV, 157, Anm. p u. q; Roſenberg a. a. O., S. 304 ff.; Runge a. a. O., p 54.

Anſchauungen geändert und wieder geändert hat, kann ihm zum Vorwurf gemacht werden, wohl aber, daß er den Wandel ſeiner Überzeugung verſchwinden und abgeleugnet hat. Ungeſchmälert jedoch bleibt ſein Verdienſt, daß er durch den Bericht von der Entſtehung und Entwicklung der Reformation in Liegnitz der Nachwelt eine bedeutende geſchichtliche Quelle erſchloſſen hat.

Liegnitz. D. Dr. **Ferd. Bahlow.**

IV.

Die religiösen Wanderungen in Schlesien

Die religiösen Wanderungen in, nach und aus dem schlesischen Raum, als den wir uns das Schlesien vor dem Weltkriege vorstellen, erfolgte fast ausschließlich infolge und in der Zeit der Gegenreformation. Nur die letzte der schlesischen Wanderungen geschah während des Unionskampfes.

Die Wanderungen vollziehen sich in verschiedenen Epochen, die im folgenden hervortreten werden.

Als Vorläufer der eigentlichen religiösen Wanderzeit führen wir einige Wanderungen aus der Zeit vor dem 30jährigen Kriege an, über denen allerdings noch ein Schleier der Ungeklärtheit liegt. Die ersten davon sind schon in der Zeit des in seiner späteren Zeit friedlicher gesinnten Kaisers Ferdinand I. vor sich gegangen. Nach Peschek hat Ferdinand I. schon 1540 viele von den protestantischen Böhmen verbannt, die nach der Oberlausitz flüchteten. Das Persekutionsbüchlein berichtet uns von demselben Kaiser, daß er gleich nach dem schmalkaldischen Kriege bei seiner Rückkehr nach Böhmen 1547 gegen die Protestanten vom Adel und aus der Bürgerschaft so gewaltsam vorging, daß wieder viele flohen, einmal 500 über die Grafschaft, einmal 300 über das Riesengebirge und dann noch einmal ein Haufe. Wahrscheinlich sind auch da schon einige bei der Sicherheit, die das damals noch unzugängliche Gebirge bot, in diesem zurückgeblieben. Das dürfen wir um so eher annehmen, als der Riesengebirgsforscher Winkler schreibt, daß 1578 im zweiten Jahr der Regierung Rudolf II. unter religiösem Druck viele seiner protestantischen Untertanen nach Schlesien und Sachsen entwichen sind. Die Führerin eines solchen Trupps soll die allerdings etwas sagenumwobene Maria Pluch gewesen sein, die sich in dem nach ihr Marienthal genannten Ortsteil Schreiberhaus ansässig machte, wo ihr Andenken noch heute durch den Marienstein erhalten ist.

Von einer Wanderung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhundert redet Prälat D. Dr Diehl-Darmstadt. Da

ſollen Reformierte aus Schleſien nach der reformierten Kurpfalz gekommen ſein und Verwandte und Bekannte nach ſich gezogen haben.

Die eigentliche religiöſe Wanderzeit ſetzt aber erſt mit dem 30jährigen Kriege ein. Gleich nach der Niederwerfung des Winterkönigs begann der größte Ketzerfeind Ferdinand II. mit Hilfe der Jeſuiten und der Lichtenſteiner Dragoner unter grauſamer Anwendung von körperlichen, ſeeliſchen und geiſtlichen Marterungen ſein Rekatholiſierungswerk, und zwar zunächſt in ſeinen unmittelbaren kaiſerlichen Landen, von denen uns hier nur Böhmen intereſſiert. Schon 1621 hatte man darüber beratſchlagt, ob es nicht beſſer wäre, gleich radikal vorzugehen, alles Unkatholiſche, und darunter verſtand man die in Böhmen ſehr vermiſchten Lutheraner, Reformierte und Brüder, aus dem Lande zu verweiſen. Aber der berüchtigte Proteſtantenfeind Michna riet davon ab, weil man die Proteſtanten erſt wacker ausziehen müſſe, damit ſie nicht zu viel Vermögenswerte mit ins Ausland nähmen und das Exil leichter ertrügen. So ließ man erſt die „Reformationskommiſſion“ unter Kolowrat mit der Horde der Lichtenſteiner unter dem Spanier Martin de Huerda auf das Böhmerland los. Das Vorgehen war ein geradezu grauſames, von dem das Perſekutionsbüchlein ſchreckliche Bilder zeichnet. Zuerſt (1622) wurden die 500 proteſtantiſchen Geiſtlichen mit Weib und Kind vertrieben. Sie zerſtreuten ſich. Viele kamen nach der Lauſitz, wo wir manche von ihnen z. B. in Görlitzer Kirchenbüchern finden, die aus dem Kirchenärar Unterſtützung bezogen. Auch Adelige flüchteten gleich in dieſer erſten Zeit ſehr viele, ebenſo beſonders Reiche, um noch vor der Durchführung von Michnas Verarmungsplan ſo viel Vermögen wie möglich zu retten. Peſchek berichtet, daß ſchon bis 1623 12 000 Perſonen Böhmen verlaſſen haben und nach Sachſen und der Lauſitz gegangen ſind. Als aber ein kaiſerliches Mandat vom 31. 3. 27 Übertritt oder Verlaſſen des Landes binnen 6 Monaten forderte, als die Bekehrungskommiſſion mit ihrer militäriſchen Begleitung immer ſcheußlichere Grauſamkeiten verübte und Michna mit ſeinem Münzentwertungsſyſtem einſetzte, da nahm auch die Auswanderung, beſonders in den Jahren 1624 und 1628, immer phantaſtiſchere Ausmaße an. In Gruppen von 30, 70 und 80 haben im 30j. Kriege viele Tauſende von Böhmen ihre Heimat verlaſſen, allein 185 adelige Familien = 1/7 des ganzen Adels und im ganzen 36 000 Familien mit rund

150 000 Personen = 1/17 der ganzen Bevölkerung. Darunter außer den Geistlichen und Adeligen viele Gelehrte und sonst Tüchtige. Im einzelnen ist diese größte der Auswanderungen noch nicht erforscht. Wir lesen nur öfter, daß sie nach Sachsen, der Lausitz und Schlesien gingen. Nur aus dem Jahre 1624 hören wir etwas Genaueres. Da, berichtet Winkler, seien starke Zugänge böhmischer Emigranten in das Schreiberhauer Tal erfolgt, an dessen Eingang sie bei den heute noch so bezeichneten Wachsteinen Posten aufstellten, um vor Überfällen von der Ebene her gesichert zu sein. In jener Zeit siedelten die Hollands, nach denen noch heute ein Teil Schreiberhaus die Hollandhäuser genannt wird. Nachkommen dieser Hollands wohnen noch heute daselbst. Es ist wenig, was wir bisher von dieser sturmflutartigen Auswanderung böhmischer Protestanten haben in Erfahrung bringen können. Wenn auch die meisten nach Sachsen gingen, ging der Anteil der Wanderer in den schlesischen Raum sicher auch in die Tausende.

Etwas genauer sind wir über die religiösen Wanderungen unterrichtet, die sich während des 30jährigen Krieges innerhalb des schlesischen Raumes vollzogen. Schlesien stand damals zum Glück nicht ganz unter der unmittelbaren Oberhoheit des Kaisers. Die Oberlausitz bis zum Queis hatte der Kaiser für geleistete Dienste dem ev. Kurfürsten von Sachsen erst verpfändet und dann verkauft und ⅓ des Restes von Schlesien stand noch unter protestantischen Fürsten. Aber in ⅔ des Landes herrschte der Kaiser entweder unmittelbar oder saßen katholische Fürsten. Durch diese Aufspaltung Schlesiens wurde es möglich, daß während der einsetzenden religiösen Verfolgung vielfach nur eine Verschiebung der flüchtenden Protestanten von einem Teil Schlesiens in den anderen stattfand und der Provinz ein großer Teil der Protestanten erhalten blieb. In den eben genannten ⅔ setzte nun etwas später aber nicht minder grausam die Tätigkeit der Kommissare Dohna, Oppersdorf und Bibrau unter Beihilfe derselben Lichtensteiner und unter denselben gräßlichen Begleiterscheinungen wie in Böhmen ein. Ihren Zug durch das Schlesierland haben Berg und Kolde mit denselben düstersten Farben schildern müssen, wie es das Persekutionsbüchlein für das Böhmerland tut. Und durchweg traten als Folgen dieses glaubenverheerenden Zuges Wanderungen auf.

In der Grafschaft Glatz und in Neiße herrschte der Bruder des Kaisers, Bischof Karl, der noch ketzerfeindlicher

als ſein Bruder war. Von der Dominſel in Breslau her wehte im großen Gegenſatz zu den dortigen Herren in der erſten Zeit der Reformation ein beſonders ſcharfer Wind. Dieſer Wind verjagte nach Grünhagen von 1624 an unter der üblichen Beeinträchtigung und Verhinderung jeden Geſchäftsverkehrs mit den Proteſtanten insbeſondere die reichen Kaufleute aus Neiße in einer ſolchen Menge, daß es heißt, die Stadt, die vorher durch ihre Induſtrie und Handel geblüht hatte, drohe geradezu zu einem Dorf herabzuſinken. — Die Feſtung Glatz, die ein ganzes Jahr nach dem Sturz des Winterkönig noch den kaiſerlichen Truppen widerſtand, dann aber im Oktober 1621, beſonders auch infolge einer ausgebrochenen großen Feuersbrunſt, fiel, erduldete ein großes Strafgericht und wurde ſamt anderen Städten der Grafſchaft von der Kommiſſion arg heimgeſucht. Da verließen viele Edelleute, Bürger und Handwerker die Städte und gingen nach Sachſen, Brandenburg, Preußen und Niederſchleſien. Die Zahl kennen wir nicht. Manchmal ſchob man das Auswandern aus begreiflichen Gründen immer wieder hinaus. Wenn es aber garnicht beſſer wurde, ging man dann auch. So zogen 1627 aus Habelſchwerdt einmal 30, ſpäter noch einmal 20 und dann zu verſchiedenen Zeiten einzeln und in größeren Geſellſchaften noch mehr nach Niederſchleſien, alſo Fürſtentum Liegnitz.

Beſonders bedauerlich geſtaltete ſich durch das Rekatholiſierungswerk die Situation der Proteſtanten in denjenigen Teilen Schleſiens, die unter proteſtantiſchen Fürſten eine Reihe von Jahrzehnten volle Glaubensfreiheit genoſſen hatten und die mit dem unglücklichen Ausgang des Winterkrieges und der Ächtung und Abſetzung des Herren von Jägerndorf b. Troppau und den dazu gehörenden Gebieten Oberſchleſiens auf einmal unter die Botmäßigkeit katholiſcher Fürſten gekommen waren. Es war gewiß, daß ihnen von dem Los der Proteſtanten in anderen katholiſchen Gebieten nichts erſpart werden würde. Die Bedrängniſſe und Gewalttätigkeiten wirkten ſich in vollem Maße in Oberſchleſien aus und führten auch hier zu einer weitergehenden Auswanderung, als wir hier anzugeben in der Lage ſind. Es war traurig, daß in die Gebiete von Neuſtadt, Tarnowitz, Ratibor, in die die einſtigen Markgrafen von Brandenburg das Evangelium eingeführt und durch Siedelungen aus ihren Stammlanden verſtärkt hatten, nun die Dragoner einrückten, um das Evangelium auszurotten. Im Zuſammenhange damit heißt es von Ratibor, daß außer den Predigern auch die Bürger, die nicht katholiſch werden wollten, vertrieben wurden. Von Tarno-

witz, das eine Gründung von fränkischen evangelischen Ansiedlern schon 1526 unter Markgraf Georg war, aber heißt es direkt, daß ein großer Teil der Landbewohner und auch viele Bürger aus der Stadt, im Jahre 1632 auf einmal 20 Familien, auswanderten und namentlich nach Öls, aber auch nach Niederschlesien gingen und an ihre Stelle Polen kamen. Hier haben wir sogar einen Fall, wie das Werk der Gegenreformation auch gelegentlich zur Entdeutschung führte.

Am übelsten erging es den kaiserlichen Erbfürstentümern Glogau, Schweidnitz und Jauer. Mit Glogau machte 1628 die Deformationskommission gleich einen schrecklichen Anfang. Obwohl man vor den anrückenden Lichtensteinern die Stadttore verschlossen gehalten hatte, drangen sie mit List ein und bereiteten wie allerorts ihrem Namen alle Schande, wie auch der Kommissar selbst. Mit dem ehrenwerten alten Pastor Preibisch, dem man Kruzifix und Schwert zur Entscheidung zwischen Verleugnung und Gewalt vorlegte, machte man den Anfang. Er wählte, auch auf Zureden seiner Frau, das Schwert und wurde eingekerkert. Der Bevölkerung wurde arg mitgespielt und gleich hier der Anfang mit jenen berüchtigten „freiwilligen" Statuten des Magistrats gemacht, nach denen kein Evangelischer in der Bürgerschaft geduldet werden, und wer nicht katholisch werden wollte, binnen 6 Wochen ausziehen sollte. Ein Brand erleichterte vielen die Entschließung, weil sie sich durch den Verlust des Heimes mit der Stadt nicht mehr so verbunden fühlten. 41 Bürger gingen über die Grenze nach Polen.

Ein Jahr darauf erlitt die Stadt Guhrau das gleiche Schicksal durch Kommissare und Lichtensteiner mit Religionsstatut und Quälereien. Hier entschloß sich fast die ganze Einwohnerschaft zur Auswanderung. 4000 Personen zogen ab, sodaß von 699 Häusern 587 leer wurden. Es ist verständlich, daß der Magistrat klagen mußte, er könne die Steuer nicht mehr erheben. Durch geschäftliche Beziehungen war man von jeher mit den Grenzstädten Polens, besonders Lissa, verbunden gewesen. So zog man dorthin, zumal die Übersiedelung von den reformierten polnischen Magnaten stark begünstigt wurde. Außer Lissa blühten damals die Ortschaften und Städte wie Fraustadt, Rawitsch, Meseritz, Zduny, Jutroschin, Kobylin, Bojanowo, Zaborowo richtig auf. Als man den Schaden merkte, versuchte man die Flüchtlinge zweimal, 1633 und 53, durch Versprechungen zurückzulocken. Aber die trauten nicht und blieben in Polen. So wurde eine deutsche Siedlung in Polen geschaffen.

Auch aus der Stadt Grünberg im Fürſtentum Glogau zogen 1629 und 1635 mehrfach in Auswirkung des Druckes der Gegenreformation viele Bürger nach Polen, ohne daß uns der Gewährsmann Kolde Zahlen angibt. Der Weg der gewaltſamen Rekatholiſierung durch die Kommiſſion und Lichtenſteiner ging vom Fürſtentum Glogau weiter in die Fürſtentümer Sagan, Schweidnitz und Jauer und war auch hier faſt überall von Auswanderungen begleitet. Wir konnten ſolche aus folgenden Orten feſtzuſtellen. In Sagan wurden durch die Religionsverfolgung ſchon 1629 eine Menge Bürger vertrieben. Als aber 1631 durch die Unachtſamkeit der kaiſerlichen Beſatzung ein großer Teil der Stadt niederbrannte, zogen auch viele von denen aus, die ſich durch den Beſitz ihrer Häuſer zur Verleugnung und zum Bleiben hatten bewegen laſſen, vielfach beneidet von denen, die durch ihren Beſitz noch feſtgehalten wurden. Sie gingen in die benachbarten lauſitziſchen und märkiſchen Städte.

Ähnliches ſagt Ziegler auch von Flüchtlingen aus dem Jauerſchen aus.

Löwenberg leiſtete der Kommiſſion beſonders hartnäckigen Widerſtand, in dem ſich, wie auch ſonſt öfter, die Frauen auszeichneten, von denen Kolde eine ergötzliche Geſchichte erzählt. Als aber im September 1629 Bibran 300 Lichtenſteiner anrücken ließ, wälzte ſich Tag und Nacht der Strom der Flüchtlinge zu den Toren hinaus, ſodaß nur 4 Ratsmänner und 22 Bürger zurückblieben. Viele von den Geflohenen wurden wieder eingebracht und gequält und ſchließlich doch ausgeſtoßen, wenn ſie ſich nicht bekehrten. Viele waren aber gleich entkommen. Die Löwenberger gingen zum Teil nach Greiffenberg, meiſt nach Lauban.

Bunzlau erhielt den Beſuch der Dragoner am 20. 1. 1629. Hier heißt es, daß etliche der Bürgerſchaft, ſonderlich die Vornehmen, ihre Zuflucht in der Lauſitz ſuchten.

Auch aus Schweidnitz wanderte ein Teil aus, trotz Erſchwerung durch hohe Abzugsgelder und Verſorgung zurückgehaltener Kinder.

In Frankenſtein ſpielt wieder ein Religionsſtatut eine Rolle. Da ſetzte eine ſo allgemeine Auswanderung ein, daß nur 4 Ratsherren und 12 Bürger zurückblieben. Es werden auch hier wie anderwärts manche zurückgekehrt ſein.

In Reichenbach iſt es bei der Tyrannei des Königsrichters Reiprich beſonders ſchlimm hergegangen. Den ſchlug man tot, mußte aber ſchwer büßen. Viele flohen. 1634 finden wir von ihnen 7 in Zduny.

Bei Hirschberg sagt Ehrhardt, daß mit den Schweden die lutherischen Bürger auswanderten und nach Beuthen gingen. Das ist immerhin eine ganze Reihe von Städten, bei denen wir Auswanderungen während des 30jährigen Krieges feststellen konnten. Ob es noch mehr waren, muß die Weiterforschung ergeben. Die Zahl der Auswanderer muß, obwohl wir ihre genaue Zahl nicht wissen, sehr beträchtlich gewesen sein. Nach Worbs sind alle lausitzschen Grenzorte damals von Flüchtlingen überfüllt gewesen. Und viele gingen doch auch nach Polen.

Als schließlich der 30jährige Krieg zu Ende ging, zeugten schon die Friedensverhandlungen und -bedingungen, wie wenig man gewillt war, der ersehnten Glaubensfreiheit Rechnung zu tragen. Der Religionskrieg war nicht abgeschlossen, er trat nur in ein neues Stadium und man führte ihn mit anderen Mitteln weiter. Die brutale Gewalt hatte sich als wirkungslos erwiesen. So versuchte man es unter einem Schein des Rechtes und unter Berufung auf das jus reformandi mit den neuen Reduktionskommissionen. Mit ihnen hoffte man und war gewillt, das Werk der Rekatholisierung nunmehr gründlich zu erledigen, besonders als man nach dem Abzug der Schweden unbehinderter als im Kriege war. Nun erst drohte der protestantischen Kirche in den kaiserlichen Gebieten Schlesiens der Untergang. Nur in ⅓ Schlesiens hatten diese Kommissionen nichts zu suchen, weil es Religionsfreiheit zugesichert erhalten hatte, aber in ⅔ herrschte der Kaiser. In diesem Teil zog nun die Reduktionskommission, bestehend aus dem Prälaten Seb. Rostock von Breslau (späterer Bischof), Pater Steiner-Striegau und Herrn v. Churschwand, begleitet auch von einer kleinen militärischen Eskorte, um gegen Gewalttätigkeiten geschützt zu sein, in den Jahren 1653/54 von Ort zu Ort, nahm unerbittlich gegen alle Bitten und Fürbitten alle Kirchen und alles Kircheneigentum mit der alleinigen Ausnahme der 3 bewilligten Friedenskirchen weg, setzte alle protestantischen Geistlichen ab und an ihre Stelle katholische, selbst wenn keine Seele in der Gemeinde katholisch war. Diese größte kirchliche Enteignungsmaßnahme vollzog sich zwar unter vielen Tränen, jedoch bis auf den Fall Stabelwitz ohne Anwendung von Waffengewalt. Über die Reduktionen in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer besitzen wir ein ausführliches Protokoll. In ihm steht allerdings nirgend etwas von Auswanderungen im Zusammenhang mit dieser Kirchenwegnahme. Eine solche konnten wir

1653/54

aber doch für diese Fürstentümer und auch anderwärts aus anderen Quellen feststellen.

Hensel berichtet, daß aus den ihrer Kirchen beraubten Glogauschen und anderen Gemeinden aus Furcht vor gänzlicher „Reformation" 1653 schon etliche hundert Menschen nach Polen, Sachsen und Brandenburg ausgewandert wären und das Land wüste würde.

Bei Berg lesen wir von Polnisch Wartenberg, daß die Kommissare im Jahre 1654 die letzten 13 Landkirchen wegnahmen und deswegen viele ins Fürstentum Öls und nach Polen wanderten. Hier an der polnischen Grenze hatte sich zu den anderen Zufluchtsorten in Schlichtingsheim noch ein neuer hinzugefunden, den der polnische Oberlandrichter des Fraustädter Kreises Freiherr Georg v. Schlichting gegen Ende des Krieges als Asyl für Glaubensflüchtlinge angelegt hatte und der auch bald stark anwuchs.

In Bolkenhain war unter dem ruhigen Erzpriester Kolbe Frieden. Man setzte ihn ab und an seine Stelle einen fanatischen Priester. Von dem heißt es, daß er zusammen mit der Reduktionskommission weniger Seelen in das Netz Petri als in benachbarte Länder getrieben hätte. 1652/53 gingen aus Bolkenhain 186 Personen, darunter 23 Züchner und Parchner nach der Lausitz.

In Leobschütz, zum Fürstentum Jägerndorf gehörig, wehrte man sich besonders energisch, voran wieder die Frauen, schon seit langem. Als 1654 strengere Maßnahmen durch Zwang zur Teilnahme an Prozessionen, Sperrung des Handwerks, Einkerkerung, Einquartierung gegen die Protestanten ergriffen wurden, regte sich die Auswanderungslust. Dagegen sperrte man die Tore, aber manche entwichen heimlich. Am 31. 5. 55 wurde angedroht, daß nach der Ernte noch mehr entweichen würden. Diese ersten Leobschützer protestantischen Auswanderer gingen ins Briegische. Der Herzog Georg von Brieg stellte sich auf die Seite der Flüchtigen, als es über dieser Auswanderung zu Reibungen zwischen den beiderseitigen Fürsten kam.

Von Hirschberg heißt es, daß die ev. Bevölkerung auch nach 1648 weiter verfolgt wurde. Der berühmte Schleierhandel sollte nur angesessenen katholischen Bürgern gestattet sein. Deswegen wanderten viele Weber in die Lausitz und die polnischen Grenzgebiete aus. Diese Auswanderung der Hirschberger Schleierweber, von denen Sommer in seinen Schwenkfeldern spricht, bedarf noch geschichtlicher Klärung.

In dieſe Zeit der Reduktionen der fünfziger Jahre gehören nun noch zwei umfangreichere Wanderungen, die über die böhmiſche Grenze herüberkamen. Wir ſind über ſie gut unterrichtet.

Die eine kam aus dem Friedländer Gebiet. Dies Gebiet, beſtehend aus den 3 Herrſchaften Friedland, Reichenberg und Seidenberg, war durch die Freiherrn von Redern für die Reformation gewonnen worden. Da der letzte Redern Anhänger des Winterkönigs war, verlor er das Land und floh auf dem deswegen Trauerſteg genannten Wege über das Rieſengebirge. Friedland und Reichenberg kaufte Wallenſtein, Seidenberg kam an die Lauſitz. Die Rekatholiſierung ſetzte bald ein, wurde nur durch die zeitweilige Herrſchaft der Schweden unterbrochen. Schon 1624 bis 1626 hatten eine Menge von Evangeliſchen die Herrſchaft verlaſſen und gingen in die benachbarte Lauſitz und nach Sachſen. 1640 folgten andere. Der Hauptauszug aber erfolgte nach dem Frieden und dem endgültigen Abzug der Schweden 1650 ff. Orte der Auswanderung waren Neuſtadtl, das von ¾ ſeiner Bewohner verlaſſen wurde, Dittersbüchel, Heinersdorf, Lusdorf, Liebwerda, Haindorf, Weißberg, Raſpenau. Manche nahmen einige Habſeligkeiten mit über die Grenze, andere ließen in der Überſtürzung alles zurück. Die Weißberger zogen alle an einem Tage 1650 mit ihren Kühen auf dem Trauerſteg nach Meffersdorf im Queistal. Da Meffersdorf keine eigene Herrſchaft hatte, wurden die Exulanten in andere Herrſchaften gezogen. So entſtand 1650/51 auf dem Gebiet des Herrn von Üchtritz auf Gebhardsdorf Neuſcheibe, Schwarzbach und Oberhernsdorf. Aber auch die Adminiſtratoren von Meffersdorf holten ſchließlich Exulanten heran und gründeten 1654 Grenzdorf und Volkersdorf, ſpäter Bergſtraße und Heide, 1667 entſtand das Meffersdorfer Städtel.

Das Queistal hatte überhaupt damals eine ſtarke Anziehungskraft. So gingen während der Friedländiſchen Verfolgung 1652 40 Familien nach Markliſſa, 32 nach Lauban.

Aber auch noch nach anderen Orten der Lauſitz gingen ſie. So 1652 82 Familien nach Görlitz und die meiſten, 120 Familien, nach dem nächſtgelegenen Grenzſtädtchen Seidenberg, Adelige, Geiſtliche und gewöhnliche Leute. Von den letzten werden die Siber, Semder, Neudeck, Pladeck, Pradelt öfter angeführt.

Doch haben ſich kleinere Gruppen der Friedländer

Glaubensflüchtlinge auch in anderen Orten der Lauſitz niedergelaſſen: Hoyerswerda, Horka, Muskau u. a.

Von Johann Georg von Sachſen beſitzen wir Reſkripte aus den Jahren 1651, in denen der Landvogt der Oberlauſitz angewieſen wird, allen ehrlichen und der Religion wegen aus Böhmen Entwichenen die Aufnahme in der Lauſitz möglichſt zu erleichtern.

Von den im ganzen aus dem Friedländer Gebiet entwichenen 839 Familien von 3180 Perſonen mögen 1300 in die ſchleſiſche Lauſitz gekommen ſein.

Bei Starke-Görlitz iſt von Franz Pohl ein Buch im Erſcheinen, das ein volles Namenverzeichnis dieſer Friedländer Auswanderer enthält.

Von jenſeits der Sudeten aus dem Rieſengebirgsraum kam in den fünfziger Jahren noch eine andere, uns ebenſo bekannte, religiöſe Auswandererſchaft über die Grenze. Das waren Proteſtanten aus dem Gebiet von Hohenelbe. Lange wurden hier die Evangeliſchen in Ruhe gelaſſen. Sie wußten aber dann auch gut Widerſtand zu tun. Doch endlich, als i. J. 1650 über um des Glaubens willen gefangen geſetzten Ratmännern unter dem Bürgermeiſter Freybrich eine Rebellion ausbrach, erreichte auch ſie ihr Schickſal. Da hieß es auch hier: katholiſch werden oder auswandern! So griffen viele zum Wanderſtab und gingen auf dem alt bekannten Böhmerweg über die alte ſchleſiſche Baude nach Schleſien und rechtfertigten dieſen Namen von neuem. Sie kamen aus Hohenelbe, Schwarzthal, Ober- und Nieder-Langenau, Niederhof und Neudorf. Eine Abwanderung von 372 Perſonen erfolgte 1651. Dieſe ſcheinen meiſt in oder in der Nähe von Schreiberhau geblieben zu ſein; denn der Rieſengebirgsforſcher Winkler ſchreibt, daß i. J. 1651 80 böhmiſche Familien in Schreiberhau ankamen und ſich den Böhmen aus alter Zeit zugeſellten. Unter dieſen Einwanderern werden in einem vorhandenen Namenverzeichnis 3 Gebrüder Schlingel genannt, deren Namen uns noch heute in der Schlingelbaude erhalten iſt. — Dem erſten Zug folgte 1654/55 ein zweiter von 192 Perſonen aus denſelben Orten. Von ihnen ſoll eine Gruppe von Exulanten am Böhmerhübel auf dem Rieſengebirgskamm 1654 erfroren ſein. Sie zogen bis ins Queistal und weiter. In einem Verzeichnis werden als Wanderziel angegeben für 6 Familien Lauban, für 5 Neukirch a. d. Katzbach, für je 4 Arnsdorf und Probſthain, für 2 Schmiedeberg, für je eine Markliſſa, Schweidnitz, Goldberg, Nimptſch, Steinſeiffen, ſelbſt Reichenſtein in der

Grafschaft u. a. Besonders wichtig ist die fast überall hinzugefügte Bemerkung: „in der Reformation" oder „vor der Reformation entlaufen". Diese 564 Hohenelber stellen einen starken Posten in der böhmischen Einwanderung nach Schlesien dar.

Bei den Zuzügen von Glaubensflüchtlingen aus Böhmen wird öfter darauf verwiesen, daß sie in die glaubenssicheren Gebiete der Fürstentümer Liegnitz und Brieg gegangen sind. Es ist darüber bisher wenig zu erfahren gewesen. Im Persekutionsbüchlein finden wird die Bemerkung: Gott stärkte den Mut des Herzogs Johann Chriktian von Brieg, daß er es wagte, in seinem Herzogtum viele Exulanten aus Böhmen und Mähren zu schützen. — In seiner Geschichte über die Sprachinsel Anhalt—Gatsch, von der wir noch sprechen werden, führt Wackwitz an, daß aus dem Grenzgebiet von Bielitz/Biala 1658 Glaubensflüchtlinge nach Brieg in Schlesien entwichen sind. — Aus Brieger böhmischen Kreisen stammt auch der spätere böhmische Prediger von Leysersdorf Kaspar Moteschitzky.

Etwas mehr wissen wir von den böhmischen Exulanten im Liegnitzer Fürstentum. Hier sammelte sich in Adelsdorf und Leysersdorf eine böhmische Gemeinde, die sogar eine Reihe von böhmischen Predigern hatte, darunter auch den eben genannten Moteschitzky. Die Gemeinde hat schon vor 1655 bestanden; denn bei einer fürstlichen Visitation in diesem Jahr klagt der Pastor Scholz aus Adelsdorf über den Aberglauben unter den dortigen böhmischen Exulanten, dem sogar ihr Prediger Tiburtius Sancti und der Patron Nickisch v. Roseneck anheimgefallen seien. Es gab manche Reibungen mit den Böhmen. 1670 kam ein Vergleich zwischen der böhmischen Gemeinde und den beiden Patronen über die Sprachenfrage zustande. 1680 verlor die Gemeinde ihren böhmischen Charakter. Größere Ansiedlungen von böhmischen Exulanten werden im Liegnitzer und Brieger Fürstentum kaum sonst noch erfolgt sein. Kleinere und vereinzelte mögen durch Spezialforschung noch festgestellt werden.

Hiermit ist die Epoche der Reduktionen mit den durch sie verursachten Wanderungen abgeschlossen. Aber auch die Reduktionen bedeuten weder Schluß der Gegenreformation noch der religiösen Wanderungen. Mit den sechziger Jahren setzt eine neue Epoche religiöser Verfolgung ein. Sie ist nicht nur die längste und zieht sich hin bis zur Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen, sondern

ſie wendet ſich auch wieder gewalttätigeren Formen zu. Wir treten ein in eine der ruhmvollſten Zeiten evangeliſchen Glaubens in Schleſien, die Zeiten der Buſchprediger und Grenzkirchen, die der ſogenannten katholiſchen „Miſſionen“. Durch dieſe ſuchte die katholiſche Kirche ihren Beſtand zu mehren, zumal in vielen der reduzierten Gemeinden kaum eine Seele katholiſch war, durch jene ſuchte die evangeliſche Kirche ihren Beſtand zu wahren. Man bemühte ſich, den Evangeliſchen auch den letzten Halt ihres Glaubens zu nehmen. Die Buſchprediger hob man überall aus, wo man ſie nur aufſpürte. Der Beſuch der Grenzkirchen aber wurde, obwohl er geſetzlich erlaubt war, erſchwert, verhindert, ja durch Wegelagerer gefährdet.. Man zwang die Evangeliſchen zum Beſuch des Unterrichtes durch die Miſſionare, ja zur Teilnahme an Prozeſſionen. Man ſetzte den evangeliſchen Mündeln katholiſche Vormünder. So bedrängte man auch viele adelige Familien und machte ſie oder verſuchte ſie katholiſch zu machen, wie ſchon vorher die Schafgotſch, ſo jetzt die Colonna oder Reibnitz. Freifrau Anna Magdalena von Reibnitz rettete ſich und ihre Familie durch die Flucht, um nur das Wanderſchickſal einer einzelnen Familie zu erwähnen. Am ſchlimmſten traf die Evangeliſchen ein kaiſerliches Edikt von 1660, das der inzwiſchen zum Biſchof von Breslau aufgerückte Roſtock veranlaßte, und durch das auch die evangeliſchen Schullehrer vertrieben wurden. Sie hatten die Gemeinden wenigſtens noch durch Vorleſen aus den Poſtillen zuſammengehalten. Beklagte man ſich aber über Ausſchreitungen beim Kaiſer, ſo erhielt man zwar Vertröſtungen, aber durch geheime Anweiſungen wurden die Bedrücker in ihrem Vorgehen nur beſtärkt. Echt jeſuitiſch! So hörten denn auch die Wanderungen nicht auf. Sie mögen auch noch zahlreicher ſein, als wir bisher feſtzuſtellen vermochten.

In Deutſch-Wartenberg bei Glogau brach 1673 über der Mißhandlung eines von einem Beſuch in einer Grenzkirche heimkehrenden Evangeliſchen eine richtige Rebellion aus. Dieſe wurde zwar mit Waffengewalt niedergeſchlagen, viele aber flohen oder wurden verjagt, gingen in die polniſchen Grenzgebiete und vermehrten die dort bereits beſtehenden ev. Gemeinden. Kolde berichtet, daß dadurch die Gemeinde Wartenberg um 49 Familien mit 98 Kindern ärmer wurde.

Aus Neuſtadt O/S. meldet Kolde aus den ſiebziger Jahren eine wahre Entvölkerung.

Aus Gotschdorf, Fürstentum Jägerndorf, gibt Loesche 1672 nicht weniger als 200 Entwichene an.

Eine besonders hohe Auswanderungsziffer erreichte Leobschütz. Da die Evangelischen den Aufforderungen der katholischen „Missionare" nicht Folge leisteten, auch den Einquartierungen nicht erlagen, ergingen 1673 letzte Aufforderungen, katholisch zu werden oder auszuwandern. Da verließ nach Loesche die Mehrzahl der Bürger, und zwar die tüchtigsten und vermögendsten, die Stadt. Weil die Grundstücke dadurch bedeutend im Wert sanken, sagte man damals: so wohlfeil wie ein Haus in Leobschütz! 800 Seelen zogen zumeist nach Lauban.

In den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts wurden durch schlesische und böhmische Einwanderer in der Oberlausitz (Queistal) noch gegründet das Städtchen Goldentraum (1682 besonders von Schwenkfeldern) und mehrere Dörfchen, wie Hagendorf (1660), Schulzendorf, Goldbach, Carlsberg.

Die Abwanderungen in diesem Zeitraum sind so bedeutend gewesen, daß man vielfach von einer wahren Depopulation, vom Rückgang allen Gewerbes, besonders des im Gebirge gepflogenen Garn-, Leinwand- und Schleierhandels redet. Selbst katholische Herrschaften klagen über Arbeitermangel zur Bergung der Ernte. Aber die Einheit der Religion herbeizuführen, ging dem Kaiser und den Jesuiten, die ihn leiteten, über alles. Mochte das Land darüber zur Wüste werden!

In einem Falle schien der Kaiser wirklich gegen besonders brutales Vorgehen einschreiten zu wollen, aber nach den mancherlei ergangenen geheimen Instruktionen ließ sich der Mann, dem das galt, nicht abschrecken. Das war der Abt von Grüssau Bernhard v. Rosa. Die Folge des an ihn ergangenen kaiserlichen Befehls, den Verfolgungen Einhalt zu tun, war nur das Ultimatum an die Evangelischen 1687, katholisch zu werden oder auszuwandern. 1240 Protestanten zogen da aus Reichhennersdorf und Oberzieder über den Schmiedeberger Paß in die sächsische Lausitz. Dort gründeten sie Neugersdorf und brachten es durch ihre feine Mezzolanweberei zu Ansehen und Wohlstand.

Nun aber bot sich dem Kaiser in dieser Epoche gar noch eine ganz besondere Gelegenheit zu neuer Unterdrückung und Tücke. Der letzte Piast Georg Wilhelm starb 1675. Da zog der Kaiser nun auch den letzten Zufluchtsraum der Protestanten in Schlesien als erledigtes Thronlehen ein und

dehnte trotz gegebenen Versprechens sein Rekatholisierungswerk auch auf die Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau aus. Der Anfang wurde mit den Kammergütern gemacht; denn man könnte dem Kaiser nicht zumuten, daß er auf seinen Gütern eine andere als seine Religion dulde. Das waren in den 3 Fürstentümern immerhin von 241 schon 41 Pfarreien, die katholisch gemacht wurden. Das war aber dem Kaiser lange nicht genug. Man klügelte darum, um weiter zu kommen, in echt jesuitischer Weise ein System aus, das weder den Eindruck der Lichtensteiner Methoden noch der Reduktionen, sondern sogar den einer Duldung machen sollte. Man ließ die protestantischen Geistlichen auf ihren Pfarren, aber wenn einer auf einer Stelle starb, die fürstlichen und nunmehr kaiserlichen Patronates war, wurde die Stelle nicht wieder besetzt. So gingen im Laufe von 30 Jahren weitere 67 Stellen verloren. Man hoffte so die ganze protestantische Geistlichkeit bald aussterben zu sehen. Das „Einschleichen" von auswärtigen Pfarrern und das „Auslaufen" der Gemeindeglieder zu solchen wurde verboten. Viele andere Druckmittel wurden angewandt, um den katholischen Charakter der 3 Fürstentümer zu stärken. Die Beamtenstellen wurden alle mit Katholiken besetzt. Vor allem arbeitete man wieder mit der Ernennung von kath. Vormündern für verwaiste ev. Kinder, selbst in adeligen Kreisen, wofür nur auf den Fall von Kökritz auf Großsärchen im Wohlauschen Fürstentum verwiesen sei. Man gab sich sogar zu einer Art von Heiratsvermittelung her. Um die Ansässigmachung des kath. Adels zu fördern, verbot man Erbtöchtern oder landbesitzenden Witwen das Auswandern und führte ihnen katholische Freier zu u. a. m.

Es war kein Wunder, daß sich nun auch in diesen Gebieten, die früher Glaubensverfolgte aufgenommen hatten, der Auswanderungstrieb regte. Zuerst wurden von ihm die Reformierten erfaßt, die unter der Bevorzugung der reformiertgewesenen Piasten von diesen erst herangeholt waren. Da diese sich seit 1675 nach Polnisch Lissa oder Brandenburg gehalten hatten, werden sie auch dahin ausgewandert sein. Ihre Zahl ist uns unbekannt. Doch muß auch der Auswanderungsdrang der anderen Protestanten groß gewesen sein; denn der Kaiser sah sich veranlaßt, durch Mandate von 1681 und 86 dem Auswandern vorzubeugen. Über wirklich erfolgte Auswanderungen haben wir nur wenig auffinden können. Hensel schreibt ganz allgemein, daß bei der besonders für den Glauben der Kinder drohenden Gefahr viele ihre

Häuser und Güter verkauften und in die Lausitz oder nach Brandenburg gingen.

Bei Velsen finden wir eine Bemerkung, daß es im Kreise Ohlau in den 80 er Jahren zu einer allgemeinen Auswanderung kam und daß aus Reichenstein, zu Brieg gehörig, 1687 nach dem Tode des ev. Pfarrers und der Amtsentsetzung seines Nachfolgers ein Teil der ev. Bevölkerung auszuwandern begann.

Wahrscheinlich wäre nun auch das Schicksal des evangelischen Schlesiens so gut wie besiegelt gewesen, wenn nicht wieder ein schwedischer König die Situation diesmal, des ev. Schlesiens, durch die altranstädter Konvention gerettet hätte. Wenn es nun auch dem Kaiser schwer gefallen ist, die weggenommenen Kirchen fast sämtlich wieder herausgeben zu müssen, so fand er doch, besonders nach dem Abzug der Schweden, wie das ähnlich auch nach dem 30 jährig. Kriege geschehen war, ein Mittel, um weiter gegen die Protestanten vorzugehen. Unter dem Schutz der Konvention traten viele von den unter dem Religionsdruck abtrünnig gewordenen Protestanten wieder zum alten Glauben zurück. Diese sogenannten Apostaten zwang der Kaiser unter Androhung der Einziehung ihrer Güter und der Landesverweisung durch Patente von 1709 und 17 zum Rücktritt zur katholischen Kirche und verbot die Apostasie, wobei man Apostasie auch für vorliegend hielt, wenn Eltern oder Großeltern noch katholisch gewesen waren. Auch über diesem neuen Druck kam es wieder zu Abwanderungen. Hensel schreibt, daß viele der Apostaten aus dem Lande zu gehen genötigt worden sind. Ziegler berichtet aus Brieger Akten von 1710, daß 32 solcher Apostaten und noch mehr, die sich fest erwiesen hatten, des Landes verwiesen wurden.

Sind das nur spärliche Nachrichten, die wir über die letzten religiösen Wanderungen dieser Epoche geben konnten, so vermögen wir über eine andere genaueren Bescheid zu geben. Sie gehört in das Kapitel der oben erwähnten katholischen „Missionen" und betrifft die Schwenkfelder. Da diese als Sekte in den Friedensschlüssen nicht mit inbegriffen waren, erhob die katholische Kirche besonderen Anspruch auf sie und sandte in das Gebiet vom Gröditzberg, wo sie saßen, i. J. 1719 zu ihrer Missionierung die beiden Jesuiten Milan und Regent. Der Druck, mit dem diese Missionare vorgingen: Wegnahme der Kinder zur Taufe, Verweigerung der Trauung und eines ehrlichen Begräbnisses, Zwang zum Unterricht, Geldstrafen, Gefängnis führten schließlich nach einigen

hohen dramatiſchen Szenen wie Brand der Wohnung der Miſſionare, Verprügelung des einen Miſſionars zur Auswanderung der Mehrzahl der Schwenkfelder. Schon 1682 waren einige Familien weggezogen und hatten das Städtchen Goldentraum mitgründen helfen. Unter dem Druck der Miſſion wanderte nun im ſtrengen Winter 1725/26 ein erſter Zug von 50 Perſonen aus Harpersdorf, Armenruh und Hockenau zu einem kleineren Teil nach Carlsberg und Volkersdorf im Queistal, zum größeren nach Berthelsdorf in Sachſen, wo ſie bei Zinzendorf freundliche Aufnahme fanden. 1727/28 flohen 30 Perſonen aus Langenneudorf, von denen es heißt, daß ſie ſchließlich nach Amerika gingen. Die ſtärkſte Abwanderung geſchah im Januar/Februar 1734 mit 200 Perſonen aus Harpersdorf und 300 aus Langenneudorf, Armenruh, Hockenau. Die Gutsherrſchaften halfen hier, ungeachtet ſie treue und fleißige Untertanen verloren, fleißig durch Geſtellung von Geſpannen beim Abzug, weil ſie Gegner der ganzen jeſuitiſchen Miſſion waren. Auch ihnen gewährte Zinzendorf in Berthelsdorf und Herrnhut vorübergehenden Aufenthalt. Die Flüchtlinge fühlten ſich jedoch nicht wohl daſelbſt und bereiteten durch Buchs und Glaſey ihre Abreiſe nach Amerika vor. Am 19. Juli 1734 fuhren ſie von Hamburg ab und langten am 24. September in Amerika an. Sie ſiedelten in den Grafſchaften Berks, Montgomery und Lehigh des Staates Pennſylvanien, wo ſie gut vorankamen und ſich noch heute dort in Wohlſtand befinden. Es waren 560 Perſonen, die nach Amerika gingen. Der 24. September wird noch heute bei ihnen als großer Feſttag gefeiert. Gelegentlich der 200 jährigen Wiederkehr ihrer Auswanderung kamen 40 Schwenkfelder herüber aus Amerika und beſuchten die Stätten ihrer Herkunft.

In dieſen Zeitraum fällt auch noch der Zuzug von böhmiſchen Brüdern, beſonders aus den Grenzkreiſen Landskron und Leitomiſchl ins Queistal. Sie werden im Gegenſatz zu den ſchon vorher hierhergezogenen Böhmen und ihrer mehr brüderiſchen Geſinnung wegen gewöhnlich die „Neuböhmen“ genannt. Als im Jahre 1720 in den oben genannten böhmiſchen Grenzkreiſen unter den geheimen Proteſtanten eine neue Erweckung ſtattfand, verließen viele ihr Vaterland und gingen nach Gebhardsdorf. Dort beſtand ſchon ſeit Jahrzehnten eine böhmiſche Gemeinde mit einem böhmiſchen Prediger Lang und hatte Neu- und Obergebhardsdorf gebaut. Aber die Neuböhmen, deren Anzahl wir nicht wiſſen, waren von der Predigtweiſe des Lang nicht befriedigt, hielten ſich zu den mehr pietiſtiſch eingeſtellten Predigern

Schwedler in Niederwiesa oder Liberda in Großhennersdorf oder nach Herrnhut, oder hielten eigene Konventikel. Darüber kam es zu Streitigkeiten. So zogen schon 1728 12 Familien zu 60 Personen wieder ab, wohin ist unbekannt. Wie viele zurückgeblieben sind, ist gleichfalls unbekannt. Doch kann ihre Zahl nicht ganz gering gewesen sein, da sie bis 1791 noch einen eigenen Prediger unterhielten. Da hört der böhmische Gottesdienst auf. Die Böhmen waren eingedeutscht. —

Auch in Gerlachsheim bildete sich allmählich eine böhmische Kolonie. Noch i. J. 1733 kamen 30 Emigranten aus Hermanitz und 1736 aus Deutsch-Rothwasser und Czermeney bei Leitomischl 72 Personen. Die Gemeinde zählte in diesem Jahr etwa 300 Seelen. Als aber Beschwerden über ihre Aufnahme aus Wien in Dresden eingingen, wurden sie zum Weiterziehen veranlaßt. Februar 1737, im tiefen Schnee dürftig, wie sie gekommen, heißt es, mußten sie abziehen. Es scheint die Mehrzahl gewesen zu sein. Wie viel zurückblieben, ist auch hier unbekannt. Sie gingen über Kottbus nach Berlin und durften sich in Rixdorf niederlassen.

Unweit von Gerlachsheim entstand 1727 das Exulantendorf Carlsdorf, wo 300 Ankömmlinge gezählt wurden. Sie wurden in das Schicksal der Gerlachsheimer mit hineingezogen, gingen wohl auch zum größten Teil mit nach Rixdorf. Andere gingen nach Zittau, manche halfen die Brüdergemeinde Niesky mit begründen. Ob und wie viele zurückgeblieben sind, ist unbekannt.

Anders war es mit Nieder-Ortmannsdorf. Hier saßen Böhmen schon seit Jahrzehnten. Es heißt von ihnen, daß sie nicht zu den neuen unruhigen Böhmen zählten. Sie hielten sich zur Kirche in Marklissa, wo der dortige Prediger ihre Sprache konnte. Sie erbauten sich 1683 ein Bethaus, wo fast ein Jahrhundert hindurch die Familie Zeiske böhmische Predigten verlas. Die jungen Leute ließen aber immer mehr die böhmische Sprache fallen und gingen lieber nach Marklissa. 1797 wurde das Bethaus abgetragen.

Als kleinere böhmische Niederlassungen werden noch Schadewalde bei Marklissa mit den Familien Pfeiffer, Xylander, Mädler und Etzdorf bei Lauban genannt.

Die Böhmen im Queistal erfordern noch eine Spezialstudie.

Ähnlich ist es mit dem Anteil, den etwa die Brüdergemeinde an den religiösen Wanderungen in Schlesien hat. Die einzelnen Brüdergemeinden in Schlesien rekrutierten sich in der Hauptsache aus den pietistischen Kreisen Schlesiens. Wie weit etwa böhmische oder mährische Brüder durch direkte

Zuwanderung oder indirekte über Herrnhut oder andere ſächſiſche Orte untermiſcht ſind, muß durch genaue Erforſchung der Brüdergeſchichte noch feſtgeſtellt werden. Bis jetzt iſt darüber folgendes zu ſagen: Niesky iſt eine Gründung von aus Zittau und, wie wir eben ſahen, aus Carlsdorf herübergekommenen böhmiſchen Brüdern vom Jahre 1742. Unter Vermittelung von Zinzendorf erhielten ſie auf dem Beſitztum des Herrn Auguſt v. Gersdorf in einer Kiefernheide des Gutes Trebus, wo ſchon ein Jäger Swoboda böhmiſcher Nation ſaß, eine Siedelung zugeteilt. Es war erſt eine rein böhmiſche Siedelung von geringem Umfang, und der böhmiſche Charakter wurde einige Zeit gewahrt. Noch 1751 mußte Zinzendorf ſeine Vorträge in Niesky ins Böhmiſche überſetzen laſſen. Indeſſen wurde Niesky ſchnell durch Abzug von Böhmen und Zuzug von Deutſchen germaniſiert.

Von der Brüdergemeinde Gnadenfrei wiſſen wir, daß ſie 1743 von Herrnhut her aus erweckten Kreiſen Schleſiens gebildet wurde, aber auch einen reichen Zuwachs durch mähriſche und böhmiſche Exulanten erhielt. Leider hat man Spuren zur Forſchung dadurch verwiſcht, daß man die alten, oft ſchwer auszuſprechenden Familiennamen bald abänderte. Doch hat ſich in vielen Familien eine reiche Tradition darüber erhalten, was die Vorfahren jenſeits der Grenze erlitten und welche Ämter ſie in der alten Brüdergemeinde bekleidet hatten.

Damit iſt die lange Wanderepoche von 1660—1740 abgeſchloſſen, ja wir haben ſie mit den letzten Gründungen bereits überſchritten und ſind bereits in die Epoche der religiöſen Wanderungen zur Zeit Friedrichs des Großen eingetreten. Dieſe Epoche weiſt 2 Wanderungen auf, die beide gut erforſcht ſind. Sie kamen von auswärts; denn in Schleſien hörte unter Friedrich dem großen jeder religiöſe Zwang und damit jeder Zwang zu religiöſen Wanderungen innerhalb des ſchleſiſchen Raumes, ſoweit er preußiſch wurde, auf.

Die erſte nennt Beheim die Huſſitenſiedelung. Sie erfolgte im Auftrage Friedrich des Großen durch den böhmiſchen Prediger Liberda. Dieſer war Prediger der ſeit längerer Zeit in und um Berlin beſtehenden böhmiſchen Gemeinde, und der König hatte durch ihn von vielen geheimen Proteſtanten in Böhmen gehört. So beauftragte im Jahre 1741 der König den Liberda, verſah ihn mit Geld und ſtellte ihn unter den Schutz des in Böhmen operierenden General Prinz Leopold von Anhalt, damit er dieſe verſteckten Proteſtanten zur Überſiedlung nach Schleſien bewege. Liberda

unterzog sich dem nicht ganz ungefährlichen Unternehmen und brachte in den Grenzdistrikten bereits bis Anfang Mai 1742 eine Auswandererschaft von 1100 Böhmen zusammen, die schon vom Februar 42 an in verschiedenen Zügen auf Schlitten und Wagen abzog und über die Grafschaft nach Münsterberg geleitet wurde. Aus dieser Stadt lagen allerlei Klagen der evangl. Bürger über den katholischen Rat vor, weshalb viele Bürger ausgewandert waren und die Stadt halb leer stand. Hier war also Platz. Deshalb leitete man die Böhmen zunächst einmal hierher. Aber die Wohnungen und Erwerbsverhältnisse waren sehr schlecht, und das Verhältnis der Zuzügler zu den Eingesessenen gestaltete sich möglichst ungünstig. So wurden schon im Herbst 1742 614 Personen in umliegende Dörfer im Münsterberger und Strehlener Kreis ausgesiedelt. Doch auch der Rest war für Münsterberg noch zu viel. Da mußten die Landräte der Provinz Umfrage halten, wo etwa Handwerker oder Arbeiter gebraucht würden. Es meldete sich Graf Reichenbach auf Goschütz, Kr. Wartenberg und Graf Henkel von Neudeck auf Tarnowitz. Mit viel Mühe gewann man 202 Böhmen für Goschütz und 129 für Tarnowitz. Anfang 1743 zogen sie ab. Es gefiel ihnen nicht. Die meisten kehrten bis 1746 wieder nach Münsterberg zurück oder gingen nach Polen. In Münsterberg war aber durch Zuzug die Zahl der Böhmen auch schon wieder auf 486 angewachsen und waren die Verhältnisse nicht besser geworden. Zudem war unter den Böhmen eine Spaltung erfolgt in eine reformierte stärkere Partei unter einem gewissen Blanitzki und eine schwächere mehr lutherische Partei unter einem gewissen Pintzger. Ersterer war besonders rührig und plante die Sammlung aller zerstreuten Böhmen in einer neu zu gründenden Siedelung. Durch Kollektenreisen in den reformierten Ländern Holland und Schweiz brachte er dafür viel Gelder zusammen und suchte und besichtigte dann auch Jahre lang geeignetes Terrain, ohne etwas Passendes zu finden. Erst als i. J. 1749 der Magistrat von Strehlen zwei verödete Vorwerke anbot, glaubte man das rechte gefunden zu haben und entschloß sich zur Übersiedelung dahin. So entstand Hussinetz, das bereits 1750 870 Seelen zählte. 1764 vergrößerte es sich durch weiteren Zuzug um die auf dem Vorwerk Mehltheuer neu angelegten Ortschaften Mittel- und Nieder-Podjebrad. — Aber auch Pintzger verstärkte seine Gemeinde in Münsterberg, indem auch er durch einen Werbefeldzug nach Böhmen neue Scharen heranführte. — Schließlich entschloß sich auch die Regierung, Domänengrund zur Siedelung für die Böhmen herzugeben. So entstand beson-

ders durch Zuzug aus Goſchütz und Tarnowitz ſchon 1749 die Tochterkolonie Friedrichtabor bei Groß-Wartenberg und dicht daneben Klein Tabor oder Ziska. — Doch wurden „Huſſiten" nicht bloß durch Werbung herangeholt, ſondern ſie bemühten ſich auch ſelbſt. Kurz vor Ausbruch des 7jährigen Krieges 1755 ſchickten ſie Deputierte nach Breslau, die um ein paſſendes Unterkommen bitten ſollten. Auch hier gelang es erſt nach mehrfachen vergeblichen Bemühungen ſie mit 4993 Morgen Domänengrund im Oppelner Forſt zufriedenzuſtellen. So entſtand Friedrichgrätz, das ſich auch bald erweiterte.

Straußeney in der Grafſchaft Glatz iſt eine huſſitiſche Gründung bereits aus der Endzeit des Königs Georg Podiebrad In der Zeit der Gegenreformation zählten hier die Huſſiten äußerlich zwar zur katholiſchen Gemeinde in Tſcherbenay, hielten aber im Geheimen an ihrem alten Glauben feſt. Später nahmen ſie Fühlung mit den Huſſiten in Huſſinetz.

Die zweite der Wanderungen aus friderizianiſcher Zeit führte zur Gründung der Gemeinde Anhalt-Gatſch im Kreiſe Pleß. Sie kam aus der deutſchen Sprachinſel Bielitz/Biala auf polniſchem Gebiet. In deſſen Nähe lag das Dorf Seibersdorf, auch Seifersdorf oder Kozy genannt. Von hier ſollen ſchon 1658 bedrängte Proteſtanten ins Briegiſche ausgewandert ſein. Zur Zeit der ſchleſiſchen Kriege wurden die dortigen Proteſtanten von neuem durch ihren Grundherrn Jordan ſchwer bedrückt. Sie verſuchten Abhilfe durch Klagen beim polniſchen König und Reichstag. Als das nichts half, wurden ſie durch das ſiegreiche Vordringen Friedrichs des Großen auf ihn gewieſen und das eroberte Schleſien. Und da die ſagenumwobene Mandzla nach einem Geſicht, das ſie gehabt hatte, den Urbanustag (25. 5.) als Tag der Befreiung prophezeit hatte; hoffte man von Urbanus zu Urbanus auf die befreiende Tat des großen Friedrich. Aber der Krieg ging vorbei und Friedrich kam nicht. Man hätte die Propaganda, die von preußiſchen Behörden zum Zweck der Siedlung des volksarmen Schleſiens in den Grenzlanden zu dieſer Zeit gemacht wurde, als die angebotene Hilfe des Königs anſehen und ſchon daraufhin in größerer Zahl auswandern können. Doch entſchloſſen ſich dazu nur zwei kleinere Gruppen, die eine von 51 Perſonen aus Bielitz und vielleicht auch aus Seiffersdorf zog i. J. 1750 ins Pleßiſche, wohin man ſich ſchon von jeher gerne zum Gottesdienſt hielt. Die andere von 48 Perſonen aus Seifersdorf fand eine neue Heimat in Lendziner Bleiche, in Rathaus und

Gurkau u. a. südlich vom späteren Anhalt gelegen. Erst als am 5. 1. 1770 ein neues Edikt herauskam, das allen Siedlern aus Böhmen besondere Vergünstigungen bot, schickten am 19. 4. die Seifersdorfer eine Abordnung nach Pleß, um wegen Übersiedlung zu verhandeln. Sehr hilfreich war ihnen der Feldprediger Schleiermacher (Vater des großen Theologen), der auch hernach zu ihnen nach Anhalt zog und ihr erster Pastor wurde, an den sie sich wandten. Durch ihn hörte auch der Herr der freien Standesherrschaft Pleß, Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen, von der Bedrängnis der Glaubensbrüder und stellte ihnen nun bei den Verhandlungen sein 560 Morgen großes Vorwerk Kielpow zur Verfügung. Da aber für die Übersiedlung Schwierigkeiten erwartet wurden, erbaten die Flüchtlinge militärischen Schutz. Friedrich der Große gewährte ihn. So geschah es, daß mitten im Frieden preußische Soldaten, eine Schwadron Husaren unter dem Leutnant Woyrsch, über die polnische Grenze rückten und die 303 Seifersdorfer auf ihrem Auszuge sicher in ihren neuen Wohnsitz brachten. So geschehen tatsächlich am Urbanustage 1770. Der Ort, den sie gründeten, wurde dem Fürsten zu Ehren Anhalt genannt, nachdem er erst Haltan hatte heißen sollen. Schwierigkeiten, die sich mit Polen ergaben, wurden bei dem verworrenen Zustand in Polen auf diplomatischem Wege beigelegt. Anhalt aber vergrößerte sich bald um die Tochterkolonie Gatsch ganz dicht bei Anhalt und stellte eine deutsche Enklave inmitten polnischer Bevölkerung dar. Nach dem Weltkriege und nach dem Übergang in den polnischen Staat hat Anhalt das Schicksal der Minderheiten zu tragen, ist aber auch unter polnischer Herrschaft noch eine geschlossene Sprachinsel geblieben.

Aus dieser friderizianischen Epoche wollen wir zum Schluß nicht unerwähnt lassen, daß nach Beheim durch die Toleranz des Königs wahrscheinlich auch die Gemeinden der Brüdergemeinde in Schlesien durch manchen Zuzug von außen vermehrt worden sind.

Auch mit diesen friderizianischen Wanderungen sind die religiösen Wanderungen in Schlesien, die unter dem Zeichen der Gegenreformation stehen, noch nicht abgeschlossen. Die bisher letzten der religiösen Wanderer kamen noch 67 Jahre später in den Zillerthalern nach Schlesien. Sie kamen als Religionsbedrängte aus dem Tirolerland. Obwohl hier die Unterdrückung der Protestanten so rücksichtslos wie kaum anderswo von Anfang an durchgesetzt wurde, handelte es sich doch um ein dem Kaiser ureigenes Land, so hielt sich doch das Evangelium nicht nur in manchen Tälern mit bewunderns-

werter Zähigkeit, sondern erfuhr es gelegentlich starken Zuwachs. Als man das freilich z. B. 1684 im Defferegger Tale feststellte, schaffte man 800 Protestanten aus dem Lande, um das Übergreifen der religiösen Bewegung in benachbarte Täler, z. B. auch das Zillerthal, zu verhüten. Von diesen 800 Tirolern sollen nach Marschner schon einige nach Erdmannsdorf in Schlesien gegangen sein, wo Erinnerung an sie noch vorhanden ist. Doch hat trotzdem dieser Abschub das übergreifen des Evangeliums ins Zillerthal nicht verhüten können. Von ihren Handelsreisen, auf die sich die Zillerthaler weithin ins Reich begaben, brachten sie immer wieder neue Gedanken und Schriften mit heim. Auch erfuhr das protestantische Element in Zillerthal durch hierher in der Verfolgung von 1732 flüchtende Salzburger Verstärkung. Man ließ aber die Evangelischen im Zillerthal nicht lange in Ruhe. So geheim auch die Evangelischen ihren Glauben hielten, stellte man ihre Gesinnung doch bald durch ihr Fernbleiben von den katholischen Gottesdiensten und der Messe fest. Und so brach dann über sie eine Zeit arger Bedrängnis herein. Von einer Audienz beim Kaiser in Innsbruck 1832 erhofften sie Erleichterung. Aber die katholische Partei wußte die verhaßten „Inklinanten", wie sie wegen ihrer Neigung zum ev. Glauben genannt wurden, kirchlich, politisch und moralisch bei Hofe so anzuschwärzen, daß den „Inklinanten" die Bildung einer eigenen Gemeinde, die sie erstrebten, durch eine kaiserliche Entschließung vom 7. 3. 1834 versagt wird, sie aber aufgefordert werden, falls sie nicht beim katholischen Glauben bleiben wollten, um die Einheit des Glaubens im Lande zu wahren, entweder sich in Teile des Landes überführen zu lassen, wo schon Evangelische ansässig waren, wie Kärnten oder Steiermark, oder auszuwandern. Unter Ausnutzung dieses kaiserlichen Erlasses wurde nun den Inklinanten durch religiöse Vergewaltigung und wirtschaftlichen Boykott das Leben unmöglich gemacht. Man versuchte es noch einmal mit einer Beschwerde beim Kaiser. Am 19. 1. 1837 kam die Entscheidung, nach der sie sich innerhalb von 14 Tage im Sinne der Verfügung von 1834 zu entscheiden hätten. Als vom 13.—17 März 37 diese kaiserliche Verfügung den einzelnen Gemeinden von Zell, Mayrhofen, Brandenberg, Finkenberg und Hippach bekannt gegeben wurde, traten nur 7 zur katholischen Kirche zurück, 8 entschieden sich für ein anderes kirchliches Land, die überwiegende Mehrzahl für Auswanderung. Diese mußte nun aber auch, da nur eine 4 monatliche Frist gesetzt war, schnell betrieben werden. Die Zillerthaler sandten im Mai eine Abordnung unter Füh-

rung des Schuhmachers Johann Fleidl zum König Friedrich Wilhelm III. nach Berlin, um Aufnahme in preußische Landen zu bitten. Die Deputation würde gütig aufgenommen und erhielt nachdem der König zur Prüfung der Verhältnisse an Ort und Stelle seinen Hofprediger Strauß nach Tirol gesandt hatte, und nachdem auch ein Einvernehmen mit Wien erreicht war, Ende Juli 37 die schriftliche Zusicherung der Aufnahme. Die Loslösung von der Heimat vollzog sich, was die Behörden anlangt, reibungslos. Ja man gab österreichischerseits den Bedürftigen sogar eine Reiseunterstützung. Bei den Auswanderern aber gab es freilich bei der Trennung von ihrer schönen Heimat viel Herzeleid und Tränen. Vom 31. 8.—4. 9. erfolgte der Abzug in der Reihenfolge oben genannter Orte in einzelnen Zügen. Der Weg führte über Salzburg, das Land ob der Enns, Mähren und Böhmen. Nach einer Wanderung von 21 Tagen, auf der sich die Züge etwas verschoben, überschritten sie in 4 Zügen von 101, 220, 69 und 26 = Sa. 416 Personen, die Grenze bei Michelsdorf und wurden zunächst nach Schmiedeberg überführt. Hier wurden sie herzlich empfangen und in Bürgerquartieren so gut wie möglich untergebracht. Der Bürgermeister und die Gräfin Reden auf Buchwald nahmen sich ihrer besonders an. Trotz aller Vorsorge und Fürsorge war es den freien Kindern der Berge hier zu eng und gestaltete sich durch eine auftretende Cholera und die Mißgunst der Eingesessenen der Aufenthalt in Schmiedeberg für die Ankömmlinge zu einem richtigen Heimwehwinter, sodaß die Gräfin Reden und Fleidl alle Mühe aufwenden mußten, um sie an einer Rückkehr zu verhindern. Aber als es dann mit der endlichen Ansiedlung auf dem Kgl. Gute Erdmannsdorf und in Seidorf und mit dem Häuserbau so sehr langsam voranging, wanderten tatsächlich i. J. 1838 66 und i. J. 1840 noch einmal 40 nach der Steiermark. Die restlichen 310 zogen Ende 38 und Anfang 39 in ihre nach ihrem Sinne erbauten Häuser ihres neuen Zillerthal ein und schufen damit einen Anziehungspunkt für alle Riesengebirgswanderer. Heute sind von den alten 74 Namen nur noch 16 erhalten. Im Laufe der Zeit zerstreuten sie sich in alle Welt, bis nach Australien. Eine ganze Reihe ging nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 20 von ihnen gründeten (wahrscheinlich 1859) eine kleine deutsche Kolonie in Chile am Llanquihue See, Los Bajos mit Namen. Dort feierten kürzlich 600 Nachkommen der alten Zillerthaler die Einweihung ihrer erneuerten Zillerthaler Kapelle.

Schließlich bleibt uns nur noch jene religiöſe Wanderung im ſchleſiſchen Raum zu betrachten übrig, die zwar nicht unter dem Druck der Gegenreformation, aber doch auch unter religiöſem Druck erfolgte. Es iſt das die Auswanderung der „Altlutheraner“ unter Friedrich Wilhelm III. Derſelbe König, der ſoeben noch die Zillerthaler in Schleſien aufgenommen hatte, drängte zu gleicher Zeit gutgläubige Proteſtanten durch ſeine Unionspolitik aus dem Lande. Die Geſchichte dieſer Auswanderung iſt vom Verfaſſer dieſer Abhandlung eingehend erforſcht und behandelt worden. Darum mögen hier kurze Worte genügen. In der geſamten altlutheriſchen Auswanderung, die in ganz Preußen 7134 Perſonen umfaßte und ſich über die Jahre 1835—1854 hinzieht, ſpielt der ſchleſiſche Anteil daran eine bedeutende Rolle. Nicht weniger als 1241 Altlutheraner verließen in dem eben genannten Zeitraum das Schleſierland vom Kreiſe Wartenberg bis Hoyerswerda aus einer großen Reihe von Städten und Dörfern. 407 von ihnen gingen nach Südauſtralien, 834 nach Nordamerika, und zwar in die Staaten Neujork und Wiscoſin Die Geſchichte dieſer Auswanderung iſt voller dramatiſchen Vorgänge. Abkömmlinge dieſer Auſtralwanderer haben bereits i. J. 1938 zur Jahrhunderterinnerung der erſten großen Auswanderung die Stätten heimatlicher Herkunft beſucht. Von den Nachkommen der Amerikawanderer dürfte das für 1939 auch zu erwarten ſein. So iſt auch durch dieſe Auswanderung ein Band zwiſchen Glaubens- und Volksgenoſſen von Schleſien aus über große Meere hinweg zu fernen Teilen der Erde geknüpft, was Herz und Blick nur weiten kann.

Wenn wir zuallerletzt in einem großen überblick rein zahlenmäßig Zuzug und Abzug aller dieſer religiöſen Wanderer innerhalb des ſchleſiſchen Raumes abwägen, ſo überwiegt wohl der Zuzug, aber nur deswegen, weil die früher ſächſiſche Oberlauſitz ſpäter zu Schleſien kam. Dieſer Teil der Provinz hat ſich allerdings zu einem großen Teil erſt durch die religiöſen Zuwanderungen zu dem entwickelt, was er geworden iſt.

Wollen wir aber alle die hier ausgeführten Wanderungen nach ihrer wirtſchaftlichen, kulturellen und charakteriſtiſchen Beeinfluſſung von Land und Leuten bewerten, ſo erforderte das eine beſondere Studie.

Nicolſtadt im März 1939. **W. Iwan, P.**

V.

Geiſtliches Amt und Gemeinde nach den Schleſiſchen Kirchenordnungen.[1]

I.

1. Eine Fülle von Namen für den Träger des geiſtlichen Amtes begegnet uns in den Schleſiſchen Kirchenordnungen: Prieſter, Pfarrer, Kapellan, Oberkapellan, Beichtvater, Seelſorger, Paſtor, Prediger, Prädikant, Hirte, Kirchendiener, Kirchenbedienter, Geiſtlicher, Diener des Evangeliums. In ihrer Geſamtheit heißen ſie: Prieſterſchaft, Geiſtlichkeit.

Die Wirklichkeit der Kirchenordnungen zeigt uns alſo — das iſt der erſte Eindruck dieſer Feſtſtellungen — ein viel mannigfaltigeres Bild als man etwa von einem Prinzip aus geſehen zu konſtruieren geneigt wäre, indem man als allein der Reformation gemäß Prediger und Prädikant, Diener des Evangeliums, vielleicht noch Seelſorger zuließe. Es iſt aber gerade das bemerkenswert, daß der Prediger des lauteren Evangeliums eben der parochus, der Pfarrer iſt. Darin bezeugt ſich die Anknüpfung, zumal der lutheriſchen Reformation an das Beſtehende, zugleich ihr volkskirchlicher Charakter. Nicht der ſubjektive Glaube der einzelnen konſtituiert die Gemeinde, nicht die Gruppe Gleichgeſinnter beſtellt ſich einen Prediger, ſondern die Parochie wird vom Pfarrer verſehen. Auch das Wort Prieſter wird nicht geſcheut. In der gleichen Kirchenordnung, in der alle päpſtiſch brevet und ärgerliche Zeremonien nach Gottes Wort, allerdings mit Vernunft und Beſcheidenheit abzutun befohlen wird[2]), ſteht Prieſter, Prädikant, Prediger, Pfarrer, Seelſorger und Kirchendiener nebeneinander[3]) Iſt es ein Hinweis darauf, daß, wie Art. 5 der Confeſſio Auguſtana

[1]) Schleſiſche Kirchen- und Schulordnungen von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert, herausgegeben von Hans Jeſſen und Walter Schwarz, 1938 als Band 1 der Quellen zur Schleſiſchen Kirchengeſchichte.

[2]) a. a. O. S. 68.

[3]) a. a. S. 63.

ſagt, das Predigamt eingeſetzt iſt, nicht allein das Evangelium zu lehren, ſondern auch das Sakrament zu reichen?

Eine Ordnung, nach der die verſchiedenen Bezeichnungen gebraucht werden, feſtzuſtellen fällt ſchwer. In den Kirchenordnungen der Herrſchaften Freudenthal und Goldſtein [4]) wird Prediger geſagt, wenn es um den Dienſt der Verkündigung, alſo etwa um die Trauung geht, Kirchendiener, ſoweit der Gehorſam gegen den Senior inbetracht kommt, Pfarrer, wenn das Vorgeſetztenverhältnis zu den Schuldienern und Kirchſchreibern, auch die Verwaltung des Pfarrgutes betroffen wird, Prieſter, ſoweit ihr Konvent erwähnt wird. Die Liegnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1594 [5]) braucht das Wort Prieſter an den Stellen, wo das gottesdienſtliche liturgiſche Handeln geordnet wird, Pfarrer im Kapitel „Kirchenordnung auf den Dörfern [6]), in der Jauerſchen Kirchenordnung vom Jahre 1655 [7]) iſt es der Prieſter, der kopuliert und am Altar amtet, während im übrigen die Geiſtlichen, der Primarius und die zwei Diakoni genannt werden.

Die Bezeichnung Diakonus für den Geiſtlichen — Breslau nennt den Armenpfleger ſo — [8]) taucht ſchon 1540 auf. [9]) In der Schweidnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1654 [10]) wird deutlich, daß die Diakoni anſtelle der Kapellane getreten ſind. Auch hier wirkte die von der Reformation vorgefundene Ordnung des Pfarramtes noch lange nach. Die Stellung der Diakoni, die vom Grundſatz geſehen neben dem Primarius hätte gedacht werden müſſen, war in der Praxis unter ihm geſtaltet und die Unterſchiede in Verantwortung und Ehren werden auf das Genaueſte ausgearbeitet.

Kein weſentlicher Unterſchied aber iſt zwiſchen Prieſter und Paſtor gemacht. Noch iſt lebendig die Anſchauung, daß im „göttlichen Amt" der Herr Chriſtus ſelbſt der höchſte Prieſter und Paſtor iſt und durch ſein Evangelium kräftiglich wirkt [11]). Darin ſtimmen mit den Kirchenordnungen die Bekenntnisſchriften überein. Iſt in ihnen die Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen viel geringer, was ſich aus dem verſchiedenen Charakter beider zur Genüge erklärt, kommt in ihnen die

[4]) a. a. O. S. 88.
[5]) a. a. O. S. 161 ff.
[6]) a. a. O. S. 175.
[7]) a. a. O. S. 235.
[8]) a. a. O. S. 6.
[9]) a. a. O. S. 32.
[10]) a. a. O. S. 267.
[11]) a. a. O. S. 215.

Bezeichnung: Geiſtlicher nur zweimal vor, ohne daß evangeliſche Prediger gemeint ſind [12]), vielmehr der ecclesiasticus status [13]), was den grundſätzlichen Unterſchied der Reformation vom Katholizismus aufdeckt, ſo findet ſich doch häufig, auch inbezug auf den evangeliſchen Paſtor die Bezeichnung: Prieſter. Erſt einer ſpäteren Zeit iſt es vorbehalten geblieben, Predigtamt und Prieſteramt zu trennen. Wo der Paſtor nur noch Prediger und Lehrer iſt, wo die Kanzel den Altar verdrängt, wo die Kirche zum Lehrſaal wird, wo das verbum sacramenti vergeſſen und verachtet wird, wo die Beichte und die Abſolution nur noch Schatten, keine Wirklichkeit mehr ſind, da bleibt kein Raum für den Prieſter. Daß damit aber auch dem Paſtor der Boden unter den Füßen fortgezogen wird, kann auf die Dauer nicht verheimlicht werden. Übrig bleibt der Prediger oder noch beſſer: der Redner.

2. Martin Luther hat recht, wenn er den Pfarrern ſagt: Unſer A m t iſt nun ein ander Ding worden, denn es unter dem Papſt war [14]). Es wird leicht vergeſſen, daß dies Wort gerade im Zuſammenhang mit Worten ſteht, die die eingeriſſene Verachtung des Sakraments beklagen. Darin unterſcheidet ſich aber das evangeliſche vom päpſtlichen Amt, daß dieſes zwingt, während jenes nun „ernſt und heilſam worden“: „darum darfſt du hier kein Geſetz ſtellen wie der Papſt; ſtreiche nur wohl aus den Nutz und Schaden, Not und Frommen, Fahr und Heil in dieſem Sakrament, ſo werden ſie ſelbſt wohl kommen ohne dein Zwingen“. Viel ſchärfer reißt Luther 1522 in ſeiner Schrift: Von dem Mißbrauch der Meſſe den Unterſchied auf, in der er beweiſen will, daß das einige, rechte, wahrhaftige Predigeramt gleichwie das Prieſtertum und Opfer allen Chriſten gemein iſt und lediglich der Ordnung halber, da an ſich a l l e Gewalt und Macht haben zu predigen, ſo gewiß die Gemeinſchaft des Amtes nicht aufgehoben wird, dazu beſtimmten Perſonen vorbehalten iſt. Liegt es an einer Nachwirkung dieſer Gedanken der erſten revolutionären Zeit, daß ſich das Wort „geiſtliches Amt“ weder in den Bekenntnisſchriften, noch in den Kirchenordnungen findet? Es begegnet uns ſtatt deſſen: Predigtamt, auch Kirchenamt, Miniſterium.

Dieſes Predigtamt — das kehrt immer wieder — iſt ein Befehl, den Gott mit ausdrücklichen Worten gegeben hat. Von dieſem Befehl redet der Herr Chriſtus Ev. Joh. 20. So

[12]) conf. aug. Art. 28.
[13]) Ap. Art. 28.
[14]) Vorrede zum Kleinen Katechismus.

die Liegnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1594 [15]). „Aus der Ordnung göttlichen Befehls, müſſen, ſo heißt es 1527 in der Kirchenordnung des Herzogs Friedrich zu Liegnitz [16]), zu ſolchem Werk der Predigt des heiligen Evangeliums beſondere Arbeiter und Diener ſein." Nicht nur in menſchlicher Ordnung, bloß um der Ordnung wegen: „Der Sohn Gottes ſendet ſie und will kräftiglich durch das Evangelium wirken [17]). Dieweil nu Gott die Kirchen durch ſein Wort ſammeln will, hat er auch Perſonen dazu gegeben und geordnet. Es iſt die überſchwengliche Barmherzigkeit und göttliche Ordnung, daß das Predigtamt bleibt. Gottes Sohn erhält's gegen Teufel, Tyrannen und Ketzer. Die Erhaltung und Kraft des Miniſterii Evangelici iſt nicht unſer Menſchenwerk, ſondern des Herrn Chriſti" [18]) — ſo die Liegnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1594.

Das geiſtliche Amt iſt alſo mitnichten aufgehoben, auch wenn es ſich dem katholiſchen Amtsbegriff gegenüber gewandelt hat. Im göttlichen Auftrag hat ſich nichts geändert. Darin ſtimmen die Kirchenordnungen mit der Confessio Augustana völlig überein, die im Art. 5 ausſagt: Gott hat das Predigtamt eingeſetzt. Und Luther ſelbſt ſagt in der Auslegung des Ev. Johannes 14 [19]): der heilige Geiſt ſchwebt nicht oben über den Wolken, ſondern iſt hienieden, wo ihn Chriſtus hinweiſet, — man ſoll alſo nicht hinaufgaffen, ſondern ihn ziehen und vereinigen in das Amt und Regiment der Chriſtenheit, des Worts und Sakraments, und dasſelbige hoch heben und preiſen, daß wo das iſt und wer es empfahet, daß gewißlich der hl. Geiſt dabei iſt und empfangen wird und dadurch wirket, die Herzen erleuchtet und Erkenntnis Chriſti oder den Glauben gibt und alſo aus Sünden rein und heilig macht." Wenn alſo Paul Drews [20]) urteilt, die Reformation habe den geiſtlichen Stand zu einem bürgerlichen Stand gemacht, ſo iſt dies in ſozialer Hinſicht richtig geſehen, bedeutet aber nicht, wie gern mißverſtanden, die Säkulariſation des geiſtlichen Amtes. Es iſt nicht um der Ordnung willen im ſozialen Bereich errichtet, weil nun einmal nicht alle und nicht alle zugleich reden können; es iſt iuris divini.

---

[15]) a. a. O. S. 144.
[16]) a. a. O. S. 12.
[17]) a. a. O. S. 89.
[18]) a. a. O. S. 150.
[19]) a. a. O. S. 150.
[20]) Der evangeliſche Geiſtliche 1905, S. 10.

Darum iſt es nun auch göttlicher Befehl, dem die Herrſchaft, die eine Kirchenordnung erläßt, wie die Liegnitzſche vom Jahre 1594, folgt, wenn ſie der Kirche Hilfe zu tun willig ſich erklärt und zur Unterhaltung des Predigtamtes treulich ſich verpflichtet und auch alle Städt und ehrlich Regiment verpflichtet weiß [21]).

3. Lehre und Wandel, in dieſer doppelten Hinſicht werden die Forderungen an die Träger des geiſtlichen Amtes geſtellt.

Luther hat in ſeiner Schrift wider Hans Worſt 1541 in großer Deutlichkeit darauf hingewieſen, daß die heilige Kirche keine Lügen, noch falſche Lehre leiden kann und mag, „ſondern muß eitel heiliges, wahrhaftiges Wort, das iſt, allein Gottes Wort lehren . . . Wie könnte es auch anders ſein? Weil Gottes Mund der Kirchen Mund iſt . . . Ein Prediger muß nicht das Vaterunſer (Vergib uns unſere Schuld) beten noch Vergebung der Sünden ſuchen, wenn er gepredigt hat — wo er ein rechter Prediger iſt, ſondern mit Jeremias ſagen und rühmen, Jer. 17,16: Herr, du weißt, daß, was aus meinem Mund gegangen iſt, das iſt recht und dir gefällig, ja mit S. Paulus, allen Apoſteln und Propheten trotzlich ſagen: haec dixit Dominus, das hat Gott ſelbſt geſagt. Et iterum: ich bin Apoſtel und Prophet Jeſu Chriſti geweſen in dieſer Predigt. Hier iſt nicht not, ja nicht gut, Vergebung der Sünde zu bitten als wäre es unrecht gelehrt, denn es iſt Gottes und nicht mein Wort, das Gott mir nicht vergeben ſoll noch kann, ſondern beſtätigen, loben, krönen und ſagen: Du haſt recht gelehrt, denn ich habe durch dich geredet und dein Wort iſt mein. Wer ſolches nicht rühmen kann von ſeiner Predigt, der laſſe das Predigen anſtehen, denn er lügt gewißlich und läſtert Gott.“ . . . “Das Leben kann wohl Sünde und unrecht ſein, ja iſt leider allzu unrecht; aber die Lehre muß ſchnurrecht und gewiß, ohne alle Sünde ſein. Darum muß in der Kirche nichts denn allein das gewiſſe, reine und ewige Gottes Wort gepredigt werden“.

Es bedeutet darum keine Laxheit, ſondern iſt in der Sache begründet, wenn die Kirchenordnungen, die im übrigen des Wandels nicht vergeſſen, das Hauptgewicht auf die rechte Lehre legen. „Unſere Untertanen ſollen mit dem reinen klaren Wort das hl. Evangelii als mit der einigen Speiſe unſer Seelen zur Ehre Gottes und Vollbringung ſeines göttlichen Willens gelehrt, zum ewigen Leben erhalten und alſo

[21]) a. a. O. S. 215.

chriſtlich nach dem Befehl unſeres Herrn Jeſu Chriſti verſorget werden", ſo Herzog Friedrich zu Liegnitz, Brieg uſw. [22]) Darum will er fromme, tüchtige, gelehrte Männer, die der heiligen Schrift erfahren, das göttliche Wort zu predigen und geſchickt ſind, durch welche unſer Volk zum rechten Glauben, zur Liebe Gottes und des Nächſten . . . geweiſet würde [23]). Gerade in dieſer Kirchenordnung vom Jahre 1527 wird deutlich, wie perſönliche Erfahrung und perſönlicher Einſatz bei ihrem Erlaß beteiligt waren.

Es hieße nun eine Geſchichte der Schleſiſchen Kirchenordnungen ſchreiben, ihrer Entſtehung und Auswirkungen, wozu noch mancherlei Vorarbeit nötig iſt, wenn man die Merkmale, die jeweils für die reine Lehre aufgeſtellt worden, zuſammentragen wollte. Zugleich wären auch die Fronten zu zeichnen, gegen die ſich die reine Lehre jeweils abſetzt. Es iſt dies zunächſt die papiſtiſche Lehre, in der „das Licht der göttlichen Gnade und Wahrheit nicht ohne merklichen Zorn Gottes um unſerer Sünde willen ſo lange mit mannigfaltigem Zuſatz, Mißbrauch und Menſchengeboten iſt verfinſtert worden" [24]), es ſind ſodann die Sakramentsverächter, Wiedertäufer und Schwärmer, gegen die ſich der Kampf bis ins 18. Jahrhundert hindurchzieht, „die heimlichen Schwärmereien und tückmäuſeriſchen Pietiſten", wie die Schweidnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1714 [25]) ſagt. Es wäre ja wunderbar, wenn der Zweifrontenkrieg der Reformation nicht auch in den Schleſiſchen Kirchenordnungen ſeinen Niederſchlag gefunden hätte. Indeſſen zeigt ſich auch in den Beſtimmungen über die Lehre der vermittelnde Charakter des Schleſiers und die beſondere Situation des Grenzlandes. Es wird zwar mit aller Klarheit die Richtſchnur angegeben, ſo etwa in der Kirchenordnung für die Stadt Neumarkt vom Jahre 1540 [26]): „Der Prediger ſoll ſich befleißen der Augsburgſchen Konfeſſion und derſelben Apologie gemäß beineben den heiligen bibliſchen Schriften der Propheten und Apoſteln zu lehren", oder in dem Mandat Herzog Georgs II. vom Jahre 1753, das Irrlehre, ſo nicht in den Prophetiſchen und Apoſtoliſchen Schriften und approbierten Symbolis, deren Grund und Inhalt in der Augsburgſchen Konfeſſion und ihrer Apologie, dem Corpore doctrinae der Kirchen in des Kurfürſten zu Sachſen lande, der Mecklenburgſchen Agenda, in den Schriften

[22]) a. a. O. S. 11.
[23]) a. a. O. S. 12.
[24]) a. a. O. S.
[25]) a. a. O. S. 295.
[26]) a. a. O. S. 32.

Luthers und was hiermit ſtimmet, begriffen ſei", nicht zulaſſen will. Aber es kam doch, wie die Schweidnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1654 zeigt[27]) gleichzeitig mit der Betonung der confessio Augustana invariata, die „gegen Jedweder Gegenteil ſowohl dehortando als refutando zu verteidigen" ſei, zur pädagogiſchen und politiſchen Weisheit gemahnt und die Geiſtlichkeit gewarnt worden: „Alles nach chriſtlicher Beſcheidenheit; denn wie der gemeine Mann den größten Teil konſtituieret, alſo ſoll ſich nach ihm gerichtet werden, daß er aus ſeinem Katechismus ſeines Glaubens gewiß ſei . . . ſintemalen es doch die unfehlbare Wahrheit iſt, daß je einfältiger und ſanftmütiger wir glauben und leben, je annehmlich und erbaulicher wir Gott dem himmliſchen Vater und unſerem Nächſten ſein und bleiben."

Wie weit das allgemein hervortretende Intereſſe an der Einigkeit der Lehre[28]) rein kirchlich oder auch politiſch beſtimmt iſt, wird ſich im einzelnen ſchwer unterſcheiden laſſen. Daß der Fürſt auch einen ſtaatsmänniſchen Blick beweiſt, zumal in einer Zeit, in der ſich der Grundſatz cuius regio eius religio durchſetzt, wenn er auf die Glaubenseinigkeit ſeiner Untertanen dringt, iſt unzweifelhaft. Daher zieht ſich durch die Kirchenordnungen bald Mahnung, bald Verbot der Disputationen der Geiſtlichen. „Durch die Prediger ſoll unſer Volk nicht zu Aufruhr und Uneinigkeit (wie Gott erbarms an etlichen Örtern geſchehen), ſondern zum rechten Glauben einträchtig und feierlich geweiſet werden", ſo Friedrich II. in der Liegnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1527[29]); 1654 mahnen die Deputierten der Gemeinde Schweidnitz nicht ohne Hinweis auf die ecclesia admodum pressa, „damit nicht dem Evangeliſchen Exercitio und dieſer konzedierten Kirche Nachteil und Gefahr, den Nachkommen Verluſt der heilſamen Mittel ihrer Seelen Seeligkeit auf den Hals gezogen werde", die Geiſtlichen alles unerbauliche Gezänke beiſeite zu laſſen.

4. Lehren, ſtrafen, tröſten, iſt das Amt des Paſtors. Natürlich darum die Mahnung, ſelbſt nicht ſchuldig zu werden, die Forderung eines mit dem Wort übereinſtimmenden Lebenswandels. „Zu ſolchem Werk der Predigt des heiligen Evangelii müſſen beſondere Arbeiter und Diener ſein, eines ehrbaren züchtigen Wandels, d. i. die nicht allein an den Dingen, ſo der Seelen Heil belanget, getreulich und

[27]) a. a. O. S. 272.
[28]) a. a. O. S. 27.
[29]) a. a. O. S. 12.

väterlich die Menschen wissen zu unterweisen, sondern ihnen auch ein gut christlich Ebenbild durch ihr unsträflich Leben vortragen." Im einzelnen fehlt es nicht an Vorschriften, die mancherlei Schlüsse auf die Entwickelung des evangelischen Pfarrerstandes zulassen und zusammen mit den Visitationsfragen und -berichten eine Fundgrube für die Geschichte des evangelischen Pfarrhauses, zugleich auch für die Erkenntnis des kirchlichen Gemeindelebens und der kirchlichen Sitte bilden.

Zum Wandel gehört die Würde des Auftretens. Noch ist es das Amt, das die Person trägt. Die Breslauer Kirchenordnung vom Jahre 1557 sagt: „Es tragen sich auch unsere Pfarrherrn, Kaplane und Diakoni ganz ehrlich in ihren langen Kleidern, wie ihnen gebührt, als geistliche Personen[30]). Die Alben und Chorröcke werden offenbar in der Sakristei aufbewahrt; sie zu jeder Zeit sauber und rein zu halten, legt die Schweidnitzer Kirchenordnung in ihrem 7. Nachtrag vom Jahre 1726 dem Oberglöckner auf.

5. Die vornehmste Amtspflicht ist die Predigt. Die Neumarkter Kirchenordnung vom Jahre 1540 bestimmt z. B.[31]): Der Prediger soll alle Sonntage und Feste die gewöhnlichen Evangelia erklären und auslegen, sowohl auch alle Donnerstage in der Woche eine Predigt zu tun schuldig sein; desgleichen in den Fasten auf den Abend zum complet die Predigten vom Leiden und Sterben des Herrn Christus, auf die Dienstage und Freitage nach Mitfasten, wie zuvor in der Gewohnheit zu halten, tun . . . Der Diakonus predigt alle Sonntage zur Vesper, an den dritten Feiertagen der Hohen Feste, am Ostermontag nachmittag. Auch an den Apostteltagen findet Predigt statt, worüber genaue Vorschriften ergehen, z. B. in der Jauerschen Kirchenordnung 1655 oder in der von Juliusburg[32]). Zur Predigt tritt die Verwaltung des Sakraments; ferner das Beichthören: „daß der Diakonus die confitentes ohne Beschwer höre, zu welcher Zeit sie kommen, es sei am Sonnabend zur Vesper, oder andere Vigilien, oder auch am Sonntag des Morgens", so die Neumarkter Kirchenordnung; aber auch andere regeln genau den Predigt- und Sakramentsdienst und das Beichtsitzen, wie z. B. die Militscher Kirchenordnung vom Jahre 1709. Ausdrücklich weist die Militscher Kirchenordnung vom

[30]) a. a. O. S. 42.
[31]) a. a. O. S. 32 f.
[32]) a. a. O. S. 531.

Jahre 1596 darauf hin, daß die „private Abſolution aus wichtigen Bedenken in den Kirchen der Reformation beibehalten worden iſt“ und ordnet an, daß „die Konfitenten (welche Sonnabends zur Beichte erſcheinen ſollen) nicht in gemein, ſondern eine jede Perſon beſonders gehört und abſolviert werden ſoll“ [33]). Die vielfach in den evangeliſchen Kirchen Schleſiens vorhandenen Beichtſtühle aus evangeliſcher Zeit erhalten durch dieſe literariſchen Quellen neues Licht. Wo mehrere Geiſtliche an einer Kirche ſtanden, ſcheint jeder ſeinen Beichtſtuhl gehabt zu haben, was die Kirchenordnung von Juliusburg vermuten läßt, die beſtimmte Gruppen der Gemeinde dem Beichtſtuhl des Diakonus zuweiſt. In dieſem Zuſammenhang gewinnt auch die Frage der Viſitationsinſtruktion für das Wohlauiſche Fürſtentum aus dem Jahre 1656 [34]): „ob der Paſtor Sonnabends oder Sonntags pflege Beichte zu ſitzen und ob er jeden abſonderlich oder deren etliche zuſammen abſolviere?“ und die Anordnung der Liegnitzſchen Kirchenordnung vom Jahre 1514 [35]): „es ſollen auch die Pfarrherrn . . . nicht am Sonnabend zu Felde laufen und den ganzen Tag kein Buch in die Hand nehmen, ſondern am Sonnabende ihre Lehre und Lectio überſehen und nachmittag ihrer Vesper und des Beichthörens warten und daran keinen Fleiß ſparen“ ihren Hintergrund.

Die Katechismuspredigt, die ſich bis ins 17. Jahrhundert — Kirchenordnung Lauban, um 1666 [36]) — leitet ſchon zu der Aufgabe der Unterweiſung über, der Katechismuslehre, dem das Katechismusexamen der Brautleute, z. B. Militſcher Kirchenordnung vom Jahre 1596 [37]) entſpricht. Herzog Friedrich II. befiehlt in der Brieger Kirchenordnung vom Jahre 1542: „Es iſt unſer Befehl, daß die Pfarrer bei ihrem Volk die Lehre vom Glauben, welche man den Katechismus nennt, treulich und fleißig fördern ſollen.“ Es wird ausdrücklich „befohlen, ſo der Pfarrer nach jemand ſchicket und ihn zu ſich fordert, ihn zu hören und zu unterrichten, ſonderlich wenn ſich Leute in den Eheſtand begeben wollen, daß er keineswegs außen bleibe und zu ihnen gehe“ [38]).

Ganz regelmäßig wird unter die Amtspflichten die Krankenſeelſorge gerechnet. Darum unter den Viſi-

[33]) a. a. O. S. 508.
[34]) a. a. O. S. 345.
[35]) a. a. O. S. 175.
[36]) a. a. O. S. 396.
[37]) a. a. O. S. 510.
[38]) a. a. O. S. 38.

tationsfragen auch die: ob der Paſtor und Diakoni zu den Kranken kommen, ſo ſie gebeten werden?, ſo die Liegn. Kirchenordnung vom Jahre 1594 [39]), ob er die Kranken auch unaufgefordert beſuche und tröſte?, ſo die Viſitationsinſtruktion für das Fürſtentum Wohlau 1656 [40]). Wobei bemerkenswert der Unterſchied der Frage und der darin verborgenen Forderung iſt. Dort tritt die lutheriſche, hier die reformierte Haltung zutage, was auch dadurch beſtätigt wird, daß im erſten Fall die Fragen an den Paſtor ſelbſt, im zweiten Fall an Gemeindeglieder über ihren Paſtor geſtellt werden. Dort Hochachtung des geiſtlichen Amtes, hier Vorzugsſtellung der Gemeinde. Die Kirchenordnung für das Fürſtentum Öls fordert darum, weil die Pfarrer, wenn ſie unberufen erſcheinen, bißweilen zur ungelegenen Zeit zu den Kranken kommen, daß ſie ihre Predigtzuhörer mit Fleiß vermahnen, ihre Seelſorger in Krankheiten zeitig rufen zu laſſen und es nicht zulange zu verſchieben [41]).

Die Gefangenenſeelſorge regelt die Breslauer Kirchenordnung vom Jahre 1557: „Man hält auch alle Freitag ein Sermon den armen Gefangenen, ſo in eines ehrbaren Rats Gefängnis liegen; man hält auch mit denjenigen, ſo zum Gericht ausgeführt werden, etliche Tage zuvor Beichte und Kommunion, desgleichen mit den anderen, ſo es begehren und lange inne gelegen“ [42]).

5. Wenn Art. 14 der Confessio Augustana ſagt, daß niemand in den Kirchen öffentlich lehren oder predigen, oder Sakrament reichen ſoll ohne ordentlichen Beruf — nisi rite vocatus — ſo iſt nach allem, was die lutheriſchen Bekenntnisſchriften über die Einſetzung des Predigtamtes lehren und was die lutheriſchen oder luth. beeinflußten Kirchenordnungen vorausſetzen, nicht daran zu zweifeln, daß vocatio einen doppelten Sinn hat: es bedeutet einmal die göttliche Berufung, den Auftrag des Erzhirten ſeine Schafe zu weiden. Zum anderen die Beſtellung einer Perſon zur Ausübung dieſes Auftrages in einer beſtimmten Gemeinde. Es iſt deshalb kein Widerſpruch zu der Anſchauung, daß das Predigtamt juris divini iſt, wenn über die Berufung im einzelnen ſehr konkrete, an äußere Formen gebundene Beſtimmungen gegeben werden. Maßgebend iſt der in der Liegnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1594 aufgenommene Satz: „Und iſt der Herr Chriſtus

[39]) a. a. O. S. 158.
[40]) a. a. O. S. 345.
[41]) a. a. O. S. 382.
[42]) a. a. O. S. 41.

auch kräftig durch ſein Evangelium und Sakrament, wenngleich die Perſonen nicht ohne Mittel, ſondern durch der Kirchen Gliedmaß berufen ſind [43]). Tatſächlich finden wir nun die verſchiedenen Glieder der Kirche: das Predigamt, die Kirchenleitung und die Gemeinde bei der vocatio, die in einer Mehrheit von Handlungen ſich entfaltet, in der praesentatio oder vocatio im engeren Sinn, dem examen, der ordinatio, der confirmatio und der introductio, beteiligt. Noch iſt nicht überall und alles von Anfang vorhanden; aber in den Grundlinien iſt die Ordnung klar.

Um bei der Gemeinde anzufangen: Die Schleſiſchen Kirchenordnungen wiſſen — trotz der Schmalkaldiſchen Artikel — nichts von einem proteſtantiſchen Grundgeſetz, daß die Gemeinde das Recht habe, den Pfarrer zu wählen. Wohl gibt es ſolche Fälle. So hat z. B. die evangeliſche Bürgerſchaft von Schweidnitz das jus patronatus Pfarrer und Diakonos zu erwählen und vozieren [44]) und die Gemeinde vertraut dieſe wichtigſte Sache 6 Deputierten außer den Geiſtlichen. Aber bemerkenswert iſt eben die Lage dieſer Gemeinde unter katholiſcher Obrigkeit mit katholiſchen Ständen; aus ihr erklärt ſich das Wahlrecht der Gemeinde. Nahe liegt der Vergleich mit den reformierten Gemeinden des Weſtens, die ſich gleichfalls im Gegenſatz zu ihren Obrigkeiten zum Evangelium bekannten und durch dieſe Erfahrungen belehrt die Gemeinde in ganz anderer Weiſe in den Mittelpunkt ſtellten wie die lutheriſch beſtimmten Teile Mittel- und Oſtdeutſchlands. Hier war die Reformation bei aller Bereitwilligkeit im Volk von der Obrigkeit eingeführt, geſchützt und erhalten. So erklärt ſich die Entſcheidung Herzog Friedrichs II. zu Liegnitz und Brieg: Wir laſſen noch wohl zu, daß die Lehnherren wie früher Pfarrherrn berufen und wählen [45]). Dem entſpricht, daß die Obrigkeit ſich auch vorbehält bei der Remotion der Willkür zu ſteuern oder ſelbſt die Abſetzung zu verfügen; unter Umſtänden ein Schutz der Pfarrer vor Willkür der Patrone oder der Gemeinden [46]). Vorgeſehen aber wird, z. B. in der Liegnitzſchen Kirchenordnung vom Jahre 1677, daß „consensus ecclesiae dazu expreß requiriert und keine ohne Probepredigt noch wider ausdrückliche Einwilligung und auch erhebliche Kontradiction der Gemeinde der Kirche obtrudiert werde, denn wie die Pfarrer zu rechts

[43]) a. a. O. S. 151.
[44]) a. a. O. S. 269.
[45]) a. a. O. S. 37.
[46]) a. a. O. S. 37.

Kirchendiener zu nennen, also sind sie auch mit Vorbewußt und Genehmigung der ganzen Kirche zu berufen [47]).

Die Prüfung wird eingeführt, um nur geeignete Kräfte ins Predigtamt gelangen zu lassen. Sie folgt in den ersten Zeiten der vocatio, und ist Sache der Superintendenten und Senioren und anderer Geistlicher, kurz des Predigtamtes selbst, und hat die Lehre und das Leben zu ihrem Gegenstand [48]). Genauer sagt die Liegnitzsche Kirchenordnung vom Jahre 1677 [49]): „daß der vocandus in H. Schrift wohl belesen sei, die Augustanum Confessionem, derselben Apologie, beide catechismos Lutheri und Formulam Concordiae ihm bekannt gemacht und seiner Theologie auf Universitäten richtig studieret habe, werde das Examen bei der Ordination erhärten". Es ist deutlich, daß neben dem Wissen die Eignung des Kandidaten für das geistliche Amt, die lautere Lehre und der untadliche Lebenswandel von den Examinatoren festgestellt werden soll. Die rein wissenschaftliche Prüfung ist dieser Zeit fremd und bleibt dem Jahrhundert der Wissenschaft vorbehalten.

Nach vorangegangener Prüfung wird der in eine Pfarrstelle berufene Kandidat ordiniert. Die Liegnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1594 regelt bis ins einzelne nach Wittenberger Vorbild die Ordination und ihre Feier [50]). Auch hier wird belegt, daß das Examen feststellen soll, daß der Berufene „ziemlichen Verstand hat in christlicher Lehre und nicht mit falscher Lehre befleckt ist" und davon die Zulassung zur Ordination abhängig ist. Das erste ist eine Vermahnung, zu bedenken, daß dieses Amt ein Dienst sei, darin der Herr Christus selbst wirkt und damit eine ewige Kirche sammelt. Dabei fordert Gott gleichwohl, daß wir treue Diener seien, d. i. daß wir die Lehre recht lernen, beständig in rechter Lehre, im Dienst fleißig seien, der Kirchen zu gewöhnlicher Zeit warten und sonst züchtiglich leben. Es folgt eine Zusage des Ordinanden, er wolle dies mit Gottes Hilfe treulich tun und halten. Die Ordination soll nach der Predigt im Sonntagsgottesdienst erfolgen, „und soll die Forma gehalten werden, wie sie der ehrwürdige Herr Doctor Martinus Luther gestaltet hat, nämlich lectio, Gebete, Auflegung der Hände und Befehlung des Ministerii". „Diese Ordination ist ein öffentlich Zeugnis bei der Kirche, daß diese Person be-

[47]) a. a. O. S. 411 f.
[48]) a. a. S. 37, auch 398.
[49]) a. a. O. S. 411 f.
[50]) a. a. O. S. 152.

rufen ſei und Befehl habe, das Evangelium zu predigen und die Sacramente zu reichen. Und iſt recht, daß die ganze Verſammlung im Anfang dieſes großen Werks Gott anrufe und für dieſe Perſon und in gemein um Erhaltung des Miniſteriums und Erhaltung der Kirchen ernſtlich bitte.“ [51])

Die Beſtätigung iſt Sache der Obrigkeit. So behält ſich die Herzoginwitwe Sidonia Catharina, auch wenn Rat und Gemeinde Teſchen den Pfarrer wählen und berufen, die Konfirmation vor [52]). Vom königlichen Amt erwartet die Gemeinde Schweidnitz [53]), von der hohen Obrigkeit die Oelsniſche Kirchenordnung vom Jahre 1664, von der Kgl. Regierung die Liegnitzſche vom Jahre 1677 die Konfirmation.

Nicht einheitlich iſt die Introduction an Ort und Stelle, die bald freigelaſſen wird [54]) oder wie zu Oels genau geordnet [55]), wobei die Zueignung an dieſe Gemeinde und die Weiſung der Gemeinde an ihren neuen Paſtor das Eigentümliche, von der Ordination, die Gott anruft, Unterſcheidende iſt. Der Einführung folgt die Übergabe der Agenda, des Inventariums, der Bibliothek, der Kirchenbücher, Seelen- und Beichtregiſter uſw.

Auf Grund dieſes geſamten Tatbeſtandes begreift man, wie lutheriſche Theologen zur Lehre von den drei Ständen in der Kirche gekommen ſind, die noch in Th. Kliefoth ihren Verteidiger gefunden hat. Es wird aber auch in den Kirchenordnungen ſchon deutlich, wie ſich die Stellung des Fürſten als des praecpuum membrum der Gemeinde verwandelt in den Nachfolger des nicht vorhandenen Biſchofs. Dieſe Beobachtung iſt wichtig auch für die Betrachtung des geiſtlichen Amtes. Wenn nach der Oelsniſchen Kirchenordnung vom Jahre 1604 [56]) der inveſtierende Senior den knieenden Inveſtiendus mit aufgelegter Hand „kraft Fürſtlicher Autorität“ konfirmiert, die Seelen der ganzen Gemeine auf ihn legt uſw. und tut das alles im Namen des Vaters, Sohnes und Heiligen Geiſtes, ſo iſt hier eine Linie angedeutet, die unter Umſtänden dem Geiſtlichen zwar den Schutz und Hilfe der Obrigkeit bringen konnte, wie Friedrich II. im Jahre 1542 den Pfarrern aufgibt, es ſeinem Erbherrn anzuzeigen, wo einer aus eigenem Willen der Aufforderung zum Pfarrer zu

[51]) a. a. O. S. 153.
[52]) a. a. O. S. 56.
[53]) a. a. O. S. 270.
[54]) a. a. O. S. 412.
[55]) a. a. O. S. 412.
[56]) a. a. O. S. 385 f.

kommen nicht folgt, und wo ihn derſelbige nicht ſtraft, es ihm, dem Herzog anzuzeigen, der ſelbſt einſehen und ſtrafen will,[57]) die aber doch, zumal unter den völlig veränderten Verhältniſſen der Zukunft die Unhaltbarkeit jener Lehre von den drei Ständen in der Kirche bereits klar macht. Sie iſt nur eine Theorie, die ſich auf die Erfahrung beſtimmter Zeitungsſtände berufen kann, aber mit dieſen vergeht.

II.

1. Zunächſt fällt auf, daß das Wort: Gemeinde oder Gemeine ſelten vorkommt; nicht öfter als 13 mal in 61 Kirchenordnungen und ihren Zuſätzen; und in verſchiedener Bedeutung. Des öfteren wird die Gemeine gegenübergeſtellt den Ratsmannen, den Schöffen[58]), der Obrigkeit[59]), dem Patron[60]). Zum anderen wird von eingeſparrten Gemeinden geredet[61]). Sodann heißt die gottesdienſtliche Verſammlung Gemeine[62]). Ferner kommt das Wort vor in der Bedeutung der Geſamtgemeinde, von der ein mehr oder weniger großer Teil evangeliſch iſt[63]), alſo mehr im Sinn von Ortsgemeinde[64]). Zum geiſtlichen Amt wird die Gemeinde in ein Verhältnis geſetzt: die für die Gemeine tüchtig befundenen Kandidaten[65]); die Kirchendiener dienen der Gemeinde[66]): wir würden heute Kirchgemeinde ſagen. Schließlich kommt Gemeinde vor in folgender Bedeutung: chriſtliche Gemeinde[67]), Gemeine im Sinn von Mt. 18[68]), Gemeine ein Volk nach I. Petr. 2[69]), ein Leib nach I. Kor. 12,25.

Mindeſtens ſo oft wie das Wort Gemeinde kommt das Wort Volk vor: „Das Volk ſoll mit chriſtlichen Predigern verſorgt werden.“[70]) Die Epiſtel wird im Abendmahlsgottesdienſt deutſch „gegen dem Volk“ geleſen, der Pfarrer wendet ſich zum Volk, wenn er das Evangelium verlieſt[71]). Dem Volk werden die Sakramente behandelt und ihr Geheimnis treulich vorgelegt[72]), der Pfarrer ſoll „vor allem Volk“ ins Pfarramt geſetzt werden[73]); ihm wird das Volk treulich zu beſorgen befohlen und das Volk wird gemahnt, ſich gehorſamlich gegen ihren Pfarrherrn zu verhalten[74]). Die Pfarrer

[57]) a. a. O. S. 38.
[58]) a. a. O. S. 2.
[59]) a. a. O. S. 5.
[60]) a. a. O. S. 404.
[61]) a. a. O. S. 349; 435.
[62]) a. a. O. S. 328; 483.
[63]) a. a. O. S. 404.
[64]) a. a. O. S. 86.
[65]) a. a. O. S. 75.
[66]) a. a. O. S. 470.
[67]) a. a. O. S. 321.
[68]) a. a. O. S. 470.
[69]) a. a. O. S. 467.
[70]) a. a. O. S. 13.
[71]) a. a. O. S. S. 31.
[72]) a. a. O. S. S. 37.
[73]) a. a. O. S. 37.
[74]) a. a. O. S. 46; 89.

tragen die Lehre Chriſti, der Propheten und Apoſtel dem Volk vor [75]), unterwerfen das Volk mit rechtſchaffener, reiner chriſtlicher Lehre der Augsburgiſchen Konfeſſion gemäß [76]), erinnern das Volk von den Ehegelübden [77]). Eine beſtimmte Note erhält das Wort in folgenden Verbindungen: das gemeine Volk, das arme gemeine Volk, das arme unverſtändige Volk, auch Völklein, das nicht durch Ungleichheit der Zeremonien in Irrtum und Ärgernis geſetzt werden ſoll, treulich zur Kirche zu halten und zur Buße und Gehorſam der Obrigkeit zu vermahnen iſt [78]). Auch ohne die Adjektive: dieweil das Volk unvorſichtig iſt und viel in verbotenen Graden heiratet.

2. Dieſer Sprachgebrauch ſcheint in mehrfacher Hinſicht aufſchlußreich. Zunächſt wird die Gemeinde, das Volk in der Rolle der Untertanen ſichtbar, als Objekt der Leitung, der Bewachung und Fürſorge: „meine armen Leut und Untertanen, ſo mir Gott befohlen“ [79]). Der Fürſt hat ja auch für ſeine Untertanen das Evangelium angenommen [80]), er fühlt ſich verantwortlich für ihr Seelenheil [81]); er läßt predigen [82]), er läßt gegen die Sakramentsirrlehrer, gegen die Wiedertäufer ſchreiben [83]), ſtraft wegen Fernbleibens vom Gottesdienſte [84]).

Zum anderen tritt uns Gemeinde oder Volk als etwas Gegliedertes entgegen. Die verſchiedenen Stände treten auf; ſie werden angeſprochen, ſie haben ihre Plätze, ihre beſonderen Formen für die Amtshandlungen, ihre Gottesdienſte, wie z. B. das Hausgeſinde in die Frühpredigt geht [85]). Die geiſtlichen und weltlichen Herren, Ritterſchaften, Adel, Städte, Bauernſchaften werden in den Landen, in den Städten die cives honoratiores Geſchworene, Älteſte, Vorſteher, Geiſtliche neben Bürgerſchaft, Vorſteher der Zünfte genannt [86]), oder Ratsfreunde, Räte, Prädikanten [87]). Der Bürgersmann wird vom Adelsmann unterſchieden [88]). Kurz, in ſtändiſcher Beziehung iſt die Gemeinde reich und bis ins feinſte gegliedert und alles andere als ein Haufe.

Auch in ſozialer Beziehung bietet ſich wenigſtens in der Frühzeit ein mannigfaltiges Bild: die Armen, die Hausarmen, die Bettler, die Witwen, die armen Tagelöhner, Hand-

[75]) a. a. O. S. 55.
[76]) a. a. S. 140.
[77]) a. a. O. S. 140.
[78]) a. a. O. S. 42.
[79]) a. a. O. S. 72.
[80]) a. a. O. S. 12.
[81]) a. a. O. S. 13; 36.
[82]) a. a. O. S. 17.
[83]) a. a. O. S. 84.
[84]) a. a. O. S. 40.
[85]) a. a. O. S. 36.
[86]) a. a. O. 236; 354; 268 f.
[87]) a. a. O. S. 55.
[88]) a. a. O. S. 53.

reicher, der Schaffer, die Siechenmagd, Krankenwärter, der Franzoſenarzt, der Wundarzt, ſie alle kommen in der Ordnung des gemeinen Kaſtens in Breslau vom Jahre 1523 vor.

Schließlich iſt, wenn auch nicht überall und jederzeit, die politiſche und kirchliche Gemeinde dieſelbe. Stärker als anderswo macht ſich zwar die konfeſſionelle Frage in der praktiſchen Geſtaltung in den Schleſiſchen Kirchenordnungen bemerkbar. Die Ordnung des gemeinen Kaſtens von Breslau vom Jahre 1523 ſchließt die Perſonen, die da wohnen unter den Äbten, Nonnen oder ſonſt unter den geiſtlichen Gütern aus[89]). Die Viſitationsinſtruktion für Brieg vom Jahre 1542 berührt die Schwierigkeit der Beerdigung derer, die „durch ihr ganzes Leben unſere chriſtlichen ministeria verachten und als ketzeriſch angeben, unter dieſen ein groß Teil der Domherrn und Vikare ſamt ihren Kirchen. Weswegen die Viſitatoren einem jeden ein frei Bekenntnis ſeines Glaubens abfordern ſollen, ob er ſich der Lehre, ſo der Fürſt in ſeinen Landen wollen gepredigt und von männiglich für wahr, chriſtlich und recht gehalten haben, halten will oder nicht, auf daß der Pfarrer auch wüßte, welche ihn als ihren Pfarrer erkennten[90]). In der Schweidnitzer Kirchenordnung vom Jahre 1714[91]) wird die Hoffnung ausgeſprochen, daß die auf Erden ſtreitenden Kirchen der im Himmel triumphierend verewigten mit Einem Sinn ähnlich bleiben. Auch die Viſitationsfrage an den Paſtor im Jahre 1656[92]): ob ſich viel Katholiſche in ſeinem Kirchſpiel befinden oder viel Leute aus benachbarten katholiſchen Orten ſich zu ſeiner Kirche halten . . . zeigt, daß ſich damals im Fürſtentum Wohlau politiſche und kirchliche Gemeinde nicht durchaus deckt. 1676 ſieht die Briegiſche Kirchenordnung den Fall vor, daß in einer Kirchgemeinde die Kollatoren katholiſch ſind[93]) und empfiehlt den Kirchvorſtehern die höchſte Beſcheidenheit, womit man nicht durch allzu großen rigor die Sache verärgere! Für ein derartiges Auseinandertreten von Orts- und Kirchengemeinde war der Sprachgebrauch vorbereitet. „Die frommen Chriſten[94]), dieſer Ausdruck unterſchied bereits, wenn auch individuell und auf dem Boden der Gemeinde. Wenn aber: Kirchkinder[95]), Pfarrkinder[96]),

[89]) a. a. O. S. 8.
[90]) a. a. O. S. 35.
[91]) a. a. O. S. 295.
[92]) a. a. O. S. 346.
[93]) a. a. O. S. 404.
[94]) a. a. O. S. S. 6.
[95]) a. a. O. S. 32; 344; 471.
[96]) a. a. O. S. 64.

Kirchen und Gemeinen Gottes[97]), die Kirchen[98]) geſagt wurde, dann war die Unterſcheidung im Anſatz wenigſtens vorhanden, die dann im Wort: Glaubensgenoſſen[99]) durchgeführt iſt.

Aber die Einheit von bürgerlicher und kirchlicher Gemeinde findet ihren Ausdruck in der Verantwortung, die nicht allein der Fürſt, auch die Räte der Städte für ihre Bürger oder Gemeindeglieder in kirchlicher Hinſicht ſpüren. Die Teilnahme der Ratsherrn an kirchlicher Verwaltung, die Berufung der Paſtoren und Beſtallung zu Gemeindeämtern liegt nicht ſelten in ihren Händen oder unterliegt ihrer Mitwirkung[100]).

3. Wenn nun zunächſt der Eindruck entſteht, daß die Gemeinde in den Kirchenordnungen ſtark zurücktritt, mehr die Rolle des Empfangenden übernimmt und wenig Aktivität zeigt, ſo darf nicht die Fülle der Gemeindeämter überſehen werden, in denen Glieder der Gemeinde ihrer Kirche dienen. Der Repräſentationsgedanke einer ſpäteren Zeit iſt den Kirchenordnungen allerdings fremd. Aber es kann billig gezweifelt werden, ob gerade dieſer Gedanke ein Zeichen und ein Fördernis wirklich lebendiger Gemeinden genannt werden kann. Vielmehr iſt der Gedanke des Amtes, des Auftrages auch für den Dienſt der Gemeindeglieder der ungleich tiefere und dem Weſen der Kirche entſprechend. Eigentümlich wie dieſe Ämter, ſo gewiß ſie die Selbſtändigkeit eines verantwortungsfreudigen Mannes fordern, zugeordnet ſind dem geiſtlichen Amt. Welches auch ihre Aufgabe, ſie iſt ausgerichtet daran, daß im Mittelpunkt ſteht die Verkündigung des Wortes Gottes und die Austeilung der Sakramente. Da ſind die Kirchväter: ſie legen Rechnung ab über die Kollekten[101]), halten das Inventar, kurz beſorgen die Wirtſchaftsführung der Gemeinde[102]), ſind verantwortlich dem Feuerſchaden an Kirchlichen Gebäuden vorzubeugen[103]). Da ſind die Kirchenknechte, die dem Pfarrherrn anſagen, wer und woran einer geſtorben iſt[104]), da ſind die Glöckner[105]), die das Singen bei den wöchentlichen Morgengebeten und Sonntags andächtig verrichten, den Klingelbeutel umtragen und das Kirchſtellenregiſter und die Kirchenbücher führen, Unterglöckner[106]) und Oberglöckner, die die Hoſtien backen und die

[97]) a. a. O. S. 63.
[98]) a. a. O. S. 140; 144; 148; 152.
[99]) a. a. O. S. 417.
[100]) a. a. O. S. 2.
[101]) a. a. O. S. 282.
[102]) a. a. O. S. 443.
[103]) a. a. O. S. 25.
[104]) a. a. O. S. 34 f.; 280.
[105]) a. a. O. S. 310; 324.
[106]) a. a. O. S. 234; 296; 307

Alben und Kirchengeräte reinigen; da sind die Kreuzträger[107]), die Totengräber[108]), die auch einmal die Jugend beaufsichtigen[109]); da sind die Kirchendiener, die den Blasebalg treten, der Kirche warten, Zinsen einnehmen helfen[110]), die Kalkanten[111]), die Kirchenwarte und Turmschützen[112]), der Kantor[113]), der Organist[114]), der Schulmeister[115]). Besonders bedeutungsvoll die Obervorsteher und Vorsteher und Deputierten, die wie nach der Liegnitzschen Kirchenverfassung vom Jahre 1677 aus den evangelischen Ständen, der Ritterschaft und der gelehrten Bürgerschaft zu entnehmen waren[116]) oder die schwierige Vertretung der Kirchgemeinde Schweidnitz zu verantworten hatten[117]) und der von ihnen eingesetzte Administrator. So verschieden die Berufung der Pastoren vor sich geht, so bunt ist das Bild der Bestallung der Gemeindeämter. Dort werden sie aus den Ratsmännern und aus der Gemeine verordnet[118]); hier werden die Kirchväter aus den Ältesten gewählt[119]), dort vom Bevollmächtigten des Landeshauptmanns bestellt[120]).

4. Nirgends liegt in Schlesien ein so fein ausgeklügelter Organisationsgedanke vor wie ihn Bugenhagen einst durchzuführen versucht hat. Das hat mancherlei Gründe, nicht zuerst wohl stammesmäßige, ganz abgesehen davon, daß ein Organisator vom Stil Bugenhagens in dem zersplitterten Schlesischen Kirchenwesen nicht aufgetreten ist. Ist nicht aber auch die Aufgabe der Gemeinde, die ihr im Hören gestellt ist — in diesem Verhältnis ist das Amt und die Gemeinde gesehen Prediger/Zuhörer[121]) — eine viel größere als gemeinhin angenommen wird? Die Schlesischen Gemeinden haben in der Zeit der Kirchenordnungen keine Synoden gehabt; allein die Pastoren traten zu Synoden und Konventen zusammen und diese Konvente haben eine entscheidende Bedeutung für die Kirche und das geistliche Amt. Das Repräsentivsystem ist den Gemeinden fremd geblieben. Und doch ist das Wort Gottes von Generation zu Generation fortgepflanzt worden und hat sein Echo in Gebet und Gesang gefunden.

Breslau. Oberkonsistorialrat **Walter Schwarz.**

[107]) a. a. O. S. 23.
[108]) a. a. O. S. 304.
[109]) a. a. O. S. 23; 45; 54; 281; 309.
[110]) a. a. O. S. 23.
[111]) a. a. O. S. S. 45.
[112]) a. a. O. S. 288.
[113]) a. a. O. S. 23; 35; 237.
[114]) a. a. O. S. 45; 391.
[115]) a. a. O. S. 414.
[116]) a. a. O. S. 321.
[117]) a. a. O. S. 3.
[118]) a. a. O. S. 22.
[119]) a. a. O. S. 249; 281.
[120]) a. a. O. 379; 470.

VI.

Die Geſchichte der evangeliſchen Beerdigung in Schleſien im Reformations-Jahrhundert

Für die Zeit von Beginn der Reformation in Schleſien bis zu ihrer endgültigen Konſolidierung fehlen die Quellen, die über die innere kirchliche Entwicklung und Geſtaltung Auskunft geben — ſofern es ſich nicht um Lehrſtreitigkeiten handelt — faſt ganz. Wie alſo die feſten Ordnungen, wie die kirchlichen Gebräuche im Beerdigungsweſen entſtanden ſind, läßt ſich nicht mit Sicherheit erkennen [1]). Aber ſchon unter Berückſichtigung der Momente, die regelmäßig bei geſchichtlichem Werden mitbeſtimmend ſind, kann man bis zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit vordringen. Das gilt auf dem hier in Frage ſtehenden Gebiete umſomehr, als die Zeit, die im Dunkel liegt, und wenige Jahrzehnte umſpannt, ſie außerdem noch durch verſtreute Nachrichten ſtrichweiſe erhellt wird.

Ohne Zweifel wirkten am nachhaltigſten auf die entſtehende evangeliſche Beerdigungspraxis die Sitten und Zeremonien der katholiſchen Kirche. Weiter kommt der ſtarke Einfluß der Gebräuche in den benachbarten, bereits der lutheriſchen Lehre zugetanen Ländern in Betracht; und ſchließlich dürfen die mannigfachen Ausſtrahlungen des völkiſchen Charakters nicht überſehen werden.

Die Neuerung der kirchlichen Verhältniſſe iſt in Schleſien ſehr allmählich vor ſich gegangen [2]). Man vermied, wenn irgend möglich, es zu einem offenen Bruch mit der Vergangenheit kommen zu laſſen. Vielfach läßt ſich ein langſames Abbauen der alten katholiſchen Bräuche und ein leiſes Hinübergleiten in die neue Praxis beobachten [3]). Daß man

[1]) G. Eberlein: Silesiaca, Feſtſchrift S. 216 ff.

[2]) C. Grünhagen: Geſchichte Schleſiens 2 Bd., Gotha 1884/86, I c 20.

[3]) Gebrauch der lateiniſchen Sprache beim hl. Abendmahl, Meßglöcklein, Elevation des Kelches u. d. Hoſtie, Meßgewänder, Weſterhemd uſw. Noch 1597 wurde d. Meſſe in Frankenſtein faſt ganz nach kath. Ritus gehalten; cf. auch Correſpondenzblatt V, S. 33.

allerdings die kirchlichen Handlungen, die der evangelischen Anschauung schnurstracks widersprachen, schneller beseitigte, ergibt sich wohl ganz von selbst. Hierhin gehören vor allem Vigilen, Seelenmessen, Requien und Anniversarien. Sie wurden in den Pfarrkirchen Breslaus am 23. April 1523[4]) und in den Erzdiözesen Görlitz, Seidenberg, Reichenbach am 27. April 1525 durch den Görlitzer Priesterkonvent[5]) abgeschafft. Verschiedene Gebiete Schlesiens und der Oberlausitz müssen diesen Vorbildern unmittelbar gefolgt sein; denn schon 1526 verordnete König Ferdinand "auch in der Ober-Lausitz von den Kanzeln abzulesen, daß alle Zeremonien in der Kirche mit Kreuztragen, Vigilien, Seelenmessen usw., so bisher in Abnehmen geraten, wiederum beobachtet werden sollen"[6]). Scheinbar sah man eben weithin im Ablehnen dieser Rieten das Bekenntnis zur neuen Lehre. Indes bürgten die Führer der reformatorischen Bewegung schon durch ihr konziliantes Wesen für ein mildes und versöhnliches Vorgehen, wenigstens in der Hauptstadt selbst. Ihnen voran ein Joh. Heß, „ein gar gelinder und geduldiger Mann, der „mit solchem Glimpf und Leutseligkeit sich in Breslau gar beliebt gemacht." In demselben Geist ging auch M. Amb. Moiban vor: Er gab dem Bischof bereitwillig die Zusicherung, „daß er... nichts, was in den Zeremonien und in dem Ritus der Kirche bisher beachtet sei, verwegen und ohne Vorwissen des Bischofs verändern" werde[7]). Selbst noch 1563 versprechen die „evangelische Prädikanten dem König Maximilian II zu Breslau ....: retinemus omnes Zeremonias veteris Ecclesiae, quae sine Jdolatria observari et retineri possuet"[8]). Auch in der Gegend von Bolkenhain[9]) ließ man sich um die Mitte des Jahrhunderts von diesem Geist der Versöhnlichkeit leiten und gewann dadurch immer mehr Anhänger für die neue Lehre. Wo die Quellen etwas über die Einführung der Reformation besagen, wird auch meistens der Evangelischen vorsichtiges, rücksichtsvolles Verhalten gegen die alte Lehre betont.

---

[4]) N. Pol. Jahrbücher der Stadt Breslau 1. c. III, 38.

[5]) Neumann: Geschichte v. Görlitz, Görlitz 1850, I c 290 f.

[6]) Pol. a. a. O. 1, c 104.

[7]) Schmeidler, Die ev. Haupt- und Pfarrkirche zu St. Elisabeth Breslau 1858, 1 c 209.

[8]) J. Schickfuß, Neue vermehrte schlesische Chronika, Leipzig 1625, III 77.

[9]) Kirchengeschichte des Kreises Bolkenhain, S. 29.

Manche Gemeinden, die sich mit ihren Pfarrern zum reformatorischen Evangelium bekannten, gingen in ihrem Beharren bei den alten Gebräuchen soweit, daß sie auch die reformatorischem Denken widersprechenden Messen und Vigilien stillschweigend beibehielten [10]). Wenn sich neue Formen und Gebräuche entwickeln sollten, würden sie schon in diese hineinwachsen. Ganz ähnlich hat Johann Heß gedacht, wenn er an den Olmützer Prediger Franziskus Gallinatius schreibt [11]): „Dies einige habe ich schon vielen geraten, daß man doch an den äußerlichen Zeremonien und Kirchengebräuchen, um welche man sich itzund so sehr zerrte, mit dem Volk Geduld haben möchte . . . Predige fleißig die Gnade Gottes durch Christum, so wird das Fegefeuer und Vigilien hinfallen." Man ist sich, wenigstens auf dem Lande, durch gedankenloses Beibehalten der alten Zeremonien geraume Zeit garnicht eines Bruchs mit der Vergangenheit bewußt geworden [12]). Es wäre bestimmt auch — vornehmlich von den Landpfarrern, die Katechismus u. Postillen nötig brauchten, zu viel verlangt gewesen, wollte man von ihnen neues, schöpferisches Wirken erwarten.

Wie war nun der liturgische Gang dieser ältesten Beerdigungen, der sich noch eng an den der katholischen Kirche anlehnte? Aus Breslau und Liegnitz haben sich einige Bemerkungen erhalten: Nach der Breslauer Kirchen- und Schulordnung von 1528 [13]), die wahrscheinlich Moiban und Metzler verfaßt haben, wird von den Knaben der Schulen von Elisabeth und Maria Magdalena verlangt, daß sie „die verstorbenen hefen, mit verordnetem gesang zu grabe bestatten". Aus derselben K.O. ergibt sich: dem Zuge voran wurde ein Kreuz getragen. Es gingen bis 4 Priester mit, von denen jeder für den Gang einen w. Groschen erhielt und außerdem für jede Kerze, die mitgetragen wurde, einen weiteren w. Groschen. (Bei Beerdigungen bei St. Barbara und Christophori für 2 Kerzen einen Groschen). Der Signator hatte den Gesang zu leiten und die Antiphon anzustimmen. Der Gesang soll dauern „bass der todte beschorren wirdt".

---

[10]) Beleg für die sächsische Oberlausitz in dem Entwurf eines Majestätsbriefes von 1610, cf. Rosenkranz: Die Einführung der Ref. in der sächsischen Oberlausitz S. 28.

[11]) J. A. Hensel: Protestantische Kirchengeschichte der Gemeinden in Schlesien in 8 Abschnitten 1868, III Abschn. 3 § 32.

[12]) G. Eberlein: Silesiaka S. 215. — Auch Thommendorf'sche Familienchronik (Script. rer. sil. XI) zum Jahre 1540 u. Eberleins Bemerkungen dazu im Korrespondenzsbl. VII, S. 144.

[13]) E. Sehling: Die ev. K. O. O. des 16. Jahrhunderts.

Die Prieſter haben die Pflicht, ſolange am Grabe zu bleiben. Bemerkenswert iſt die Notiz der Eiſenmeyer'ſchen Chronik zum Begräbnis des im Dezember 1532 verunglückten WenzelGelhorn „deme zum erſtmahl Alſt man ſeinen Corper zur lieben erden ynm die Pfarrkhirchen beſtatten ſoldt, deutſch Mit fridt vnd freudt ich farn dohin geſungen worden.“ [14]) Ergänzend kommen noch die Bemerkungen aus der K.O. für die Stadt Neumarkt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts in Betracht [15]). (In Neumarkt richtete man ſich wie die K.O. ſelbſt ſagt, nach der Ordnung von Breslau). Aus ihr ergibt ſich, daß der Diakonus aufs „nun laſſet uns den Leib . .“ eine Kollekte zu leſen hatte, „auch wenn er absque pastore mit allein gehet, denen knaben ein text zu weiſen ex bibliis.“ Dieſe Bemerkung erhält einiges Licht durch die Tatſache, daß in der katholiſchen Zeit (es wird 1522 von Liegnitz gemeldet) „der ſchreiber das psalterium ad sepulcrum zu leſen“ hatte [16]). Nimmt man noch die kurze Notiz bei N. Pol. hinzu [17]) „den zwölften Martii fing man an, nach der Sterbe [18]) wieder zu leſen“, ſo ergibt ſich mit ziemlicher Beſtimmtheit, daß am Grabe von einem Geiſtlichen oder auch von Chorknaben irgend ein Stück aus der Bibel verleſen wurde. Die gelegentlichen Bemerkungen im Totenregiſter der Peter- und Paulkirche in Liegnitz beſtätigen das. Nachdem ſchon mehrfach bei Beerdigungen das Mitwirken des Kaplans erwähnt wurde, wird dort aus dem Jahr 1614 berichtet, daß der „Herr Kaplan zweimal geleſen, welches ſonſt nicht brauchlich iſt.“ (Es handelt ſich um die Beerdigung zweier Geſchwiſter).

Wenn wirklich die Begräbnisfeiern ſo vorgenommen wurden, wie die älteſte Breslauer K.O. vorſchreibt, ſo waren ihre wichtigſten Beſtandteile: Abholen der Leiche, feierliches Geleit ſeitens Kirche und Schule, Geſang und — wenn auch nicht nach der Ordnung von 1528, doch bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts Verleſen einer Bibelſtelle am Grabe.

Sämtliche Stücke ſind aus der katholiſchen Begräbnisordnung herüber genommen.

---

[14]) Korreſpondenzblatt VII S. 144.

[15]) Heynen: Urkundliche Geſchichte der Kgl. Immediatſtadt Neumarkt; Glogau 1845.

[16]) Eberlein: Aus Kirchenbuchrechnungen des Ref.-Jahres (Korrſp.-Bl. IV 104).

[17]) Jahrbücher 1543.

[18]) Gemeint iſt das gr. Sterben infolge der Peſt, von der er vorher ſprach.

Es iſt indes ſehr zweifelhaft, ob die 1528 erſchienene Kirchenordnung in der erſten Zeit überhaupt beachtet worden iſt. Bald nach Einführung der Reformation ſcheinen — wenigſtens im Blick auf das Beerdigungsweſen läßt ſich dieſe Behauptung vertreten — in verſchiedenen Städten Schleſiens mehr niederreißende als ausgleichend-verſöhnende Kräfte beſtimmend geweſen zu ſein. Schimmelpfennig wird wohl recht haben, wenn er ſagt[19]) „Mit den Seelenmeſſen waren auch alle anderen Solemnitäten, mit welchen die Verſtorbenen geehrt wurden, abgekommen.“ Denn erſt 1542 fangen die Kapläne von Maria Magdalena wieder an, die Verſtorbenen mit Kreuz und Schulen auf den Kirchhof zu begleiten und „den 2. Juni 1546 wiederum den Verſtorbenen zu läuten, welches in 20 Jahren nicht geſchehen.“ [20]) Demnach wäre die Beerdigung in Breslau in den erſten Jahren im Stillen ohne Beteiligung der Kirche vorgenommen worden.[21]) Wohl möglich, daß man, wie Schimmelpfennig meint, ſolches Weglaſſen des Geläutes damit begründete, daß die Glocken für die Lebenden und nicht für die Toten daſeien.[22]) Die K.O. iſt dann vielleicht grade darum erlaſſen worden, um der völligen Beſeitigung aller Zeremonien entgegenzutreten. Die führenden Reformatoren haben alsdann ihr Verſprechen wohl zu halten verſucht, doch in den erſten Jahrzehnten nicht durchdringen können.

Ähnlich radikal wie in Breslau ſcheint man auch in Schweidnitz vorgegangen zu ſein; denn die Beſchwerde des Stadtpfarrers Franziskus Reusner 1527, daß die neuen Prediger die Sakramente „verſtoßen und verändert“ haben „mit allen anderen geiſtlichen Zeremonien“ iſt kaum anders zu verſtehen.[23]) Von Sebaſtian Angerer wird noch deutlicher berichtet, daß er 1536 in Bögendorf b. Schweidnitz die Meſſe

---

[19]) A. Schimmelpfennig: Die evangeliſche Kirche Schleſiens im 16. Jahrh., Strehlen 1877.

[20]) Pol. a. a. O. III S. 132, 126.

[21]) Wenn Rademacher auf Grund der im Korreſp.-Bl. 231 angeführten Notiz ſchließen will, daß es 1595 in Stroppen ſtille Beerdigungen gab, ſo ſcheint mir der Schluß ſchon aus dem Grunde falſch zu ſein, weil dort vom Pfarrer im Gegenſatz zum Diakonus nicht aber vom Geiſtlichen ſchlechthin die Rede iſt.

[22]) Die betreffende Quelle, die es ſo formuliert, habe ich nicht finden können. — Die Kirchenordnung des Fürſten Georg Ernſt von 1582 ſagt (Sehling I, 2, S. 316): „Das Ausläuten, ſobald einer geſtorben, iſt päpſtliche Gewohnheit, ſoll darum unterlaſſen werden.“ — — Über das Geläut ſagt die Breslauer K.O. bezeichnender Weiſe garnichts.

[23]) Korreſp.-Bl. VII S. 134.

nebſt den andern alten Gebräuchen u. Begängniſſen abſchaffte.[24]) — Das Vorantragen des Kreuzes war in dieſer Zeit weithin in Schleſien, wie in der Ober-Lauſitz, unterlaſſen worden, wie aus einer Verfügung des Königs Ferdinand von Böhmen hervorgeht.[25]) — Es iſt alſo mit großer Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß man am Anfang der Reformation vielerorts die Zeremonien arg vernachläſſigte, wenn nicht gar beſeitigte.[26])

Ein Blick auf das Verhalten der Gemeinden außerhalb Schleſiens zeigt, daß unſre Heimatprovinz mit ihrem radikalen Vorgehen durchaus nicht allein ſtand. Hier gilt es, etwas weiter auszuholen.[27])

In ſeiner Schrift „an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation . . .“ ſagt Luther: „Zum ſechtzehendenen Es weere auch not, das die jartag begencknis ſeelenmeſſen, gar abethann odder yhe geringert wurdenn darumb das wir offentlich ſehen für augenn das nit mehr den ein ſpot drauff wordenn iſt damit gott hochlich ertzurnet wirt und nur auff gelt freſſen und ſauffen gericht ſein.“[28]) Wenn er auch im folgenden nur noch „die elenden Vigilien und Meſſen ſo innerlich geſchlappert werdenn“ erwähnt, es waren doch oben auch die Begängniſſe mit genannt worden. Die Stelle konnte auch ſo verſtanden werden, als ob auch ſie gegebenenfalls ganz abgetan werden ſollten. Kann es nicht eine Folge dieſer Auffaſſung ſein, was Luther in der erſten Predigt bei der Beerdigung des Kurfürſten Johann von Sachſen im Jahre 1532 über Begräbniſſe ſagt? „weil die gewonheit und weiſe mit den Seelenmeſſen und Begangniſſen wenn man ſie zur erden beſtetiget hat, abgegangen iſt (!!) wollen wir dennoch dieſen Gottesdienſt nicht laſſen bleiben.“[29]) Alſo nicht nur die See-

---

[24]) Zimmermann: Beiträge zur Beſchreibung von Schleſien 5, S. 418.

[25]) Zobel: Oberlauſitzer Urkunden II, S. 134.

[26]) Von Brieg allerdings läßt ſich das ſchon bald nach 1542 nicht behaupten (cf. 1. Kirchenviſitation v. Brieg unter „der kirchen zum Brigk ſonderliche beſchwerung“. Eberlein: Korreſp.-Bl. IV 136.

[27]) Die Ausführungen von Paul Graff: Geſchichte der Auflöſung der alten gottesdienſtlichen Formen . . . Göttingen 1921, S. 354 ff. ſind, beſonders fürs Reformationsjahrhundert nicht annähernd erſchöpfend. Sie gehen faſt nur auf die betreffenden K.O.O. zurück, ſind auch ſo ſummariſch gehalten, daß ſie nur ſehr bedingt für Schleſien zutreffen.

[28]) Arnold E. Berger: Luthers Werke I S. 199.

[29]) Zwo predigt über der leiche des Kurfürſten Herzog Johans zu Sachſſen . . . Originaldruck in der Bibliothek der Univerſität zu Halle-Wittenberg. Vg. 2409.

lenmeſſen, ſondern jegliche Feier nach der Einſenkung der Leiche iſt abgeſchafft worden. Man ſtand eben den kirchlichen Handlungen, die nicht ganz unmittelbar in das Zentrum der reformatoriſchen Gedanken führten, die z. B. abgeſchiedene Menſchen irgendwie in den Mittelpunkt der Handlung ſtellen könnten, gleichgültig gegenüber. Eine Folge davon iſt die Vernachläſſigung der Kirchhöfe [30]), zumal des in Wittenberg gelegenen,[31]) über die ſich Luther bitter beklagt in ſeinem Schreiben an Heß 1527: ob man fur dem ſterben fliehen muge"[32]) und in ſeinem Briefe an den Bürgermeiſter von Wittenberg aus dem Jahre 1539.[33]).

Ein weiterer Zeuge für die Gleichgültigkeit vieler gegenüber der kirchlichen Beerdigung iſt Urbanus Rhegius in ſeinen „Formulae quaedam ante et citra scandalum loquendi". Dort ſagt er in der Vorrede (Deutſche Ausgabe 1536): „Bei etlichen regt ſich auch der alte Satan der Origeniſten und Sadduzäer, daß ſie ſehr unehrlich reden von der Chriſten Begräbnis und Kirchhof oder Gottesacker . . . . ſo doch ein Chriſt ſoll und muß von dem Begräbnis ehrlich reden, und was dazu gehört mit Zucht und Ehren handeln", Dazu iſt der XVIII. Artikel dieſer Schrift „von der Chriſten Begräbnis" zu vergleichen. — Urbanus redet hier vom Verhalten der Evangeliſchen. Er wendet ſich auch an die jungen evangeliſchen Geiſtlichen der Kirche Lüneburgs. Eine allgemeine Mißachtung der kirchlichen Beerdigung auf katholiſcher Seite wird man kaum annehmen dürfen. Schon die Verbindung mit dem Meßopfer ließ es nicht dahin kommen. Wohl zeigt ſich auch dort hie und da einmal eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegenüber den Beerdigungsſitten. So tadelt Geiler von Kayſersberg in einer Predigt über den Jüngling von Nain, daß „der leich niemands nach got . . . weder vatter noch mutter und dieß iſt ein ſchamlich ſchantlich unchriſtentlich dink". Er erklärt aber dieſe Unſitte damit, daß ſie in der Zeit des ſchwarzen Todes verſtändlich war, doch

---

[30]) Nach Caſparis Darſtellung (R. E. 3. Begräbnis 2, 526 ff.) klingt es ſo, als ob dieſe Verwahrloſung von der kath. Kirche verſchuldet ſei.

[31]) Die grobe Nachläſſigkeit in der Pflege der Friedhöfe zeigt ſich auch aus dem Gutachten für eine zu erlangende K.O. für das Fürſtentum Brieg (wohl aus der Zeit um 1580) Korreſpondenzblatt VIII, 107.

[32]) Erlanger Ausgabe 1832, 22, 340.

[33]) Ebenda 3, 268.

„cessante causa cessat et effectus causae.“ [34]) Die Beerdigung ſelbſt wurde aber immer ſeitens der Kirche ausgeführt. „Unehrlich“ war ſie darum niemals zu nennen.

Nun fordern aber die meiſten alten Agenden der evangeliſchen Kirche, wenn ſie überhaupt von Beerdigungen ſprechen, daß dieſe „ehrlich“ gehalten werden ſollen. Dieſe Forderung iſt erſt dann verſtändlich, wenn man weiß, daß man ſich in den erſten Tagen der evangeliſchen Kirche um die Toten und ihre Beſtattung wenig oder garnicht kümmerte. Luther hätte auch nicht, wenn es nicht dringend nötig geweſen wäre, in ſeinem „Unterricht der Viſitatoren an die Pfarrherren“ gefordert, „es ſoll auch mit den Leichen ſchicklich gehalten werden, daß ein Kaplan und Kirchner mitgehe, und die Leute vermahnt werden auf der Kanzel, mitzugehen, und bei dem Begräbnis das deutſch Geſang „mitten in dem Leben . . .“ ſingen laſſen.“ [35]) Das grade in Wittenberg und ſeiner Umgebung das heimliche Begraben abends oder des Nachts „ohne Vorwiſſen des Pfarherrn“ öfters geübt wurde, ſetzt die Konſtitution und Artikel des geiſtlichen Konſiſtorii zu Wittenberg 1542 [36]) und das Viſitationsprotokoll für Pollersdorf, Amt Wittenberg 1532 voraus. [37]) In letzter Schrift wird davon als von einer „häßlichen Sitte“ geſprochen. Schließlich ſeien noch die Meißener Viſitationsartikel von 1533 herangezogen. [38]) Danach unterſchied man drei Klaſſen der Bürger. Die „gemeinen Menſchen“ wurden ohne Geläut und ohne Schule, nur von den nächſten Nachbarn zu Grabe gebracht; bei „mittelmäßigen Bürgern“ begleitet der Schulmeiſter mit den Schülern den Zug. Er ſingt mit ihnen unterwegs und am Grabe; doch wird nicht geläutet; auch geht kein Kaplan mit. Nur bei den „redlichen Leuten“ begleiten auf Bitten der Freundſchaft alle Geiſtlichen ſamt Lehrern und Schülern den „Prozeß“; auch wird mit der großen Glocke geläutet. „Geſchieht aber dennoch ſelden“. — Nach dieſer Darſtellung — beſonders, wenn wir den letzten Satz unterſtreichen — war die Beteiligung der Kirche bei der Beerdigung ſehr gering. Es brauchten nur noch wenige Momente wegzufallen, und man durfte in der Tat nicht mehr von einem „ehrlichen“ Begräbnis reden. — Das

[34]) Rim: Kulturgeſchichtliches aus deutſchen Predigten des Mittelalters 1883 S. 22.
[35]) Erlanger Ausgabe, 23, S. 59.
[36]) Sehling. a. a. O. I, 1, S. 203.
[37]) ibidem S. 648.
[38]) ibidem I, 1, S. 195.

alles iſt Beweis genug dafür, daß in den erſten Jahren [ja zwei Jahrzehnten] der Reformation die kirchliche Beerdigung weithin — auch in Wittenberg — gröblich vernachläſſigt wurde.[39])

Dieſe längere Abſchweifung war nötig; denn durch dieſen Seitenblick auf das Beerdigungsweſen in anderen evangeliſchen Gegenden, vornehmlich in Wittenberg ſelbſt, werden die obigen Ausführungen über die Vorgänge in Schleſien, beſonders in Breslau, nur beſtätigt.

Es wäre durchaus möglich, daß Schleſien und ſeine Hauptſtadt unabhängig von Wittenberg zu ſolcher Stellung dem Begräbnisritus gegenüber gekommen wären. Die Geſchichte der Reformation in Schleſien weiſt ſicher mancherlei eigen gewachſenes Leben auf. Zudem liegt es in der Natur der Sache, daß man in gewaltigen Werdezeiten vorwärts ſtürmt und für die, die nicht mehr mitkämpfen, wenig Zeit und Teilnahme übrig hat.

Doch muß grade auch die Abhängigkeit in der Entwicklung Schleſiens von den Zentren des reformatoriſchen Lebens betont werden: In den erſten zehn Jahren, ſeitdem die Ordination in Wittenberg in Gebrauch war, d. h. bis 1545, ſind für Schleſien ſiebenzig Theologen in der Lutherſtadt ordiniert worden. Die meiſten von ihnen haben auch dort ſtudiert. Ein reger Briefverkehr beſtand zwiſchen den Führern der Reformation in Schleſien, zwiſchen Heß, Moiban, Aurifaber, Herzog Friedrich, Gigas einerſeits und Melanchthon andererſeits. Auch aus Brieg, Goldberg, Löwenberg, Grünberg laſſen ſich viele Beziehungen zu dem großen Lehrer Deutſchlands nachweiſen.[40]) Nach ſeinem Tode wurde die Verbindung mit Wittenberg wieder durch P. Eber aufrecht erhalten. Bei ihm, dem erſten Profeſſor der Univerſität, ſuchten viele ſchleſiſchen Paſtoren Rat.[41]) Wie natürlich, daß durch dieſe engen Beziehungen — zumal durch die ein-

[39]) Es iſt unverſtändlich, wie die meiſten praktiſchen Theologien dieſe Tatſache völlig unbeachtet laſſen konnten. Selbſt Rietſchel in ſeinem glänzenden Lehrbuch der Liturgik und Caspari in dem ausführlichen Artikel über Beerdigung in der R. E. erwähnen nichts davon. Nitzſch weiſt zwar in ſeiner praktiſchen Theologie 1863, 2, § 392 darauf hin. Doch hat er mit der Behauptung, daß man wenigſtens in Predigt und Fürbitte von den abgeſchiedenen Gliedern Erwähnung tut, für viele Gemeinden zuviel geſagt.

[40]) G. Eberlein: Korreſp.-Bl. VI S. 76 ff.

[41]) Wotſchke: Korreſp.-Blatt XIII S. 31 ff.

ſtigen Studenten Wittenbergs — auch die dortigen Beerdigungsgebräuche in Schleſien bekannt, vielleicht eingeführt wurden! In vielen Fällen wird dann die an ſich ſchon geringe Beteiligung der Kirche ganz weggefallen ſein. Die Folge davon war wieder, daß nun auch die Angehörigen der Verſtorbenen auf eine Feier bei der Beſtattung der Ihrigen keinen Wert mehr legten. So wurden die Verſtorbenen ſtillſchweigend, mitunter ſogar des Nachts weggetragen.

Dieſer Tiefſtand im Beerdigungsweſen ſcheint für Breslau, wie oben gezeigt, um die Mitte des Jahrhunderts, nicht aber, bald nach Erſcheinen der Kirchenordnung von 1528 überwunden zu ſein. Aber ſchon damals forderte dieſe erſte Kirchen- und Schulordnung: „bei Nächtlicher Weile ſollen die Totengräber niemand begraben, ſondern allein bei und mit dem Tag". Auch in anderen Städten wie Liegnitz, Neumarkt hat man langſam wieder die kirchliche Feier mit Begleitung, Geſang und Wortverkündigung eingeführt. — Leider ſind aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts die Berichte ſo ſpärlich — die wenigen Begräbnisbücher aus dieſer Zeit kommen nicht in Betracht — daß man faſt nur auf die Andeutungen der Kirchenordnungen angewieſen iſt. Aus dieſen aber ergibt ſich, daß in verſchiedenen kleineren Städten Schleſiens, ja ſogar hie und da auf dem Lande, die Sitte kirchlicher Beerdigunng verloren gegangen iſt: die Militſcher K.O. des Jahres 1596 verlangt „es ſoll keine Leich mehr, es ſei heraus oder zu St. Anna ohne Prieſter und Schulen begraben werden"; denn „billigen geſchiehts, daß die Chriſten ſo Tempel und Bewohnung des heiligen Geiſtes geweſen, ehrlichen zu ihrem Ruhebettlein werden bereitet." [42]) Dieſelbe Forderung findet ſich in Mertſchütz, einem Dorfe des Liegnitzer Fürſtentums, ausgeſprochen. [43]) Als geſetzmäßige Verordnung für größere Gebiete tritt ſie in der bekannten Teſchner K.O. von 1584 [44]) und der Brieger K.O. von 1592 [45]) auf. In erſterer heißt es: die Leichen ſollen „ehrlichen durch den cantor oder, ſo man es begehrt, durch den Schulmeiſter und Kirchendiener zu ihrem Ruhebett geleitet werden . . ." „es ſo das Begräbnus gleichfalls auf den Dörfern ehrlich gehalten werden vonwegen der fröhlichen Auferſtehung von

[42]) Kluge, Chronik der Stadt Militſch S. 307.
[43]) In der dort vorhandenen Agende von Veit Dietrich als handſchriftliche Eintragung auf S. 73 aus dem Jahre 1587.
[44]) Sehling a. a. O. I S. 462/63.
[45]) ibidem S. 447.

den Toten, welches der Chriſten höchſter endlicher und gewiſſer Troſt iſt.“ Um der Vollſtändigkeit willen ſeien auch die K.O.O. herangezogen, die zwar außerhalb Schleſiens entſtanden ſind, aber in einzelnen Teilen unſrer Heimatprovinz Geltung hatten. Es ſind die kurſächſiſche Agende von 1580 mit ihren vielen Auflagen, die Württemberger K.O. von 1565 und 1582[46]) und das revidierte Synodaliſche Generaldekret des Kurfürſten Johann II. von 1674[47]). In allen genannten K.O.O. wird ein ehrliches Begräbnis zu halten den Gemeinden zur Pflicht gemacht. — Alſo war dieſer Brauch ins Wanken gekommen, wenn nicht ganz verloren gegangen. Auf der andern Seite muß aber betont werden, daß man in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts das Verlorene durch immer neue Verordnungen *wiederzugewinnen* beſtrebt war.

Eine Frage mußte in dieſem Zuſammenhange noch erörtert werden: Obwohl zu der ablehnenden Haltung der kirchlichen Beerdigungsfeier gegenüber das vielerorts aufſprießende Schwenkfeldertum weſentlich beigetragen hat? — Die Vermutung liegt nahe, da man dort auf kirchliche Sitte wenig Wert legte. Das zeigt ſich z. B. in ihrer Ablehnung des kirchlichen Geläutes, worüber in Michelsdorf und Groß-Kotzenau geklagte wurde.[48]) Doch läßt ſich wegen des Fehlens geſchichtlicher Unterlagen kein ſicheres Urteil fällen. Auch ohne Schwenkfeldergeiſt hätte dieſe Mißachtung der kirchlichen Feier bei der Beerdigung, da ſie ja eine allgemeine Erſcheinung der Reformationszeit war, Platz gegriffen. Vielleicht aber iſt es dem Einfluß dieſes Schwärmertums zuzuſchreiben, daß auch die den alten Sitten treu bleibende *Landbevölkerung* ſich doch [in einzelnen Gegenden wenigſtens] völlig vom Herkömmlichen löſte. — Doch umſo feſter griff man in dieſen Schichten alsdann nach dem weſentlichen Merkmal der evangeliſchen Beerdigung, nach der *Wortverkündigung*. Das erweiſt die Entwicklung des evangeliſchen Beerdigungsweſens im 17. Jahrhundert.

Es läßt ſich alſo zuſammenfaſſend über die evangeliſche Beerdigung im Reformationsjahrhundert folgendes ſagen: Dem Charakter der Schleſier entſprechend, hat man gegenüber den alten, aus der katholiſchen Zeit ſtammenden Gebräuchen

---

[46]) Sie wurden in Öls, Schweidnitz, Haynau gebraucht.
[47]) Es hat in der Oberlauſitz Gültigkeit gehabt.
[48]) Urkundenſammlung 2 Bd. S. 109.

große Duldſamkeit walten laſſen. Es läßt ſich dabei ein deutlicher Unterſchied zwiſchen der Behandlung in den Städten und auf den Dörfern feſtſtellen: Die größeren Städte haben alle die Riten, die die katholiſche Lehre zur Vorausſetzung haben, ſofort abgeſtellt. Die Entwicklung ging aber — gegen den Willen der führenden Reformatoren — weiter. Man kümmerte ſich, da ihr Herzſtück, die Meſſe, gefallen war, vielfach garnicht mehr um die Beerdigungsfeier. So wurde dem Toten überhaupt kein chriſtliches „ehrliches" Begräbnis zuteil. Aber ſchon um die Mitte des Jahrhunderts begann man ſich wieder auf ſeine Pflichten zu beſinnen. Man griff, da man ſelbſt nicht ſchöpferiſch tätig war, auf diejenigen Formen der alten Kirche zurück, die man auch von reformatoriſchem Gefühlspunkt aus beibehalten konnte: feierliches Geleit, Geſang am Grabe und kurze Schriftverleſung.

Auf den Dörfern hat man wahrſcheinlich noch lange die alten Bräuche, auch die, die dem evangeliſchen Glauben widerſprachen, beibehalten. Erſt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ſtreifte man, durchaus nicht einheitlich, dieſes und jenes ab und kam dabei, wie einige Jahrezhnte vorher in den Städten, bis zum ſtillen „unehrlichen" Begräbnis. Es iſt anzunehmen, daß dieſe, dem bäuerlichen Weſen durchaus nicht entſprechende Art nur kürzere Zeit und keineswegs allgemein herrſchend geweſen iſt. Die Quellen fließen aus dieſer Zeit leider nur ſehr ſpärlich.

Königszelt. Lic. Manfred Bunzel.

VII.

Der kleine Meffersdorfer Dichterkreis im pietiſtiſchen Zeitalter.

In Meffersdorf, einem Dorfe in einer Ecke der alten Oberlauſitz, im ſüdlichſten Zipfel des Kreiſes Lauban, treffen wir im pietiſtiſchen Zeitalter, und zwar in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts, auf einen kleinen Dichterkreis. Er beſteht aus 5 Perſonen, die mit heller Stimme ihre geiſtlichen Lieder erklingen ließen. Es war, wenigſtens ſo ungefähr, dieſelbe Zeit, in welcher in derſelben Oberlauſitz ein Zinzendorf ſeine Lieder ſang, ein Mentzer ſein „O, daß ich tauſend Zungen hätte", ein Rothe ſein „Ich habe nun den Grund gefunden" anſtimmten.

Im pietiſtiſchen Zeitalter floſſen die religiöſen Lieder reichlicher als ſonſt. Das hatte ſeinen guten Grund. Im Pietismus iſt vornehmlich das religiöſe Gefühl lebendig, und da die Lyrik — und zu ihr gehören doch die Kirchenlieder — aus dem tiefen Gefühl des Menſchen hervorquillt, ſtrömten eben hier die geiſtlichen Lieder wie mit elementarer Gewalt hervor. Wir können das gleich in unſerm Schleſien wahrnehmen. Schleſien weiſt von der vorreformatoriſchen Zeit an bis in die Neuzeit ein wenig mehr als 150 Dichter von Kirchenliedern auf; von dieſen gehören reichlich 80, alſo mehr als die Hälfte, der doch nur kurzen pietiſtiſchen Zeit an, die rund 75 Jahre umfaßt.

Aber immerhin, mögen auch noch ſo viele Liederdichter damals auftreten — es wird wohl ein Unikum ſein, daß auf ſolch engem Raume wie in jenem entlegenen Dorfe ſich gleich 5 Perſonen finden, aus deren Munde ein Lied nach dem andern ertönt, und die dabei ſolchen Anklang finden, daß man eine ganze Anzahl ihrer Lieder in kirchlichen Gebrauch nimmt, und zwar nicht etwa bloß in Meffersdorf.

Dieſe fünf ſind der Oberpfarrer Mag. Wiegner, Fräulein Johanna Charlotte von Gersdorff, der Hauslehrer Mag. Geyſer, der Katechet Hubrig und der Paſtor und nachmalige Oberpfarrer Frietzſche. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß eins das andere zum Dichten anregte.

Das läßt ſich im einzelnen natürlich nicht ſo genau nachweiſen, aber bei dem engen Zuſammenhang, in dem ſie miteinander ſtanden, liegt die Annahme ſehr nahe. Wer derjenige war, von dem der erſte Anſtoß ausging, wird ſich nicht mehr feſtſtellen laſſen, ich vermute, Wiegner wirds geweſen ſein; das würde ſeiner ſelbſtändigen Art und der führenden Stellung entſprechen, die er ſonſt einnimmt. Bei Geyſer, Hubrig und Frietzſche wird es nicht ſchwer geweſen ſein, ſie zum Dichten zu bewegen. Der erſte war Schüler des Görlitzer Gymnaſiums, die beiden anderen Schüler des Laubaner Gymnaſiums geweſen. In beiden Schulen wurde gerade in den Jahren ihrer Schülerzeit die Dichtkunſt in hervorragender Weiſe gepflegt, ſo daß ſie von daher reiche poetiſche Anregungen mitgenommen haben.

Wir wollen in dieſen eigenartigen kleinen Dichterkreis hineinſchauen, die einzelnen Glieder etwas näher kennen lernen, und einige Proben ihrer Lieder mögen uns mit dem Geiſte vertraut machen, der dort herrſchte.

I. Mag. Abraham Wiegner.

Er kam aus der Leipziger Gegend in die Oberlauſitz und war hier von 1725 bis 1751 Pfarrer in Meffersdorf. Seine Geburtsſtadt iſt Pegau, ſüdlich von Leipzig. Dort hat er am 15. Dezember 1686 das Licht der Welt erblickt, als Sohn des Brauers Iſaak Jakob Wiegner. In Schulpforta vorgebildet, bezog er 1707 die Univerſität Leipzig, um ſich der Theologie zu widmen. In Wittenberg erwarb er ſich im Jahre 1713 die Magiſterwürde. Nach 2 Jahren wurde er Feldprediger im „kurfürſtl. ſächſ. Leibregiment ſchwerer Reuter" und nahm am Feldzug in Polen und Pommern teil. Im Jahre 1717 kehrte er aus dem Felde zurück und wurde Paſtor in Canitz bei Oſchatz und nach kurzer Zeit Paſtor in Auligk bei Pegau. Bei einer Truppenmuſterung bei Pegau hörte ihn Wolf Adolf von Gersdorff auf Meffersdorf zweimal predigen, und Wiegner gefiel ihm ſo gut, daß er bei ſeinem Vater, dem Oberſt von Gersdorff, der das Kirchenpatronat von Meffersdorf mit inne hatte, durchſetzte, daß Wiegner für das gerade vakante Pfarramt dorthin berufen wurde. Das Verhältnis zwiſchen Wiegner und dem alten Gersdorff iſt nachher nicht immer ungetrübt geweſen, es gab mancherlei Streitigkeiten zwiſchen ihnen.

Eine Eigentümlichkeit Wiegners, die auch zum Einſchreiten gegen ihn Anlaß gab, war die, daß er ſeine Predigten zu einer ganz ungebührlichen Länge ausdehnte. Ähnlich

wie ſein Freund Schwedler in Nieder Wieſe, predigte er oft 2—2½ Stunden. Die Gemeinde, die ihn im übrigen ſehr gern hörte, empfand dieſe Länge doch als recht ſtörend. Der alte Oberſt verſuchte es zuerſt mit freundlichen Vorſtellungen, doch vergebens. Dann ſuchte er auf amtlichem Wege Abhilfe zu ſchaffen. Er ſandte den Gerichtshalter zum Oberpfarrer, um ihn zu einem „zweckmäßigen Predigtformate anzuhalten". Wiegner ging freundlich darauf ein und verſprach zur Strafe für zu lange Predigten jedesmal einen Gulden in die Armenkaſſe zu zahlen. Aber die Predigten blieben ſo lang wie früher. Nunmehr ließ ihm der Patron durch den Gerichtshalter protokollariſch eröffnen, daß, „wenn er ſich in Zukunft nicht der landesmäßigen Kürze in ſeinen Predigten bediene, er alle fernere Konſideration beiſeite ſetzen und ihn nach Ablauf von 1 Stunde durch einen auf die Kanzel ſchickenden Gerichtsgeſchworenen des Schluſſes vor der ganzen Gemeinde jedesmal erinnern laſſen werde". Zu bewundern iſt die Fähigkeit Wiegners, ſo lange ohne Ermüdung zu predigen. Er ſoll am Schluſſe gerade noch ſo feurig geſprochen haben wie am Anfang. Der Chroniſt bemerkt dazu: „Wer ſein Bild in der Kirche ſieht, wird das gern glauben". Wiegner beſaß eine ausgezeichnete Geſundheit und Körperkraft und verfügte über ein glänzendes Gedächtnis. In der Gemeinde war er ſehr beliebt, tat viel Gutes, hatte aber wohl nicht immer die rechte Menſchenkenntnis und wurde daher vielfach in niedriger Weiſe ausgenützt.

Mit ſeinem Amte meinte es Wiegner ſehr treu, geriet aber dabei auf allerhand Wunderlichkeiten. Gleich am Anfang führte er mancherlei kirchliche Neuerungen ein, in der Hoffnung, dadurch das kirchliche und chriſtliche Leben ſeiner Gemeinde zu fördern. Sie erwieſen ſich aber zum Teil als nicht ſehr glücklich und kamen daher nach und nach wieder außer Übung. Eine ſehr eifrige Gehilfin bei ſeinen kirchlichen Unternehmungen hatte er in der Tochter ſeines Patrons, Johanna Charlotte von Gersdorff; ſie gehört auch zu dem kleinen Dichterkreis.

Eine Zeitlang hielt ſich Wiegner zu Zinzendorf, doch war er ſpäter nicht mehr recht mit ihm einverſtanden und brach die Verbindungen mit ihm ab.

Als Wiegner nach Meffersdorf kam, war die Gemeinde ſehr umfangreich dadurch, daß ſich eine große Zahl jenſeits der ſchleſiſchen Grenze gelegener evangeliſcher Ortſchaften dorthin hielt, die ihre Kirche und Pfarrer durch die Gegenreformation verloren hatten. Im Jahre 1741 änderte ſich

das, da diese Gemeinden durch die Religionsfreiheit, welche Friedrich d. Gr. den Schlesiern brachte, imstande waren, sich eigene Kirchen zu bauen und Prediger anzustellen. So wurde die Meffersdorfer Gemeinde sehr wesentlich entlastet.

Nachdem er längere Zeit gekränkelt hatte, ist Wiegner i. J. 1751 gestorben; seine letzten Worte waren: „So will ich meinen Hirtenstab niederlegen."

Wie damals manche einzelne Gemeinde ihr eigenes Gesangbuch bekam, so wollte Wiegner auch der seinigen ein solches geben. Er vereinfachte die Verwirklichung dieses Gedankens dadurch, daß er die 2. Auflage des von Pastor Tollmann herausgegebenen Gesangbuchs vom Jahre 1724 nahm, es mit einem anderen Titelblatt und dem Titelbild von Meffersdorf versah und ihm einige Anhänge beifügte, in denen sich naturgemäß Lieder der Meffersdorfer Dichter befanden. Das Gesangbuch hat eine ganze Reihe von Auflagen erlebt.

Wiegner hat auch eine Sammlung von Passionsliedern herausgegeben unter dem Titel „Lieder des Lammes". Wie der spätere Meffersdorfer Oberpfarrer Joh. Ehrenfried Frietzsche, ein Patenkind Wiegners, schreibt, stammen aber die dort veröffentlichten Lieder nur zu einem kleinen Teil von Wiegner, die andern von einem gewissen Hamann, der in Hamburg bei einer Zeitungsexpedition angestellt war. Wiegners Eigentum waren die mit seinem Namen versehenen Lieder im Gesangbuch. Hier ist eins von ihnen, ein Zwiegespräch der Seele mit ihrem Heiland. Die Überschrift lautet: „Der Vorgeschmack des Himmels in Vergebung der Sünden."

1. Seele:

Jesus, hier in dieser Welt
Leb ich recht im dürren Lande,
Nichts, nichts, nichts mir hier gefällt,
Mein Fuß geht auf heißem Sande,
Wo mein Herze lechzt und schreit,
Herr, nach deiner Seligkeit.

2. Jesus:

Recht, so führ ich dich, mein Kind,
Wie ich Israel geleitet.
Eh es Milch und Honig find't
Und sein Kanaan erbeutet,
Muß es in der Wüstenei
Schmecken, was das Mara sei.

3. Seele:

Aber ach, mein Herr und Gott,
Hast du mir denn nicht verheißen,
Daß vom süßen Himmelsbrot,

So die Auserwählten ſpeiſen,
Auch ein Vorſchmack ſei vergönnt
Der, die dich ihr Manna nennt?

4. Jeſus:

Ja, ich hab es zugeſagt,
Daß die Seele, ſo von Hunden
Wie ein Hirſch herumgejagt
Und zu mir ſich hat gefunden,
Aus dem Fels, ſo waſſervoll,
Reichlich ſich erquicken ſoll.

5. Seele:

Nun, was ſoll der Vorſchmack ſein
Von den Himmelsherrlichkeiten,
Womit du mich wirſt erfreun
Bei dem ſchweren Kampf und Streiten,
So mir meine Sünde macht,
Daß mir faſt das Herz verſchmacht't?

6. Jeſus:

Buße iſt ein ſchwerer Kampf,
Ich muß dir es zugeſtehen;
Doch weil deiner Sünde Dampf
Wie ein Nebel ſoll zergehen,
So bleibt die Gerechtigkeit,
Fried und Freude dir bereit.

7. Seele:

Jeſus, ich bin nicht gerecht,
Und das ſchmeckt nach lauter Hölle,
Denn mein Gutes iſt zu ſchlecht,
Wenn ichs vor dein Antlitz ſtelle.
Ach, ſo wär der Himmel mein.
Wenn ich nur gerecht ſollt' ſein.

8. Jeſus:

Liebſte Seele, hier iſts Kleid.
(O, ein Kleid von weißer Seiden).
Es iſt die Gerechtigkeit,
Hierein kannſt du dich nun kleiden.
Denn ſo wirſt du hier ſo ſchön,
Als ein' Auserwählte ſtehn.

9. Seele:

Deine Braut, mein ſchönſter Held,
Freuet ſich in dieſem Rocke.
Trotz ſei dir, du Pracht der Welt,
Daß mich deine Schönheit locke.
Denn mit dieſem Schmuck allein
Kann ich wohl zufrieden ſein.

10. Jeſus:

Liebe Seel', es bleibt gewiß:
Wer gerecht iſt, ſei zufrieden.
Doch ich hab dir überdies

Meinen Frieden noch beſchieden,
So auch einen Vorſchmack gibt
Der, die meinen Himmel liebt.

11. Seele:

Ach, du Reichtum aller Güt'!
O, wie ſüße ſchmeckt dein Friede!
O, wie ſeufzet mein Gemüt,
Das im Kampfe matt und müde.
Wäre Jeſu Friede mein,
Würd ich wohl recht himmliſch ſein.

12. Jeſus:

Liebſtes Kind, mein Vater iſt
Völlig mit dir ausgeſöhnet.
Alle Feindſchaft, Haß und Zwiſt,
Womit Satan dich verhöhnet,
Iſt durch meiner Liebe Kraft
Ganz und gar beiſeit geſchafft.

13. Seele:

Allerhöchſter Gottesſohn!
O, du großer Friedefürſte!
Deinen Frieden ſchmeckt ich ſchon;
Doch noch eins, wonach ich dürſte.
Wäre Jeſu Freude mein,
Würd ich wohl recht himmliſch ſein.

14. Jeſus:

Seele, o wie kann ich dir
Auch hier den Geſchmack verſagen?
Komm zum Abendmahl bei mir,
Hier will ich dir ſelbſt auftragen
Leib und Blut, ja ſelber mich.
Liebe Seele, freue dich.

15. Seele:

Jeſus, ach, das iſt noch mehr
Als ein Himmelsbrot zu nennen.
Tret't, ihr Himmelsbürger, her,
Müſſet ihr nicht ſelbſt bekennen,
Daß, wer Jeſum ſo genießt,
Faſt noch mehr als himmliſch iſt?

16. Jeſus: Seele, nun biſt du gerecht.
Seele: Jeſus, ach, wie ſüße, ſüße.
Jeſus: Und dein Friede iſt nicht ſchlecht.
Seele: Eilet doch, ihr müden Füße.
Jeſus: Himmelsfreude wartet dein.
Seele: Ach, das kann ein Vorſchmack ſein.

II. Johanna Charlotte von Gersdorff.

Der Oberpfarrer Wiegner hat ein „Ehrengedächtnis für das hochſelige Fräulein Joh. Charlotte von Gersdorff zu einer geſegneten Nachfolge" herausgegeben, welches die bei

ihrem Begräbnis gehaltene Leichenrede, ihren Lebenslauf und viele poetiſche Nachrufe enthält. Vorn befindet ſich ein großes Bild der Entſchlafenen, unter dem folgende Verſe ſtehen, die der damalige Katechet Jerem. Hubrig in Meffersdorf gedichtet:

Dies Kupfer zeiget zwar der Fräulein Angeſicht,
Jedoch ihr Innerſtes entwirft kein Pinſel nicht.
Die rechte Gottesfurcht, die Mildigkeit, die Güte
Prägt der verdiente Ruhm recht vielen ins Gemüte.
Es ſetzt die Dankbarkeit noch die Erinnrung bei,
Daß dies ein edler Zweig von Gersdorffs Stamme ſei.

Die gleiche Verehrung klingt aus den Worten heraus, die ihr Beichtvater, der Oberpfarrer Wiegner, ihr nachruft: Sie war „eine große Liebhaberin Chriſti, eine große Verehrerin ſeines Wortes, große Nachfolgerin ſeines Wandels, große Mitgenoſſin ſeiner Leiden, große Freundin ſeiner Knechte, große Gönnerin ſeiner Schulen, große Wohltäterin ſeiner Armen."

Nach allen Zeugniſſen, die über ſie laut werden, muß ſie eine tieffromme, in der Schule des Kreuzes geläuterte Perſönlichkeit geweſen ſein, von Jugend an leidend und doch ein großer Segen für ihre Umgebung, für ihre ganze Gemeinde.

Sie war am 14. Oktober 1688 geboren. Ihr Vater war der kgl. polniſche, kurfürſtl. ſächſ. Oberſt Chriſtoph Gottlob von Gersdorff, der 1690 Beſitzer von Meffersdorf wurde. Sie war bei der Förderung des kirchlichen und geiſtlichen Lebens in der Gemeinde den Geiſtlichen eine große Hilfe und Stütze. Durch ihre Vermittlung gab der Vater als Patron die Genehmigung dazu, daß eine ſogenannte Katechetenſtelle bei der Kirche eingerichtet wurde, und auch dazu, daß in der Kirche „zu ſchuldigen Ehren unſers gekreuzigten Erlöſers wöchentlich Freitags Nachmittags ein öffentliches Paſſionsſtündchen gehalten werden durfte". Im Andenken daran ſagt nachher Wiegner von ihrem ganzen Leben, es ſei auch ein Paſſionsſtündchen geweſen, und gab ihrem von ihm geſchriebenen Lebenslauf die Überſchrift: „Das gottgefällige Paſſionsſtündchen einer auserwählten Freundin ihres gekreuzigten Erlöſers." Aus dem „Ehrengedächtnis" ſeien hier noch einige Züge aus ihrem Leben angegeben. Alle die irdiſchen Gaben und Vorrechte, die Gott ihr verliehen, „ſah ſie nur als Gaben aus ſeiner linken Hand an, was aber die rechte ihr erteilt, nämlich die Güter der Seele, ſo ihr ihr teuerſter Erlöſer erworben, achtete ſie viel höher und ein

gottgefälliger Tugendwandel war ihr der beſte Adel.“ Mit vorbildlicher Geduld trug ſie ihr körperliches Leiden, beſonders ihr quälendes Kopfweh, welches ſie oftmals ihre „ſchmerzhafte Dornenkrone“ nannte. In ihr Tagebuch hat ſie einmal geſchrieben: „Ach, Herr Jeſu, der du unſer herrlichſter Prediger biſt, ob wir auch jetzt lebenden nicht die Ehre haben, durch deinen ſelbſteigenen, liebereichen Mund deine Tröſtungen zu hören, ſo ſind doch deine Gnadenſtrahlen in größter Menge über uns ausgebreitet durch das heilige Bibelbuch; ja, du, mein Jeſus, haſt Worte des ewigen Lebens uns hinterlaſſen, welche treue Seelſorger zu meiner wahrhaften Erquickung ſtatt deiner, mein Jeſu, öfters mit mir reden. Ach Gott, ach Gott, laß mich nur täglich, ja ſtündlich und augenblicklich in deiner Liebe und Erkenntnis zunehmen und erinnere mich deſſen in meiner Todesnot, denn ich möchte gern in ſolchem liebreichen Lichte ſterben und meine Augen ſchließen.“

Sie dachte viel an ihren Tod und hatte ſchon eine Weile vor ihrem Ende einen ſchönen Sarg anfertigen laſſen, an dem viele ihrer Lieblingsſprüche aus der Bibel gemalt waren. Sie nannte ihn oft mit lächelnder Miene „mein Brautbettchen“. Im Anfang des Jahres 1729 nahmen ihre Kräfte mehr und mehr ab. In ihren letzten Stunden waren beide Meffersdorfer Geiſtlichen bei ihr: Sie betet:

Ich laß dich nicht, mein Gott, mein Herr, mein Leben,
Mich reißt das Grab von dir nicht ab,
Der du dich haſt für mich in Tod gegeben.
Du ſtarbſt aus Liebe mir,
Ich ſag in Liebe dir,
auch wenn das Herz zerbricht:
Mein Gott, mein Herr, mein Leben,
Ich laß dich nicht, ich laß dich nicht.

„Dabei ſolls bleiben“. Das waren ihre letzten Worte. Am 2. Februar 1729 ſchloß ſie die Augen für immer.

Im Meffersdorfer Geſangbuch findet ſich ein Lied, das ſie gedichtet hat; es iſt das einzige, das wir von ihr haben. Die Überſchrift heißt: „Geduld im Kreuz“. Es lautet:

1. Ich bin zum Leiden wohl geboren,
Weil ich von meiner Jugend an
zu vielem Drangſal auserkoren,
Wiewohl ichs nicht erzählen kann,
Wie mancher Jammer mich gequält.
Doch Gott hat mich dazu erwählt.

2. Drum mag ichs auch mit frohem Herzen
[illegible]

So nenn ichs nicht mehr eine Pein.
Es iſt mir gut, ſagt Gottes Geiſt,
Was ſonſt der Welt ſo bitter heißt.

3. Ich habe auch ſchon manche Tage,
Ja, lange Jahre zugebracht
Mit Tränen über viele Plage,
Doch hat es Gott ſo wohl gemacht,
Daß ich mich geb bis an mein End
Mit Kreuz und Leid in ſeine Händ.

4. Ich will ſtets dieſe Hände küſſen,
Die mir mein Kreuze auferlegt.
Ich falle dem zu ſeinen Füßen,
Der viel ein größer Kreuze trägt.
Mein Jeſus ganz verlaſſen hing,
Da ſeine Liebe mich umfing.

5. Ich wollt die ganze Welt nicht nehmen
Und ohn das liebe Kreuze ſein.
Ich muß mich als ein Weltkind ſchämen,
Ein Gotteskind klingt viel zu fein.
Er bind't die Rute mir zu gut,
Je lieber Kind, je ſchärfer Rut.

6. Und wenn mir ſtürben alle Freunde,
So ſtirbet doch mein Jeſus nicht.
Ja, hätt' ich hunderttauſend Feinde,
Er ſeine Freundſchaft doch nicht bricht.
Er iſts, der mit mir lacht und weint,
Mein Jeſus bleibt mein beſter Freund.

7. Der bleibt mir wohl der liebſte Vater,
Die Mutter, Bruder, Bräutigam,
Mein Arzt, mein Balſam, mein Berater,
Mein König, Prieſter, reines Lamm,
Mein Haus, mein Garten, meine Ruh,
Drum ruf ich meiner Seele zu:

8. Getroſt, du kummerhafte Seele,
Dein Jeſus denkt gewiß an dich.
Du meinſt in deiner Jammerhöhle:
Niemand erbarmt ſich über mich.
Ach, ſieh nur ſein Verſprechen an.
Wer iſt, den Jeſus laſſen kann.

9. Ich will dich nicht, nicht, nicht verlaſſen.
So ſpricht dein Jeſus noch zu dir.
Dies bleibt, du darfſt es feſt erfaſſen,
Im letzten Kampfe dein Panier.
Die Welt vergeht in ihrem Glanz.
In Chriſte überwindſt du ganz.

Die ſtark gedruckten Buchſtaben im letzten Satze geben die Anfangsbuchſtaben des Namens der Dichterin an.

III. Mag. Gottfried Genſer.

das Görlitzer Gymnaſium von ſeinem 10. Jahre an bis zum Jahre 1719. Schon im Jahre 1717 hatte er zur Univerſität gehen wollen, aber ein ſchwerer Schlag, der ſeine Familie traf, hinderte ihn daran. Sie verlor durch eine Feuersbrunſt all ihr Hab und Gut. Nach 2 Jahren waren die Verhältniſſe wieder ſo weit geordnet, daß der Sohn nach Wittenberg ziehen konnte. Schon im Jahre 1720 hielt er dort eine lateiniſche Diſputation über die Salbung Chriſti in Bethanien und wurde Magiſter. Nach dreijährigem Studium in Wittenberg wurde er nach Hauſe gerufen, ſein Vater war erkrankt. Der Vater erlebte noch die Freude, daß ſein letzter Wunſch in Erfüllung ging und er ſeinen Sohn konnte predigen hören; bald darauf ſtarb er. Geyſer nahm alsdann eine Stelle als Hauslehrer bei Paſtor Gerber in Meffersdorf an, dort blieb er 3 Jahre. Im Jahre 1729 wurde er Paſtor in Penzig. Er hatte ſich mit einer Tochter des Görlitzer P. prim. Laurentii verheiratet, aber das Glück der jungen Ehe war nur kurz. In Penzig brach dicht neben dem Pfarrhauſe Feuer aus, ſeine Frau mußte aus dem Hauſe flüchten und ſtarb bei der alsbald nachher erfolgten Geburt eines Kindleins. Im Jahre 1735 wurde er Diakonus an der Peterskirche in Görlitz, nach zwei Jahren Katechet an der dortigen Georgenkapelle und i. J. 1740 Ordinarius an der Dreifaltigkeitskirche. Hier blieb er bis zum Jahre 1760. In dieſem Jahre mußte er nach einigen Schlaganfällen ſein Amt aufgeben. Am 27. November 1764 ſtarb er.

Geyſer hat dem Fräulein von Gersdorff ein Lied gewidmet, dem der Spruch zu Grunde liegt, den ſie ſich zum Leichentext gewählt hatte, es iſt der Spruch Pſalm 16, 5 und 6. Die Anfangsbuchſtaben der einzelnen Strophen ergeben den Namen J. Ch. v. Gersdorf. Die Überſchrift lautet: „Vergnügen in Gott". Hier die erſte Strophe:

Ich hab einmal den Schluß gemacht:
Gott iſt mein Heil, ſoll meine Loſung bleiben.
Ach, wird mir nur daran gedacht,
So kann ich allen Schmerz vertreiben,
So fällt mein Los, es gehe, wie es geh,
Aufs lieblichſte.

Hier ſei noch ein Lied angeführt, daß er im Jahre 1724 zu dem am Palmſonntag erfolgten Amtsantritt des Paſtors Gerber in Meffersdorf gedichtet hat. Es ſteht auch im Burgſchen Geſangbuch. [1])

[1]) Das Lied iſt mehrfach, auch bei Burg, dem Mag. G. Gerber zugeſchrieben worden. Joh. Ehrenfried Frietzſche, Oberpfarrer in Meffersdorf, bemerkt in ſeiner Predigergeſchichte Meffersdorf: „Es

1. So geh ich mit Vergnügen,
Wo Zions Hügel liegen,
In Salems Toren ein.
Ich falte meine Hände:
Laß Anfang, Mitte, Ende,
Mein Jeſu, recht geſegnet ſein.

2. Du geheſt hin zum Leiden,
Und ich, dein Volk zu weiden,
Mein Biſchof und mein Hirt,
Da, wo dein grüner Anger
Von deinem Blute ſchwanger,
Von deinem Schweiße fruchtbar wird.

3. Wie fröhlich läßt ſichs gehen
Nach Salems ſchönen Höhen,
Indem du mit mir gehſt.
Mein Mund trieft ganz von Manna,
Man ſingt mir Hoſianna,
Weil du an meiner Seite ſtehſt.

4. Mit dir geh ich und trete
Vors Volk mit dem Geräte
Des ganzen Heiligtums.
Die Kanzel wird zur Krippen,
Du ruhſt auf meinen Lippen,
Du biſt der Endzweck meines Ruhms.

5. Mit dir führ ich die Kinder,
Die kleinen zarten Sünder,
Beim Taufſtein in dein Reich.
Wie du ſie einſt geküſſet,
Geliebt, geherzt, ſo fließet
Dein Geiſt auf ſie, dem Waſſer gleich.

6. Mit dir wiſch ich die Tränen
Von allen, die ſich ſehnen,
Mit Gott verſöhnt zu ſein.
Wenn ſie im Beichtſtuhl zittern,
Red ich in Ungewittern
Von deiner Gnaden Sonnenſchein.

7. Mit dir weiß ich zu laben,
Die Durſt und Hunger haben
In matter Seelennot.
Denn kann ſie ſonſt nichts ſtillen,
So weiß ich ſie zu füllen
Mit Gottesblut, mit Engelbrot

ſcheint zwar, als wenn man ihn (nämlich Gerber) unter die Liederdichter zählen ſollte, da in unſerm Geſangbuch unter dem Liede: „So geh ich mit Vergnügen" und im Hirſchberger und andern ſchleſ. Büchern unter dem „Selig, wer ſo ſchlafen geht" ſein Name geleſen wird. Beides aber iſt falſch, da das erſte aus der Feder M. Geiſers und das andere aus der Feder M. Joh. Adam Schöns gefloſſen iſt. Der erſte verfertigte eben dasſelbe, wie Gerber 1724 am Palmſonntag ſeine Anzugspredigt als Paſtor tat". Frietzſche war ein Enkelneffe Gerbers und wußte wohl Beſcheid.

8. Mit dir halt ich den Kranken
Den Zucker der Gedanken,
Des Wortes Labſal für.
Wenn ich die Schwachen ſtärke,
So ſegne meine Werke,
So rede, Jeſu, ſelbſt aus mir.

9. Mit dir komm ich und rette
Auf ihrem Sterbebette
Die Kinder deiner Zucht
Aus Satans Löwenklauen.
Du jagſt der Hölle Grauen,
Des Todes Schrecken, in die Flucht.

10. Nun, Jeſu, bleibe, bleibe,
Damit ich dein Amt treibe,
Das du verborgen treibſt.
Nicht anders laß mich wandeln,
Nicht anders tun und handeln,
Als was du ſelber unterſchreibſt.

11. Wenn du, du Himmelsgabe,
Aus meinem Hirtenſtabe
Ein Kreuze ſchnitzen willſt,
So hilf, daß ich das Herbe
Mit deinem Blute färbe,
Womit du allen Kummer ſtillſt.

12. Und wirft die Laſt mich nieder,
Verlangen meine Glieder
Auch endlich ſanfte Ruh,
Ja, wenn ich nicht mehr tauge,
So drücke mir, o Auge,
Die matten Augen ſelber zu.

13. Und alſo nimm am Ende
Den Geiſt in deine Hände,
Den du erlöſet haſt.
Erquicke ihn im Frieden,
Sobald er nur geſchieden,
Dem Leibe gib im Grabe Raſt.

14. Wenn ich nun ausgeſchlafen,
Geh ich mit deinen Schafen
Auf deiner Himmelsau
Weit muntrer und gerüſt'ter
Als hier, du Hoherprieſter,
In Salems ewgen Tempelblau.

IV. Jeremias Hubrig.

Im Jahre 1690 war Hubrig in Friedeberg a. Qu. geboren. Nachdem er die Gelehrtenſchule in Lauban beſucht hatte, ſtudierte er in Leipzig Theologie. Nach Beendigung ſeiner Studien finden wir ihn in Hauslehrerſtellen in Sachſen und Schleſien, in bürgerlichen und adeligen Familien. Im Jahre 1726 wurde er als Katechet bei der Kirche und Schule in Meffersdorf angeſtellt. Dieſe Stelle, die erſte Ka-

techetenſtelle im Queiskreis, war ſoeben erſt auf Anregung des Oberpfarrers Wiegner durch den Kirchenpatron Oberſt von Gersdorff eingerichtet worden. Im Jahre 1729 verheiratete ſich Hubrig mit Anna Roſine Römer, der Tochter eines Gerichtsſchöppen in Wigandsthal. Am 1. Advent 1736 übernahm er das Pfarramt in Schwerta (jetzt Schwertburg) bei Marklissa. Die letzten 6 Jahre ſeines Lebens war er blind. Er ſtarb in Schwerta im Alter von 85 Jahren am 22. April 1775.

Noch von Meffersdorf aus, i. J. 1730, gab Hubrig eine Sammlung geiſtlicher Lieder heraus unter dem Titel: „Gottgeheiligte Früchte oder geiſtliche poetiſche Betrachtungen über verſchiedene Sprüche heiliger Schrift auf alle Tage im Jahre“. Es waren 365 Lieder. Der Oberpfarrer Wiegner hatte dazu eine Vorrede geſchrieben.

Hier ein paar Proben.

Ein Lied über Pſalm 42,2.

1. Chriſte, meiner Seelen Weide,
Wie verlangt mein Herz nach dir.
Ach, es ruft in ſeinem Leide
Voll Begierde für und für:
Komm, erzeige dich den Deinen.
Ach, wann wird der Tag erſcheinen?

2. Geht ein Hirſch nach friſcher Quelle,
Wenn der heiße Durſt ihn quält,
Ach, ſo eilt mein Wunſch, auch ſchnelle,
Da mir mein Verlangen fehlt.
Ich will ſeufzen, girren, ſchreien,
Endlich wird mich Gott erfreuen.

3. Viele ſuchen ihr Ergötzen
An den Gütern dieſer Welt —
Gott, du bleibſt vor allen Schätzen
meiner Seele vorgeſtellt.
Nur nach dir, dem Lebensfürſten,
Soll mein mattes Herze dürſten.

4. Gott, wann krieg ich dich zu ſchauen?
Ach, wie lange ſoll ich noch
Auf der Welt des Elends bauen?
Wann zerbricht das ſchwere Joch?
Ach, ich ſterbe vor Verlangen,
Jeſu, laß mich dich umfangen.

Ein Lied über Jeſaia 54,10.

1. Gottes Mund hat uns verheißen,
Es ſoll uns aus ſeiner Hand
Weder Welt noch Teufel reißen,
Seine Wahrheit iſt bekannt.
Darum fürchten wir uns nicht,
Wenngleich Erd und Himmel bricht.

Seine Treu kann ihr Versprechen
Nicht vergessen oder brechen.

2. Mögen doch die Berge weichen
Und die Felsen untergehn,
Nichts mag unserm Felsen gleichen,
Gottes Bund bleibt ewig stehn.
Fallt ihr Hügel immer hin,
Unsers Gottes Vatersinn
Kann kein Schlag und Fall erschüttern,
Wenngleich Erd und Himmel zittern.

3. Er hat sich mit uns verbunden
Durch den Bund, der ewig gilt.
Dieser Bund wird fest erfunden,
Dieser Bund ist unser Schild
Gegen des Versuchers Pfeil.
Gott bleibt unser Erb und Teil,
Das hat uns sein Mund geschworen,
Da sein Geist uns neu geboren.

4. Drum sei ruhig, meine Seele,
Trau auf Gott, der für dich wacht,
Wenn in dieser Jammerhöhle
Dir ein Zweifel Kummer macht,
Wer sich nur auf Gott verläßt,
Der steht unbeweglich fest,
Dein Erbarmer wird dich stützen,
Seine Treu wird dich beschützen.

V. Karl Gottfried Frietzsche.

Frietzsches Vorfahren waren wackere Bekenner des evangelischen Glaubens. Der Urgroßvater Frietzsche war in Böhmen seines Protestantismus wegen verfolgt worden und hatte sich nach Schlesien geflüchtet, und zwar nach Gießmannsdorf bei Bunzlau. Der Urgroßvater mütterlicherseits, Pastor George Gerber, war i. J. 1654 aus seinem evangelischen Pfarramt Steinkirch bei Lauban vertrieben worden, er hatte sich in die ganz nahe gelegene sächsische Enklave Wingendorf begeben und dort eine neue Kirchgemeinde gegründet. Der Großvater Gottfried Gerber war Pastor in Volkersdorf, nachher in Meffersdorf, und seine Tochter Marie Elisabeth war verheiratet mit dem Pastor Georg Joh. Frietzsche in Sohland am Rotstein, in der Löbauer Gegend. Aus dieser Ehe ging unser Karl Gottfried Frietzsche hervor. Er wurde am 19. August 1693 in Sohland geboren. Den ersten Unterricht erhielt er daheim, dann kam er zu seinem Großvater Gerber nach Meffersdorf, wo er zusammen mit den Kindern des Herrn von Gersdorff für die höhere Schule vorbereitet wurde. Im Jahre 1708 zog er nach Lauban aufs Lyzeum. Er mußte sich dort sehr mühsam durchschlagen, da

er vom Vater bei deſſen geringem Einkommen und der großen Geſchwiſterſchar nicht viel Unterſtützung erhalten konnte. Im Jahre 1710 ſtarb der Vater. Die Mutter ſtand völlig mittellos da und ſiedelte in ihre alte Heimat Meffersdorf über. Jetzt war erſt recht nicht mehr an eine Beihilfe von Hauſe zu denken. Trotzdem hatte Karl Gottfried den Mut, nach Leipzig zu gehen, um dort wie ſeine Vorfahren Theologie zu ſtudieren. Sein Sohn Joh. Ehrenfried, ſpäter ſein Nachfolger in Meffersdorf, berichtet davon: „Ganz arm ging er nach Leipzig. Mit Tränen hat er uns oft den hier erlittenen Mangel erzählt. Denn außer der freien Stube und einigen andern Kleinigkeiten, die er durch zwei wohlhabende Laubaner Bürger zu genießen hatte, fand er wenig Zuſchuß".

Im Jahre 1717 ſtellte ihn ſein Onkel, der Diakonus Gottlob Gerber in Meffersdorf, als Hauslehrer an. Noch im ſelben Jahre ſtarb ſeine Mutter, und nun war er der Nächſte dazu, für ſeine ſechs Geſchwiſter zu ſorgen; der jüngſte Bruder war erſt kurz vor dem Tode des Vaters i. J. 1710 geboren. Er hat ſich mit großer Liebe ihrer angenommen, und ſein Onkel Gerber half ihm bereitwilligſt dabei. Er hat ſpäter „immer mit der zärtlichſten Rührung erzählt, daß er ſeiner Mutter Bruder nie anders als ſeinen andern Vater genannt". Durch des Onkels Vermittlung kam er auch in die Pfarrſtelle des benachbarten Volkersdorf. Am 13. April 1723 in Dresden ordiniert, hielt er, faſt 30jährig, am Sonntag Cantate ſeinen Einzug in ſeiner neuen Gemeinde.

Im Jahre 1725 verheiratete er ſich mit Anna Chriſtiane Schön, einer Tochter des Archidiakonus Mag. Johann Adam Schön in Görlitz. Frietzſche verſtand es ſehr gut, ſich in Volkersdorf einzuleben. Durch ſeine große Freundlichkeit eroberte er ſchnell die Herzen, er wußte ſogar Widerſtrebende, wie die dort wohnenden Schwenckfelder, zu gewinnen.

Im Lauf der Zeit lehnte er mehrere Anträge andrer Pfarrſtellen ab, weil er von ſeinen Volkersdorfern nicht ſcheiden wollte. Schließlich entſchloß er ſich, einen Ruf nach Meffersdorf anzunehmen; aber er tat es erſt, nachdem er mit großem Ernſt geprüft, ob es auch Gottes Wille ſo ſei. Er ſchreibt: „Den 1. Auguſt 1729 erhielt ich die Vokation nach Meffersdorf ins Diakonat. Ich bin nicht anders in meinem Herzen überzeugt geweſen, als daß es Gottes Wille ſei, dem ich folgen müſſe. Hab ich in der Prüfung gefehlt, ſo iſts aus Schwachheit geſchehen".

In Meffersdorf wartete ſehr viel Arbeit auf ihn. Beſonders des Diakonus Sache war es, die vielen auswärtigen

Ortſchaften jenſeits der Grenze kirchlich zu verſorgen. Seine Geſundheit wurde dabei oft auf eine harte Probe geſtellt. Als Oberpfarrer Wiegner hinſiechte und ſtarb, mußte Frietzſche ſogar das ganze große Amt allein verwalten. Dann wurde er Oberpfarrer und ſein Sohn Joh. Ehrenfried wurde ihm zum Diakonus beſtellt.

Schon i. J. 1754 ſtarb er, im 61. Lebensjahre.

Sein Sohn hat es nachher ſehr beklagt, daß er nicht länger mit dem Vater gemeinſam im Amte hat arbeiten können, nicht länger „ein Zeuge ſeiner Treue, ſchönen Gaben, Redlichkeit und Eifers ſein konnte. Denn dieſe Eigenſchaften", ſo ſchreibt er, „lege ich ihm ohne Heuchelei bei. Sein Vortrag aus eigner Meditation war erbaulich, ohne ſogenannte Perſonalien, aber dabei angenehm. In freien Reden, zum Exempel Abdankungs- und Traureden uſw. hatte er ganz was Einnehmendes und im Katechiſieren wenig ſeines gleichen. Dabei hörte er ſich niemals ſelber gerne und war von allem Stolze ſo wie ſein gründliches Wiſſen von allem Winde entfernt. Die Schulen und Kranken beſuchte er fleißig und war, auch mit ſeinem Schaden, dienſtfertig und mildtätig. An großem Kreuze fehlte es ihm nie. Dahin gehörte vor allem die langwierige Krankheit und der Tod ſeiner Schönin (ſeine Frau war eine geborene Schöne), die Abnahme der Kirchfahrt und ſeine Armut.[1]) Allein er war geduldig, ſowie auch in andern Umſtänden bis zum Erſtaunen nachgebend und friedfertig, doch wußte er auch etliche Male, ohne ſich zu vergeben, einen nicht gemeinen Ernſt zu beweiſen. Wie er denn auch noch über dieſes die große Kunſt, erhitzte und boshafte Gemüter zu beſänftigen, beſaß und ſich immer ziemlich gleich blieb, ausgenommen, daß er anfänglich etwas Furcht und Bangigkeit, deſto mehr Mut aber und Standhaftigkeit im Treffen ſelbſt von ſich blicken ließ".

In dem Meffersdorfer und dem Laubaner Geſangbuch ſind mehrere Lieder von Frietzſche zu finden. Er hat offenbar gern gedichtet. Sein Sohn ſchreibt von ſeinen Liedern:

---

[1]) In den ſogenannten Grenzkirchen oder Zufluchtskirchen, zu denen auch Meffersdorf gehört, kamen die Paſtoren oft in drückende Nahrungsſorgen, nachdem die Gemeinden, die ſich während der kirchenloſen Zeit zu ihnen gehalten, i. J. 1741 durch Friedrich den Großen die Erlaubnis erhielten, ſich wieder eigne Kirchen zu bauen, und ſich nun wieder von den Zufluchtskirchen trennten. So wurde manche bis dahin große Gemeinde plötzlich ſo klein, daß ſie kaum ihren Paſtor ernähren konnte. In Meffersdorf wird beſonders der zweite Geiſtliche darunter zu leiden gehabt haben.

„Mich deucht, er ſingt in dieſen Liedern ſehr ſchön, aber freilich nicht vollkommen.“ „Ewig ſingt er vollkommen dem Herrn Preis und Dank und Ehre“.

Frietzſche kam zwar erſt i. J. 1729 als Diakonus nach Meffersdorf, aber auch während der vorangehenden Volkersdorfer Jahre dürfen wir ihn unbedenklich zu dem Meffersdorfer Dichterkreis rechnen, da Volkersdorf ſo dicht bei Meffersdorf liegt, daß er, der alte Meffersdorfer, ſelbſtredend im engſten Zuſammenhang mit den dortigen Theologen geſtanden.

Hier ein Lied Frietzſches.

Ein Krankenlied.

1. Gott, es hat dir ſo gefallen,
Daß ich krank und elend bin,
Richt ich nur bei dieſem Allen
Den durch Schmerz gebeugten Sinn
Auf die Quelle dieſer Not,
Die mir noch was Größres droht,
Muß ich voller Wehmut ſagen:
Das ſind wohlverdiente Plagen.

2. Wer den Schöpfer frech betrübet,
Fühlt mit Recht des Arztes Hand.
Nun ich weiß, was ich verübet,
Mein Herz war von Gott gewandt,
Gleichwie dorten jene Schar,
Die dir widerſpenſtig war.
Drum muß ich für ſolche Sünden
Solches Herzeleid empfinden.

3. Freilich fühl ich deine Pfeile,
Die verwunden Leib und Geiſt.
Darum ſchrei ich: Jeſu, heile,
Der du Arzt und Helfer heißt.
Heil die Seele von dem Gift,
Das die ganzen Kräfte trifft,
Geuß dein Öl aus deinen Wunden,
So bin ich recht gut verbunden.

4. Heil auch meine kranken Glieder,
Die der Schmerz mit Macht durchdringt,
Höre doch die Klagelieder,
Die dein kranker Hiob ſingt.
Ach, wie manche bange Nacht
Hab ich nun ſchon hingebracht;
Und auch an dem hellen Tage
Spür ich Nacht in meiner Plage.

5. Jeſu, nimm es doch zu Herzen,
Du trägſt ja an meiner Statt
Aller meiner Krankheit Schmerzen,
Da man dich geplaget hat.
Du haſt manchen Schmerz geſtillt.

Hilf doch, wahres Ebenbild
Dort von der erhöhten Schlange.
Daß ich Rat und Trost erlange.

6. Es geht mir wie dort am Teiche.
Hier ist keine Kreatur,
Die mir Hand und Hilfe reiche,
Wie der Arme dort erfuhr.
Es geht Arzt und Arzenei,
Es geht alles hier vorbei.
Drum komm, Jesu, komm, mein Engel,
Sprich ein Wort und heil die Mängel.

7. Doch willst du noch länger plagen,
Sprech ich auch: Herr, habe Dank.
Laß mich nur mit Wahrheit sagen:
Den du liebst, der lieget krank.
Deine Liebe stärkt das Herz.
Meine Liebe trägt den Schmerz.
So kanns Kreuz zum Besten dienen,
Hat es gleich nicht gut erschienen.

8. Ist die Bitte nicht vergebens,
Die darinnen kurz besteht,
Daß der Schatten meines Lebens (Jes. 38,8).
Noch etwas zurücke geht,
So will ich mich lebenslang,
Denn es fordert ja der Dank,
Ganz zu deinem Dienst verschreiben
Und gesund am Glauben bleiben.

9. Doch, mein Jesu, wie dein Wille.
Soll mirs wie den Vätern gehn,
Daß ich Sarg und Grab anfülle,
Will ich dir nicht widerstehn.
Laß mich nur nicht töricht sein,
Sondern gib mir dieses ein,
Daß ich, bis ich einst erkalte,
Öl und Kleider wachend halte.

Wenn man die Lieder, die wir hier kennen lernten, überblickt — gewiß, es sind zu wenige Proben, um auf sie ein festes, sicheres Urteil zu gründen; aber den Geist, der die Dichter beseelt, und ihre ganze Art und Weise lernt man schon kennen. Den Eindruck hat man sofort: Es sind keine dichterischen Kunstwerke, die sie geliefert haben. Es hapert oft recht mühselig mit der Sprache, hier und da klingts sehr trivial, die Bilder und Gleichnisse sind oft wenig günstig gewählt.

Am ehesten werden uns noch die Lieder Hubrigs ansprechen. Schon durch die Kürze seiner Lieder hat er das Schwülstige vermieden, das uns bei anderen ermüdet. Seine Lieder haben auch die meiste Verbreitung gefunden, nicht bloß im Meffersdorfer und Laubaner Gesangbuch, sondern

auch Joh. Jakob Rambach hat ſich 8 ſeiner Lieder für ſein Hausgeſangbuch ausgewählt, auch im Hannoverſchen Kirchengeſangbuch war er vertreten, desgleichen im Berliner Elsnerſchen Liederſchatz.

Das Lied der Charlotte von Gersdorff gehört ſowohl dem Inhalt als auch der Form nach zu den beſſeren aus unſerem Dichterkreis. Man fühlt es, wie ſie in den Verſen ihre eigenen inneren Erlebniſſe wiedergibt, wie ſie ſich ſelbſt zur Geduld im Leiden durchgerungen und darum auch andern Kreuzträgern gar wohl Geduld zuſprechen kann.

Bei Wiegner, der auch in dem Elsnerſchen Liederſchatz mit einem Lied zu finden iſt, ſehen wir in dem von uns wiedergegebenen Zwiegeſpräch in hohem Maße das Süßliche und Weichliche, das uns in vielen pietiſtiſchen Dichtungen entgegentritt — Hoheliedpoeſie, wenig von der Kraft der Pſalmen.

Bei Geyſer bemerkt Zöllner (das deutſche Kirchenlied in der Oberlauſitz): „Seine Dichtungen ſind nicht viel beſſer, als ſeine Predigten geweſen ſein ſollen, denen Schwülſtigkeit und Phraſenreichtum nachgeſagt wird“. Seine Lieder waren mehrfach im Meffersdorfer und Görlitzer Geſangbuch anzutreffen. Zöllners Urteil mag nicht ganz unrichtig ſein, aber eine gewiſſe Gewandtheit wird man Geyſer in dem von uns mitgeteilten Liede bei der Paralleliſierung des Einzugs Jeſu in Jeruſalem und des Amtsantritts eines Paſtors am Palmſonntage nicht abſprechen können.

Bei Frietzſche haben wir gehört, was ſein Sohn von ſeinen Liedern ſagt. Wer ſie nicht wie der Sohn mit den Augen der kindlichen, verehrungsvollen Liebe betrachtet, wird ihre Unvollkommenheiten noch deutlicher bemerken. Die Form iſt oft ſehr unbeholfen.

Aber das darf man nun doch auch ſagen: Tragen die Lieder ſehr ſtark die Art der pietiſtiſchen Dichtung mit ihren Schwächen an ſich, ſo haben ſie doch auch etwas von dem Vorzug an ſich, der den pietiſtiſchen Liedern faſt durchweg eignet, nämlich die Glaubensſtärke und die Innigkeit der Liebe zu dem Herrn Chriſtus, und das gibt ihnen doch einen nicht zu unterſchätzenden Wert.

Wenn der alte Ovid ſagt: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas (Wenns auch an Kräften gebricht, ſo iſt doch der Wille zu loben), ſo wollen wir als Chriſten ihm an Milde nicht nachſtehen. Bei allem Mangelhaften, das

ihren Liedern anhaftet, können und müſſen wir unſern Dichtern das zugeſtehen, daß ſie den guten, ehrlichen Willen gehabt, ihrem Gott und Herrn zu Ehren ihre Stimme zu erheben und ſein Lob zu verkündigen. Und das haben ihre Zeitgenoſſen auch herausgehört und verſtanden, ſonſt hätten ſie ihnen kaum ſo willig Platz in ihren Geſangbüchern eingeräumt. Mag in ihren Verſen vieles unſerm heutigen Geſchmack nicht entprechen — die Lieder des kleinen Meſſersdorfer Dichterkreiſes ſind Denkmäler der Frömmigkeit jener Zeit und als ſolche haben ſie etwas Ehrwürdiges.

Benützte Literatur: J. E. Frietzſche, die Reihe der Wigandsthal—Meſſersdorfer Prediger (im Pfarrarchiv Meſſersdorf) — Rühle, Geſch. von Meſſersdorf. — Wiegner, Ehrengedächtnis für das hochſelige Fräulein Johanne Charlotte von Gersdorff — Zöllner, das deutſche Kirchenlied in der Oberlauſitz (Neues Lauſitz. Magazin Bd. 48) — Franz, Geſch. von Schwerta. — Koch, Geſch. des Kirchenliedes uſw. Bd 5. — Dietmann, Prieſterſchaft des Markgrafenthums Oberlauſitz.

Heriſchdorf, Rſgb. **Hermann Buſchbeck**

VIII.

Die evangeliſche Schule Schleſiens im 16. und 17. Jahrhundert. [1])

Die Reformation brachte für Schleſien eine herrliche Blütezeit der evangeliſchen Schule. Die bereits im Mittelalter an vielen Orten beſtandenen Unterrichtsmöglichkeiten wurden auf eine neue Grundlage geſtellt und ausgebaut. Einfache Lateinſchulen, höhere Lehranſtalten mit mehr als vier Lehrern bis hinauf zu den akademiſchen Gymnaſien blühten auf. Sie wurden allermeiſt durch den dreißigjährigen Religionskrieg vernichtet. Aber darüber hinaus erhielten ſich die deutſchen Privatſchulen. Daneben hatten manche Städte ſchon frühzeitig beſondere Mädchenſchulen. An faſt allen Dorfkirchen wurden recht bald Schulen eingerichtet; anfangs waren an ihnen nicht ſelten Theologen als Lehrer tätig, bis die völlige Verarmung und Verödung eines großen Teiles des Landes für Lehrer und Schüler keinen Raum mehr ließ.

I. Die akademiſchen Gymnaſien.

Schleſien war vor dem dreißigjährigen Kriege geradezu reich an ſog. akademiſchen Gymnaſien, obgleich ihr Daſein bisweilen durch Peſt, Stadtbrände oder andere Urſachen nach kurzer Zeit beendet war.

Die Schule an Eliſabeth zu Breslau konnte ſich mit gutem Recht gar mancher damaligen Univerſität würdig an die Seite ſtellen, als ſeit 1523 Heß und Moiban Vorleſungen über Teile des Alten Teſtaments hielten und 1526 der Juriſt Johann Metzler ſeine Leipziger Profeſſur aufgab, um in ſeiner Vaterſtadt Breslau zu lehren, eine griechiſche Grammatik als einer der erſten zu ſchreiben und

[1]) Auszüge aus dem umfangreichen Manuſkript des Verfaſſers: „Die ſchleſiſche Schule. Beiträge zur Heimatkunde, Kirchen- und Schulgeſchichte". Abt. III A 2, 4, 5, B 1, 2, 4. Es enthält genaue Quellenangaben und liegt im Evangeliſchen Centralarchiv der Kirchenprovinz Schleſien und im Preußiſchen Staatsarchiv zu Breslau.

Ciceros Reden zu erklären. Von dieſer Schule aus konnten, obgleich ſie damals noch nicht einmal die Bezeichnung Gymnaſium führte, ältere Schüler fürs Pfarramt ordiniert werden, die keinesfalls geringere Kenntniſſe beſaßen, als viele, die ein Univerſitätsſtudium hinter ſich hatten. An Eliſabeth unterrichteten 1528 der Rektor und 6 Lehrer neben einer Anzahl von Hilfslehrern, den ſog. Schreibern. Außerdem hielten zwei Geiſtliche der Eliſabethkirche ſowie der Juriſt Metzler Vorleſungen, an denen auch noch Männer, die bereits in Amt und Würden ſtanden, teilnahmen.

In Brieg gründete 1569 Herzog Georg II. ein Gymnaſium. Bei der Eröffnung zogen in den Neubau 454 Schüler der Stadt- und der Domſchule ein. Der Rektor und 3 Kollegen erhielten ihre Beſoldung aus den reichen Mitteln des Hedwigsſtiftes, die anderen 6 Kollegen aus der Stadtkaſſe. Das Gymnaſium beſaß ein eigenes Disziplinarrecht und völlige Steuerfreiheit. Die Leipziger Univerſität erteilte ihm das Recht, die philoſophiſche Doktorwürde und den poetiſchen Lorbeer zu verleihen. Die Rektoren waren vielfach frühere Univerſitätsprofeſſoren. 1607 hatte das Gymnaſium 503 Schüler; in der Prima ſaßen 99, davon 8 aus Brieg, 64 aus dem übrigen Schleſien, 8 aus Mähren, 4 aus Ungarn, 2 aus Böhmen, 6 aus der Mark Brandenburg, je 1 aus Iglau, Siebenbürgen, Oeſterreich, Lauſitz, Franken, Pommern und Münſter. Die Vorleſungen in den oberen Klaſſen betrafen: Rechts-Inſtitutionen, Römerbrief, Pſalmen, Melanchthons Examen theologicum, Dialektik und Rhetorik, Ariſtoteles, Iſokrates, Virgil, Horaz. Die Komödien und Tragödien des Sophokles, Plautus u. a. wurden von den Schülern auf dem Theater geübt.

Eine Voll-Univerſität, und zwar die erſte evangeliſche, gedachte Herzog Friedrich II. in Liegnitz zu gründen. Für den Herbſt 1526 war ihre Eröffnung mit 24 Profeſſoren vorgeſehen. Jedoch reichten die vorhandenen Geldmittel für den geplanten großen Umfang der Hochſchule nicht aus. Nur mit Mühe konnten einige Lehrer für theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen gewonnen werden. Dieſer Lehrkörper ſetzte ſich aus Lutheranern, Kalviniſten und Schwenckfelderianern zuſammen und trug ſchon damit den Keim des Verfalls in ſich. Die junge Univerſität offenbarte ſich als eine Fehlgründung. Trozendorf ging im Winter 1529/30 mit den letzten 6 Liegnitzer Studenten nach Wittenberg.

Umſo mehr blühte 1531 das erſte ſchleſiſche Gymnaſium zu Goldberg unter Trozendorf auf. Es wurde eine Pflanz-

ſtätte evangeliſchen Geiſtes für den geſamten Oſten. Über 1000 Schüler, zu einem recht bedeutenden Teile aus dem Auslande, waren gleichzeitig nach Goldberg zu Trozendorf zuſammengeſtrömt. Latein, Griechiſch, Hebräiſch, Rechtswiſſenſchaft, Mathematik, Rhetorik, Katecheſe, Muſik waren durch hervorragende Lehrer vertreten. An allererſter Stelle ſtand die lateiniſche Grammatik. Dazu rechnete man damals neben der Formenlehre und Syntax auch die Rechtſchreibung, die Etymologie, die Exegeſe der Bibel und die Verslehre. Regelmäßig wurden Disputationen über religiöſe, ethiſche, dogmatiſche und philoſophiſche Fragen gehalten. Wie hoch die Goldberger Schule geſchätzt wurde, ergibt die Tatſache, daß mehrere Schüler ohne den Beſuch einer Univerſität die Ordination in Wittenberg empfangen haben. Peſt und Stadtbrand zerſtreuten bereits 1555 die Schüler und brachten der blühenden Schule einen ſchnellen Untergang.

Als der Wittenberger Profeſſor Petrus Vincentius 1565 zum Rektor des Gymnaſiums in Görlitz berufen wurde, erhielt dieſe Schule ein akademiſches Gepräge. Gelehrt wurde: Latein, Griechiſch, Hebräiſch, Arithmetik als Lehre von den himmliſchen Kreiſen unter Anwendung auf Ortsmeſſungen, Phyſik, Ethik nach Ariſtoteles, Anatomie; erklärt wurden die wichtigſten juriſtiſchen Redewendungen. Nach dem Weggang des Rektors Vincentius nach Breslau verblich der Glanz des neuen Geſtirns. Die Schule bekam einen neuen Aufſchwung, als der 1666 berufene Rektor Chr. Funcke zu den alten Sprachen, Logik und Metaphyſik noch Philoſophie, Aſtronomie, Geographie und Geſchichte in den Lehrplan aufnahm.

Die Schule zu Schweidnitz nahm 1561 zu ihren bisherigen Lehrfächern des Triviums (Grammatik, Dialektik und Rhetorik) noch das Quadrivium hinzu, alſo: Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie und Muſik. Somit wurden auch hier alle 7 ſogenannten freien Künſte gelehrt. Der Lehrkörper beſtand 1583 aus dem Rektor, erſten und zweiten Konrektor, Kollaborator, Kollegen, Kantor, Auditor, Signator und Organiſt.

Das Gymnaſium zu Oels unternahm zweimal einen Höhenflug. Bald nach ſeiner Gründung 1594 wurden getrieben: Latein, Griechiſch, Hebräiſch, Deutſch und die Anfangsgründe der freien Künſte. In der 1682 eingerichteten Classis selecta wurden Vorleſungen über Cicero, Horaz, Philoſophie, Geſchichte, Geographie, mehrere Zweige der

Rechtswiſſenſchaft und der Theologie gehalten. Schwacher Beſuch zwang ſchon 1687 zur Schließung dieſer Klaſſe.

Eine ganz beſonders hohe Stellung auf dem Gebiet der Schule nahm die kleine Oberſtadt Beuthen in Niederſchleſien ein. Das Pädagogium hatte 1614 bereits 5 Klaſſen und 7 Lehrer. Es trieb in der Sekunda: Cicero, Virgil, Ovid, Griechiſch, Rhetorik, Melanchthons Examen theologicum. Hierzu trat 1616 das vom Freiherrn von Schönaich mit reichen Mitteln ausgeſtattete akademiſche Gymnaſium. Der Rektor (ein Arzt) und 15 Profeſſoren vertraten Theologie, Rechtswiſſenſchaft, Phyſik, Politik, Medizin, Logik, Geſchichte, Ethik, Beredſamkeit, Dichtkunſt, Mathematik. Kaiſer Matthias verlieh dem Gymnaſium das Recht eigner Gerichtsbarkeit und das Recht der Verleihung der Bakkalaureats- und Magiſterwürden. Kaiſer Ferdinand II. machte dieſer evangeliſchen Schule 1628 ein Ende.

II. Andere höhere Schulen

mit mindeſtens 4 Lehrern bis zum Ende des 30jährigen Krieges.

Bernſtadt hatte 4 Lehrer von 1624 bis 1643.

Breslau Maria Magdalena hatte 1569 den Schulmeiſter, 3 Kollegen, 1 Signator und 4 Auditoren. Die 6. Klaſſe wurde, wie an Eliſabeth, 1610 eingerichtet.

Breslau hlg. Geiſt erhielt 1586 den 4. Lehrer.

Bunzlau: 4 Lehrer ſeit 1542; 5 ſeit 1575.

Frankenſtein: 5 Lehrer ſeit 1589, 6 ſeit 1603.

Freyſtadt: Unter Rektor Erasmus Benediktus (1551—59) gingen viele Schüler zur Wittenberger Univerſität. 5 Lehrer.

Glatz: Am evangeliſchen Gymnaſium 4 Lehrer ſeit 1565, 5 Lehrer ſeit 1569.

Glogau: 4 Lehrer ſeit 1581, 5 ſeit 1591.

Grünberg: Die Schule hatte unter Rektor Abraham Buchholzer (1556—63) ihre höchſte Blütezeit. Melanchthon nahm die Grünberger Schüler ohne Prüfung auf.

Jauer: 4 Lehrer ſeit 1573, 5 ſeit 1581.

Lauban: 4 Lehrer ſeit 1562.

Löwenberg: 4 Lehrer ſeit ſpäteſtens 1564.

Lüben: 4 Lehrer ſeit ſpäteſtens 1598.

Militſch: 4 Lehrer ſeit 1631.

Münſterberg: mindeſtens 4 Lehrer um 1600.

Namslau: 4 Lehrer 1647.

Neumarkt: 4 Lehrer 1564.
Neustadt O/S.: mindestens 4 Lehrer 1590.
Pitschen: im 30jährigen Kriege war die 4. Lehrerstelle zeitweise unbesetzt. Auch griechischer, hebräischer und polnischer Unterricht.
Pleß: mindestens 4 Lehrer vor 1618.
Reichenbach (Eule): 5 Lehrer 1613.
Sagan: 4 Lehrer 1541.
Steinau (Oder): 4 Lehrer 1646.
Strehlen: 4 Lehrer spätestens 1617.

Andere evangelische Schulen hatten zwar nicht nachweisbar 4 Lehrer, machten aber durch besonders wirksamen Privatunterricht ihre Schüler für die Universität reif:
Groß Wartenberg: Auch Griechisch. 1550—1560 studierten 10 Groß Wartenberger Theologie.
Neiße: Im 16. Jahrhundert eine blühende evangelische Schule, deren Lehrerzahl nicht bekannt ist.
Schmiedeberg: Von 1603 ab gingen viele Schüler zur Universität.
Sprottau: Rektor Abraham Buchholzer (1563—73) baute die Schule zu einer Gelehrtenschule aus, die viele Schüler zur Universität entließ.

Alle höheren Schulen nahmen in der untersten Klasse auch Lernanfänger auf; sie trieben also auch den Elementarunterricht. Dies änderte sich erst dann, wenn die Stadt besondere deutsche Schulen einrichtete. Diese befreiten die Gymnasien von den ABC-Schützen, so daß infolgedessen die unterste Klasse der höheren Schule bisweilen geschlossen werden konnte.

Die höheren Schulen wurden während des Religionskrieges durch die Jesuiten mit Hilfe der Lichtensteiner Dragoner aufgelöst oder lösten sich aus Furcht vor diesen Marterknechten selbst auf. Jedoch in der Stadt Breslau, in den Fürstentümern Liegnitz, Brieg, Wohlau und Oels, sowie in der erst 1815 zu Schlesien gekommenen Oberlausitz konnte das Zerstörungswerk nicht durchgeführt werden. Freilich beeinträchtigte der Kaiser in der Zeit von 1675 bis 1707 das evangelische Schulwesen, soweit er es irgend vermochte.

Die von den katholischen Machthabern geschlossenen Schulen bestanden allermeist eine zeitlang heimlich weiter, sanken aber zu gewöhnlichen Lateinschulen herab, bis auch sie ihr Ende fanden.

III. Lateinſchulen.

In faſt allen bisher noch nicht genannten ſchleſiſchen Städten waren bereits im 16. Jahrhundert Lateinſchulen eingerichtet. Sie waren in ihrem Weſen durchaus deutſche Elementarſchulen, trugen aber ihren Namen deshalb, weil in der Oberklaſſe im öffentlichen oder privaten Unterricht etwas Latein gelehrt wurde. Dieſe Sprache war notwendig, da noch Jahrzehnte hindurch im evangeliſchen Gottesdienſt auch lateiniſcher Kunſtgeſang gepflegt wurde. Auch brauchten die Handwerker und Kaufleute einige Kenntnis dieſer Sprache, weil ſie im Handel mit dem Ausland gebräuchlich war. Daher war der Schulmeiſter auch in der kleinſten Stadt ein „Studierter" oder „Literat".

Die evangeliſchen Lateinſchulen beſtanden gewöhnlich aus zwei Klaſſen mit zwei Lehrern: dem Schulmeiſter (Rektor, Ludimoderator oder Ludirektor) und dem Kantor. Nicht ſelten kam noch eine dritte Klaſſe mit dem Auditor oder eine Mädchenklaſſe mit dem Organiſten oder dem Glöckner hinzu. Auch ſie wurden bis auf wenige Ausnahmen ſchon während des Krieges auf Betreiben der Jeſuiten und ſchließlich 1666 auf Befehl des Biſchofs Sebaſtian durch die zwangsweiſe eingeſetzte katholiſche Stadtobrigkeit vernichtet. Gewiſſens- und damit auch Schulfreiheit brachte erſt die preußiſche Regierung. In den meiſten Städten blühte dann das evangeliſche Schulweſen wieder auf.

Anders geſtaltete ſich das Schickſal der im eigentlichen Oberſchleſien liegenden evangeliſchen Stadtſchulen. In dieſen Gebieten ſetzte die Glaubensverfolgung durchweg früher ein als in den anderen Teilen Schleſiens. Außerdem kam in den oberſchleſiſchen Fürſtentümern die politiſche Macht bald in die Hände der Katholiken. Den Evangeliſchen wurde das Bürgerrecht und ſomit die Erwerbsmöglichkeit entzogen, ſowie die Eheſchließung verſagt. Wenn ſie nicht auswanderten oder mit Gewalt vertrieben wurden, blieb den Männern nichts anderes übrig als katholiſch, wenn auch nur äußerlich zu werden. Die Mädchen und Frauen blieben vielfach noch ihrem evangeliſchen Glauben treu. Aber da auch ſämtliche Kinder aus den konfeſſionell verſchiedenen Ehen katholiſch erzogen werden mußten, verſiegte der evangeliſche Nachwuchs. Schließlich darf nicht unbeachtet bleiben, daß in Oberſchleſien die Umgangsſprache auf dem Lande durchweg und in den Städten vielfach die polniſche war. Bibel, Geſangbuch und Katechismus waren aber in polniſcher Sprache noch nicht verbreitet, da Luthers kleiner

Katechismus erſt um 1660 von dem Pitſchener Rektor Johannes Herbinius ins Polniſche überſetzt und das erſte ſchleſiſche Geſangbuch in polniſcher Sprache 1675 in Brieg gedruckt wurde. Somit fehlte die unverſiegliche Kraftquelle des evangeliſchen Glaubens. Und wo auch Predigt und Schulunterricht in polniſcher Sprache geboten wurden, ſo war doch hier die Zeit der evangeliſchen Glaubensfreiheit zu kurz geweſen, um tiefe und widerſtandsfähige Wurzeln treiben zu können. Jedenfalls war die politiſche Macht, frühzeitig eingeſetzt und auf die Dauer behauptet, ſtark genug, um das evangeliſche Chriſtentum weithin bis auf den letzten Reſt auszurotten. Ganz offen haben es ja die Jeſuiten in Niederſchleſien ausgeſprochen, daß ſie in manchen Gegenden in ihrer zwangsweiſen „Bekehrung“ viel größere Erfolge erzielen könnten, wenn die politiſche Macht hinter ihnen ſtünde. Im eigentlichen Oberſchleſien, ſchließlich auch im Fürſtentum Neiße mit Grottkau war die politiſche Macht mit den Jeſuiten ſeit etwa 1625 tatſächlich überall vereint; daher das gänzliche Verſchwinden der bereits blühenden evangeliſchen Kirche und Schule in oberſchleſiſchen Gebieten.

IV. Deutſche und Privatſchulen.

Außer den öffentlichen Latein- und höheren Schulen verſchiedener Grade gab es noch private Schulen kleinen und kleinſten Umfangs.

Für manche Eltern war das Schulgeld der öffentlichen Schulen unerſchwinglich. Andere wollten ihre Kinder gar nicht eine längere Schulzeit durchmachen laſſen; es genügte ihnen, wenn ſie leſen, ſchreiben und, wenn möglich, auch noch rechnen lernten. Dazu waren nur 2 oder 3 Jahre erforderlich. In den Stadtſchulen war bisweilen die Prügelſtrafe das tägliche Leid. Wir ſind darüber aus Luthers Jugendzeit hinreichend unterrichtet. In den privaten Schulen war die Schulzucht erheblich milder. Auch die tägliche Stundenzahl war geringer.

In manchen Städten gab es in der öffentlichen Schule weniger Schüler als in den verſchiedenen Privatſchulen zuſammen. Daher die Feindſchaft der Stadtobrigkeit gegen die Privatſchulen. Immer wieder wurden dieſe Schulen verboten und doch tauchten ſie immer wieder auf. „Im Winkel“, nicht in aller Öffentlichkeit wirkten ſie. Mit der Bezeichnung „Winkelſchulen“ wurden ſie verſpottet und geſchmäht; ſie wurde aber allmählich ganz allgemein üblich.

Manchmal wurden die privaten Schulen, deren Notwendigkeit in den tatsächlichen Verhältnissen begründet lag, von einsichtigen Stadtvätern anerkannt. Die Schulhalter suchten um die Genehmigung nach und erhielten sie ausdrücklich oder auch nur stillschweigend. So waren ihre „deutschen" Schulen für eine gewisse Zeit gesichert.

An anderen Orten bemühten sich die Stadtväter, auch ihrerseits dem Bedürfnis nach einem geringeren Umfang der Schulbildung nachzukommen. Die unteren Klassen der höheren Schule wurden Männern, die zwar keine höhere Schule besucht hatten, aber fähig und willig waren, die Anfangsgründe zu lehren, anvertraut. Es kam an manchem Ort sogar zu einer Loslösung dieser Klassen von der höheren Schule und zu einer amtlichen Anstellung von „deutschen" Lehrern. Bisweilen unterhielten Lehrer an höheren Schulen mit oder ohne Wissen der Stadtobrigkeit nebenbei eine Privatschule.

Manchmal wurde die Genehmigung der Privatschulen auf die untersten Jahrgänge beschränkt und davon abhängig gemacht, daß die Knaben von einem gewissen Alter an auf die Lateinschule übergehen sollten. Freilich verzichtete die Mehrzahl der Eltern darauf, ihre Söhne noch weiter der Schule zu überlassen.

Einen Schulzwang gab es nicht. Jedoch mußten die Pastoren die Eltern dringend ermahnen, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Wenn auch schon 1609 in Schönberg O/L., 1610 in Seidenberg O/L., 1612 in Loslau O/S., 1619 in Sulau und später an vielen andern Orten die Schulpflicht von der Obrigkeit angeordnet wurde, so blieb es doch überall nur bei Ermahnungen und Drohungen. Erst im Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der allgemeine Schulbesuch erzwungen.

Daß nach der Gegenreformation überall, soweit als nur irgend möglich, evangelische Schulen heimlich unterhalten wurden, war selbstverständlich. Einige private und öffentliche deutsche Schulen aus der Zeit vor der Gegenreformation seien noch angeführt.

In Breslau suchte Pfarrer D. Moiban etwa 1530 an Elisabeth eine Schreib- und Leseschule einzurichten. 1577 wurde an Elisabeth ein „deutscher Schreiber" für den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen angestellt. An der unbenützt stehenden Kirche zu Corpus Christi wurde 1544 vom Rat der Stadt der Mag. Anton Paus als Prediger angestellt; er bekam zugleich die Erlaubnis, auf eigene

Rechnung in dem geräumigen Kreuzhofe eine Knaben- und eine Mädchenſchule zu eröffnen. Außer dem Leiter Paus unterrichteten 4 Bakkalauren und andere Gehilfen bald etwa 150 Knaben und 80 Mädchen. Neid und Mißgunſt über die großen Erfolge führten bereits 1548 zur Schließung der Schule.

In Brieg ſollten nach der Schulordnung des Peter Sicke (1579—82) alle Privatſchulen bis auf 1 Knaben- und 1 Mädchenſchule aufgehoben werden; dieſe wurden für die Erlernung des Leſens und Schreibens für nötig gehalten, waren aber auch für ältere Schüler, für die das Latein keinen Wert hatte, unentbehrlich. Wegen der großen Zahl der angemeldeten Schüler wurde 1618 eine zweite deutſche Knabenſchule genehmigt. Um aber das Gymnaſium nicht zu ſchädigen, mußten die beiden ſog. deutſchen Lehrer wöchentlich je 2 Stunden Schreib- und Rechenunterricht im Gymnaſium erteilen.

In Glatz erhielt die evangeliſche Lateinſchule 1565 ein neues Schulhaus. In der 4. Klaſſe wurde Leſen und Schreiben gelehrt. 1602 war ihr Rektor zugleich der Leiter der deutſchen Schule.

In Glogau iſt von 1546 ab eine evangeliſche Privatſchule nachweisbar.

Die Schulordnung Trozendorfs 1546 in Goldberg beſtimmte: „Vorzüglich muß der kleinen Knaben, als der Fibiliſten, fleißig abgewartet werden, daß dieſelben lernen wirklich leſen und ſchreiben, ſonderlich aber den Katechismus Luthers laut, langſam und deutlich und unterſchiedlich zu rezitieren.“

In Görlitz waren 1541 ſechs Privatſchulen vorhanden, die zum Teil von Bakkalauren gehalten wurden. Der vom Rat der Stadt angeſtellte Schulpedell hatte ſeit 1567 nebenbei auch die Kinder im Leſen zu unterrichten; er wurde daher auch Paedagogus genannt. 1617 wurden die Privatſchulen verboten; dafür wurden eine deutſche Knabenſchule mit 3 Schulmeiſtern und eine Mädchenſchule mit 2 „Lehrmeiſterinnen“ durch die Stadt eingerichtet. Eine Privatſchule vor dem Nikolaitor durfte beſtehen bleiben; doch wurde ihr zur Pflicht gemacht, kein Kind aus der Stadt oder den anderen Vorſtädten aufzunehmen. Ein „Rechenmeiſter“ und Schulhalter wird 1634 erwähnt.

In Groß Wartenberg wird 1619 Elias Rentwig als deutſcher Schulmeiſter genannt.

In Grünberg wurden 1621 in der vierten Klasse Knaben und Mädchen in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet.

In Jauer entstanden, angeblich weil die Räume der Stadtschule zu klein waren, um 1590 mehrere Privatschulen; sie wurden 1613 bei der Verlegung der Stadtschule in das frühere Franziskanerkloster aufgehoben. Als Schulhalter wurden ein Goldschmied und ein Tuchmacher bezeichnet.

In Landeshut verbot 1629 der Landeshauptmann, daß in den Privatschulen der lutherische Katechismus gelernt wurde.

In Leobschütz unterhielt 1582 der Rat der Stadt neben der Lateinschule auch eine deutsche Schule.

In Liegnitz bekam 1533 der Glöckner an der Peter-Paulkirche, zugleich Auditor an der Schule bei dieser Kirche, aus dem „Gemeinen Kasten" eine Besoldung dafür, „das er dy jungen Knaben helfft lernen, wie vom Rat zugesaget". Nach der Kirchenordnung von 1594 saßen in der ersten Klasse die „Jüngsten, die anfangen die Buchstaben zu kennen und lesen lernen".

In Löwenberg wurde 1543 die höhere Schule in ein leeres Kloster gelegt und von ihr die deutsche Schule abgetrennt. Diese bezog einen Neubau. 1607 waren an ihr 2 Lehrer tätig; einer von ihnen besorgte auch die Stadtkanzlei. Martin Neumann begründete 1613 seine Bitte um Anstellung an der deutschen Schule, an der er bisher schon unterichtete, mit folgenden Ausführungen: „. . . Die deutsche Schule sei auch sehr von nöten in Ansehung, daß der lieben Jugend eine große Anzahl und gar viel Eltern aus Unvermögen nicht mehr begehren, denn daß ihre Kinder in kurzer Zeit möchten recht deutsch lesen, wohl schreiben und rechnen lernen, damit sie dieselben nochmals wiederum zu ihren Sachen und Gewerken gebrauchen oder aber an andere Orte zu Dienst verschicken könnten . . ."

In Lüben bestanden 1588 zwei, 1627 eine deutsche Privatschule.

In Neiße bestand bereits 1528 eine evangelische Privatschule. 1610 wurden evangelische Privatschulen für Knaben und Mädchen geschlossen. 1621 aber gab es schon wieder 3 solcher Schulen.

Neustadt O/S. hatte 1583 neben der Latein- bezw. höheren Schule auch eine deutsche Schule. Ebenso wird 1610 ein deutscher Schulhalter erwähnt.

In Oberglogau wurden 1606 eine evangeliſche deutſche Knaben- und eine gleiche Mädchenſchule gegründet, jedoch 1613 geſchloſſen. Die 1616 erbaute evangeliſche Kirche mit Schule wurde ſogleich geſchloſſen und 1626 abgeriſſen.

Die auch für die Oberlauſitz gültigen Kurſächſiſchen Generalartikel von 1557 und 1580 ordneten an, daß alle Küſter in Stadt und Land Schule halten ſollten, in denen die Knaben leſen, ſchreiben und die chrichlichen Geſänge lernten.

Die in Oberſchleſien eingeführte Schulordnung des Markgrafen Georg Friedrich von etwa 1560 beſtimmte: „Der Katechet ſoll in der unterſten Klaſſe dafür ſorgen, daß die Knaben leſen, die Buchſtaben machen und den Katechismus lernen . . .“

In Oels wurde 1556 auf der Breslauer Straße an der Schloßkirche ein Haus gekauft, in dem ein Lehrer die Jugend im Leſen und Schreiben, im Chriſtentum und in den Anfangsgründen des Latein unterrichten ſollte. In dem an derſelben Stelle 1594 erbauten Gymnaſium wurden in den unteren Klaſſen die Schüler im richtigen und ſchnellen Schönſchreiben geübt und beim Leſen zu deutlicher und richtiger Ausſprache angehalten. Die Privatſchulen wurden jedoch geſchloſſen; die Kantoren an beiden Kirchen, wohl die Inhaber der beſuchteſten Privatſchulen, wurden als Lehrer am Gymnaſium angeſtellt.

In Pleß ließ (das ſei trotz der ſpäteren Zeitlage angeführt) der katholiſche Pfarrer 1651 eine evangeliſche Privatſchule ſchließen. Um 1660 und mindeſtens bis 1702 wurde in der katholiſchen Pfarrſchule Luthers kleiner Katechismus als Leſebuch benützt; über die daraus gelernten Hauptſtücke nebſt Erklärungen wurden die Kinder ohne Unterſchied der Religion von den katholiſchen Geiſtlichen geprüft.

In Reichenbach (Eule) waren mindeſtens ſeit 1588 zwei deutſche Schulhalter; einer von ihnen war auch Organiſt. Die Mädchen beſuchten dieſe deutſchen Schulen.

In Sagan werden deutſche Schulhalter 1575, 1623 und 1626 erwähnt.

In Schweidnitz war 1572 ein „deutſcher Schreiber“, d. h. ein Elementarlehrer tätig. 1599 unterhielten Lehrer der höheren Schule und andere Perſonen Privatſchulen.

In Seidenberg O/L. verboten die „Statuten“ von 1610 die privaten Schulen. 1611 wurde ein „deutſcher Lehrer“ als Kollaborator angeſtellt, der zugleich das Orga-

niſtenamt übernahm, das bis dahin der Kantor verwaltet hatte.

In Tarnowitz wurden 1630 durch die katholiſche Obrigkeit der Rektor und der Kantor ihres Amtes entſetzt. In manchen Familien unterrichteten Hauslehrer, die 1654 vertrieben wurden.

In Trebnitz wurde 1650 dem Kantor und Organiſten Andreas Philippi zur Pflicht gemacht, „der Jugend mit exemplariſchen Leben vorzugehen und ſie in der lateiniſchen und deutſchen Lektur, wie auch im Schreiben und in der Muſika treulich zu informieren".

In Waldenburg erhielt 1552 der Schulmeiſter an der deutſchen Schule Georg Wagner die Berufung in ein Pfarramt.

V. Mädchenſchulen.

Luthers Wunſch von 1520, daß auch die Mädchen wenigſtens eine Stunde täglich am Schulunterricht teilnehmen möchten, iſt in Schleſien recht bald und zwar erheblich früher als in Kurſachſen und anderen deutſchen Gegenden in weitgehendem Maße erfüllt worden. Schon im Reformationsjahrhundert gab es in ſchleſiſchen Städten beſondere Mädchenſchulen; anderswo hatten die Mädels Zutritt zu den Schulen der Knaben.

Schulunterricht für Mädchen iſt für folgende Zeiten und Städte nachweisbar:

Bolkenhain 1600, Breslau hl. Geiſt 1538, Breslau Corpus Christi 1544, Brieg 1579, Goldberg 1597, Görlitz 1617, Greiffenberg 1682, Grünberg 1614, Habelſchwerdt 1604, Herrnſtadt 1657, Hoyerswerda 1698, Konſtadt 1668, Landeshut 1629, Löwenberg 1561, Lüben 1569, Neiße 1610, Oberglogau 1606, Oels 1663, Parchwitz 1627, Rauten 1605, Reichenbach (Eule) 1588, Schönberg O/L. 1693, Schweidnitz 1630, Seidenberg O/L. 1610, Steinau (Oder) 1565, Strehlen 1596, Winzig 1657, Wohlau 1656.

Außerdem haben wohl überall Mädchen in den privaten Schulen geſeſſen; nicht ſelten waren ſie dort in der Mehrzahl.

VI. Dorfſchulen.

Über die ſchleſiſche Dorfſchule im 16. Jahrhundert iſt bereits im 63. Bande der Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte Schleſiens (1929, S. 227—261) berichtet worden. Aus allen Gegenden des jetzigen Schleſiens ſind dort Schulen nachgewieſen

worden. Inzwiſchen konnten noch viele andere ermittelt werden. Genauere Angaben wurden dort über das Fürſtentum Sagan im Jahre 1540 gemacht. Darnach beſtand in jedem Pfarrort eine Schule mit ihrem „Küſter", d. h. Lehrer. Die evangeliſche Kirche hatte ja ein lebhaftes Bedürfnis nach möglichſt allgemeiner Volksbildung; dieſe war geradezu notwendig für die Feſtigung des evangeliſchen Glaubens. Daher wurde überall, ſoweit und ſolange es die Verhältniſſe geſtatteten, an der Entwicklung der evangeliſchen Schule gearbeitet.

In dem Aufſatz „Zur Geſchichte der Schulen im Kreiſe Oels" in oben genannter Zeitſchrift, Band 72 (1938), S. 206 bis 234, iſt der Nachweis erbracht worden, daß im 16. Jahrhundert wahrſcheinlich, im 17. ſicher in allen evangeliſchen Pfarrorten und in einigen anderen Dörfern Unterrichtsmöglichkeiten vorhanden waren.

Im Jahrbuch des Vereins für ſchleſiſche Kirchengeſchichte, 21. Band (1930), S. 3—32, hat der Aufſatz „Die Anfänge der evangeliſchen Schule in Schleſien" dargetan, daß die Schularbeit bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Pflicht des Dorfküſters gehörte. Das dort gegebene Verzeichnis von Dorfſchulen kann beſonders für Oberſchleſien ſehr erheblich erweitert werden. Ergiebige Fundſtellen hierfür ſind:

Joſef Jungnitz, Veröffentlichungen aus dem Fürſtbiſchöflichen Diözeſan-Archiv zu Breslau. Viſitationsberichte der Diözeſe Breslau. Band II (Oberſchleſien), Breslau 1904.

A. Weltzel, Geſchichte des Raiborer Archipresbyterats. 2. Aufl. Breslau 1896.

Alfons Nowack, Geſchichte der Landpfarreien des Archipresbyterats Sohrau O/S. Oppeln 1912.

Derſelbe, Geſchichte der Pfarrei Groß Strehlitz. Groß Strehlitz 1924.

Walter Schwedowitz, Geſchichte der Kirchenerneuerung in der Neuſtädter Gegend. Neuſtadt 1930.

Für die Gebiete Pleß und Beuthen:

Stanislaw Kot, Szkolnictwo paraljalne w Malopolsce XVI—XVIII w. Lemberg 1912. Ludw. Musiol, Dzieje szkol paraljalnych w dawnym dekanacie pszczynskim. Kattowitz 1933.

VII. Die Lehrer.

Nach Luthers Urteil war die beſte Vorbereitung zum Pfarramt der Dienſt in der Schule. Denn er meinte: „Wenn ich die Ordnung zu ſtellen hätte, ließe ich mir gefallen, daß man keinen zum Diakon oder Pfarrer wählte, er hätte denn zuvor ein Jahr oder drei in Schulen neben guten Künſten

den Katechismus die Kinder gelehrt und fleißig mit ihnen repetiert".

Der sehr große Bedarf an Lehrern sicherte den jungen Theologen stets ein erstes Unterkommen. Viele blieben aber ihr ganzes Leben an der Schule. An den akademischen Gymnasien waren auch einige Juristen und Mediziner als Lehrer angestellt und hielten ihre fachlichen Vorlesungen. Selbst an niedrigen Schulen finden sich einige Juristen, jedoch wohl nur deshalb, weil sie ein anderes Amt nicht sogleich erhalten konnten. So wurde 1673 ein Rechtskandidat in die neu geschaffene Stelle eines „deutschen Lehrers" in Oels berufen.

Einen eigenen Lehrerstand gab es ja noch nicht; er konnte erst dadurch entstehen, daß durch eine Behörde oder eine Prüfung die besondere Eignung zur Erteilung des Schulunterrichtes bestimmt wurde. Das geschah aber in Schlesien für die Volksschulen erst 1765 und 1768 durch die Gründung des Königlichen katholischen bezw. evangelischen Schullehrerseminars in Breslau, für die höheren Schulen 1809 durch die Einsetzung der „Wissenschaftlichen Deputation", die bald darauf die Bezeichnung „Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission" erhielt.

Bis dahin durfte jeder unterrichten, der sich dafür als geeignet hielt oder auch erschien. In erster Linie waren das die Theologen. Sie waren an allen Schulgattungen als Lehrer tätig. Selbst an den Dorfschulen waren sie bis in das 17. Jahrhundert hinein nicht selten. Auch mancher von der katholischen Obrigkeit vertriebene Pastor nahm eine Stelle als Landlehrer an, bis er wieder in ein Pfarramt einrücken konnte. Nach dem dreißigjährigen Religionskriege sanken freilich infolge der Verödung und Verarmung weiter Gegenden die Landschulen, soweit sie überhaupt noch bestehen konnten, auf kümmerliche Gebilde zurück, an denen meistens altersschwache Handwerker durch den Unterricht im Lesen und vielleicht auch noch im Schreiben eine geringe Nebeneinnahme suchten.

VIII. Lehrer werden Geistliche.

Daß Theologen überall im Dienste der Schule standen, ergibt die nachfolgende Nachweisung. Leider kann sie aus Mangel an Unterlagen nicht ganz vollständig sein; z. B. fehlen gewiß noch Lehrer aus Breslau und Brieg, die außer den genannten später ein Pfarramt erreichten.

Die Ordnung der Nachweisung:

Ort, in dem der Ordinierte bisher tätig war.
Jahr der Ordination.
Beruf vor der Ordination.
Name.

P. = ordiniert zum Pastor in (Ort) und (Kreis)
Dk. = desgl. zum Diakonus
E. = desgl. zum Ekklesiast.
Pdg. = desgl. zum Prediger

A. = Auditor = Unterlehrer
Ae. = Aedituus = Küster
B. = Bakkalaureus
C. = Custos = Küster
K. = Kantor
Kb. = Kollaborator
Kch. = Katechet
Kd. = Kirchendiener = Küsterlehrer
Kl. = Kollege
Kr. = Konrektor
L. = Lehrer
Or. = Organist.
R. = Rektor
S. = Signator = Unterlehrer
Sch. = Schulmeister
Schd. = Schuldiener = Lehrer
Sl. = Scholastikus
Sr. = Schreiber = Kirchenschreiber = Küsterlehrer

A. Lehrer, die vor ihrer Ordination an städtischen Schulen in Schlesien tätig waren.

Auras.

1634 R. Tobias Laurentii — P. Henningsdorf, Kr. Trebnitz

Bernstadt:

1565 R. Martin Major — P. Schebitz, Kr. Trebnitz
1579 R. Georg Mollerus — P. Bernstadt
1630 R. Barthol. Neuhold — Dk. Bernstadt
1633 R. Kaspar Neuhold — P. Briese, Kr. Ols

Bolkenhain.

1555 Sch. Melchior Gütler — Dk. Bolkenhain
1568 K. Johannes Reichel — Dk. Bolkenhain
1572 R. Valentin Schulz — P. Glatz
1572 K. Josef Meister — P. Rothwasser, Kr. Görlitz
1607 K. Matthias Sartorius — P. Rudelstadt, Kr. Bolkenh.

Breslau.

1548 B. Johannes ? (a. Lauban) — P. Friedeberg (Jsergeb.)
1551 Kl. Martin Fischer — P. Küpper, Kr. Lauban
1554 A. Blasius Baritzsch — P. Jungbochau?
1555 Schd. Paul Sachs — P. Korschlitz, Kr. Oels
1563 L. Basilius Parix — P. Wiltschau, Kr. Breslau
1564 L. Georg Meffredus — P. (Schweinern) Weidenhof, Kr. Breslau
1565 L. Franz Furlingius — Dk. Breslau MMagd.
1567 L. Johannes Sitisius — P. Weigelsdorf, Kr. Münsterberg
1572 L. David Rhenisch — Dk. Breslau MMagd.
1576 Kl. Martin Weinrich — E. Breslau Salv.
1577 Sr. Andreas Böhm — P. Auras
1585 Kl. Esaias Hermann — Dk. Breslau, Elis.

1586 Kl.	Elias Gutwein	Dk. Breslau, Elis.
1587 Kl.	Michael Hönisch	E. Breslau, Salv.
1587 Kl.	Zacharias Herman	E. Breslau, Elis.
1589 Kl.	Friedrich Franke	E. Breslau, Salv.
1595 Kl.	Andreas Jonas	E. Breslau, Salv.
1596 Kl.	Christof Albert	E. Breslau, Salv.
1596 Kl.	David Seidel	Dk. Breslau, Bernh.
1598 Kl.	Georg Gerhard	Dk. Herrnstadt
1598 L.	Friedrich Curtius	Dk. Breslau
1611 Kl.	Christof Hene	Dk. Breslau, Bernh.
1612 Kl.	Johann Teutschmann	Pdg. Breslau Christopheri
1613 Kl.	Friedrich Curtius	Dk. Breslau, Bernh.
1617 Kl.	Andreas Franck	P. Herrmannsdorf, Kr. Breslau
1618 Kl.	Johann Kurzmann	Dk. Breslau, Salv.
1622 Kl.	Jeremias Rother	P. Powitz ?

Brieg.

1550 R.	Valentin Leo	Dk. Lüben
1559 Sch.	Thomas Thanholzer	P. Neustadt O/S.

Bunzlau.

1539 K.	Georg Flamme	Dk. Goldberg
etwa 1540 K.	Anton Wolf	Dk. Oschatz
1542 Ae.	Michael Reintsch	P. Kroischwitz, Kr. Bunzlau
1553 K.	Kaspar Fischer	P. Schosdorf, Kr. Löwenberg
1553 B.	Andreas Rassuff	P. bei Halle
1571 L.	Johannes Schultes	P. Kroischwitz, Kr. Bunzlau

Deutsch Wartenberg

1550 Sch.	Christof Pitzsch	P. Deutschkessel, Kr. Grünbg.

Falkenberg O S.

1570 R.	Johannes Cropitius	P. Falkenberg O/S.

Frankenstein

1547 L.	Hieronymus Klepper	P. Brandenburg-Altstadt
1554 Sch.	Sebastian Richter	P. Klein Oels, Kr. Ohlau
1559 R.	Johannes Apelles	P. Altstadt in Mähren
1569 R.	Georg Guden	P. Freudenthal ?
1572 L.	Daniel Henczner	Dk. Frankenstein
1576 R.	Balthasar Reisel	Dk. Frankenstein
1576 L.	Johannes Montanus	P. Rosenthal, Kr. Brieg
1586 L.	Friedrich Zappe	P. Faulbrück, Kr. Reichenb.
1596 L.	Adam Förster	P. Kaubitz, Kr. Frankenstein
1597 L.	Jakob Schramm	P. Giersdorf, Kr. Frankenstein
1603 L.	Nikolaus Jokischmann	Dk. Frankenstein
1604 Kr.	Dominikus Fetter	P. Waltersdorf Kr. Sprottau
1606 R.	Matthias Keil	Dk. Frankenstein
1606 L.	Kaspar König	P. Giersdorf, Kr. Frankenst.
1610 R.	Johannes Scholz	Dk. Reichenbach (Eule)
1610 L.	Kaspar Wolf	P. Kunzendorf ?

1612 L. Kaspar Feige — P. Lauterbach, Kr. Reichenb.
1613 L. Friedrich Zappe — P. Kaubitz, Kr. Frankenstein
1613 R. Martin Weniger — Dk. Frankenstein
1615 L. Abraham Kirstein — P. Olbersdorf, Kr. Reichenbach

Freiburg

1610 R. Michael Hartmann — P. Rosenbach, Kr. Frankenst.

Freystadt.

1538 R. Barthol. Schönborn — P. wo ?
1543 K. Melchior Liebing — P. Buchwald, Kr. Sagan
1564 R. Joachim Specht — P. Brostau, Kr. Glogau
1583 R. Matthäus Kühn — P. Sachsenau (fr. Domatschine), Kr. Oels

Friedeberg (Jsergeb.)

1562 R. Lazarus Scherdinger — P. Lauban
1569 K. Johann Herbst — P. Freiwaldau, Kr. Sagan
1577 L. Barthol. Vogt — P. Ebersbach, Kr. Görlitz
1614 K. Johann Pol — P. Friedeberg a/Queis ?

Friedland (Bez. Breslau)

1612 L. Martin Meyer — P. Briesnitz, Kr. Frankenstein

Glatz

1572 A. Jonas Sachse — Dk. Glatz
1573 L. Valentin Wels — P. Wolfsberg (fr. Nieda), Kr. Görlitz

Glogau.

1559 K. Friedrich Krom — P. Milkau, Kr. Sprottau

Goldberg

1561 A. Barthol. Krumbhorn — P. Welkersdorf, Kr. Löwenb.
1565 Kch. Anton Blümel — P. Röchlitz, Kr. Goldberg
1572 L. Hieronymus Landek — P. Rosenberg in Böhmen

Görlitz.

1543 Kl. Barthol. Kleinstein — P. Solandt
1543 Sch. Barthol. Regulus — P. Seifersdorf, Kr. Bunzlau
1544 Sch. Georg Tilenius — P. Hartmannsdorf, Kr. Sagan
1547 B. Balthasar Tittrich — P. Tauchritz, Kr. Görlitz
1548 Sl. Johanes Klotz — P. Bellmannsdorf, Kr. Lauban
1552 B. Gregor Rudolf — P. Groß Särchen Kr. Hoyerswerda
1552 B. Nikolaus Biler — P. Troitschendorf, Kr. Görlitz
1565 B. Elias Küchler — P. Hohkirch, Kr. Görlitz
1567 B. Johannes Biber — P. Markersdorf, Kr. Görlitz
1573 K. Zacharias Puschmann — P. Prosen, Kr. Jauer

Greiffenberg

1552 R. Jeremias Kretschmar — P. Welkersdorf, Kr. Löwenberg

1558 K.	Jeremias Gottwald	P.	Reußendorf, Kr. Landeshut
1563 L.	Jakob Ungar	Dk.	Goldberg
1563 L.	Johannes Hartmann	P.	Tauchritz, Kr. Görlitz
1565 K.	Andreas Pol	P.	Kaiserswaldau, Kr. Goldberg
1574 K.	Balthasar Weise	P.	Rauske, Kr. Striegau
1596 K.	David Wiesner	P.	Alt Warthau, Kr. Bunzl.
1602 A.	Jeremias Werner	P.	Meffersdorf, Kr. Lauban
1610 K.	Franz Hartmann	P.	Welkersdorf, Kr. Löwenberg
1669 L.	Kaspar Tornau	P.	Nieder Wiesa bei Greiffenberg

Groß Strehlitz

1575 Sch.	Valentin Gorisch	P.	wo ?

Groß Wartenberg

1570 Sch.	Georg Kuklio	P.	Turkau, Kr. Leobschütz

Grünberg.

1542 Sch.	Johannes Behr	P.	Grünberg
1563 R.	Abraham Buchholzer	P.	Sprottau

Guhrau.

1574 L.	Martin Heinrich (Heinisch)	P.	Thiemendorf, Kr. Lauban
1609 K.	Benedikt Thielo (Thieme)	P.	Rauden, Kr. Freystadt

Habelschwerdt.

1600 R.	Wenzel Hoppe	P.	Ullersdorf, Kr. Glatz
1614 K.	Georg Heinrici	P.	Kieslingswalde, Kr. Habelschwerdt

Haynau

1550 Sch.	Matthäus Arnold	P.	Oberbielau, Kr. Görlitz
1564 K.	Kaspar Scholz	P.	Reppersdorf, Kr. Jauer
1565 B.	Kilian Donatus	Dk.	Haynau
1566 R.	Joachim Heilmann	P.	Alzenau, Kr. Goldberg

Herrnstadt.

1604 Sch.	Martin Fabricius	Dk.	Herrnstadt
1622 R.	Jeremias Haupt	Dk.	Herrnstadt

Hirschberg.

1548 B.	Erasmus Weichenhain	P.	Kammerswaldau, Kr. Schönau
1548 K.	Johannes Haubtmann	P.	Schönwaldau, Kr. Schönau
1549 R.	Paul Hornig	P.	Berthelsdorf, Kr. Hirschb.
1558 B.	Johannes Franck	P.	Jägerndorf
1563 K.	Daniel Büttner	P.	? (berufen v. Schaffgotsch)
1585 R.	Thomas Colethus	P.	Michelsdorf, Kr. Landeshut
1572 L.	Georg Libina	P.	Reußendorf, Kr. Landeshut

Hoyerswerda.

1542	Sch.	Urban Richter	P. Altdöbern
1550	Sch.	Jakob Richter	P. Ziechow ?
1572	L.	Kaspar Retelius	P. wo ?
1692	R.	? Loffius	P. bei Torgau
1698	Kb.	? Preißer	P. Groß Partwitz Kr. Hoyerswerda

Jauer.

1564	H.	Lorenz Prose	P. Boberröhrsdorf, Kr. Hirschberg
1574	K.	Valentin Prose	Dk. Jauer
1580	Kr.	Johann Hauptmann	Dk. Jauer

Kanth.

1554	Sch.	Balthasar Tilenius	P. Hohenposeritz, Kr. Schweidnitz

Köben

1605	R.	Johann Liebich	P. Altgabel, Kr. Sprottau
1621	R.	Johann Hanke	Dk. Köben

Krappitz

1592	L.	Simon Pistorius	Dk. Krappitz

Kreuzburg.

1579	R.	Chrysogonus Ruth	P. Reichau, Kr. Nimptsch
1583	R.	Michael Schulz	Dk. Kreuzburg und P. Ludwigsdorf

Kupferberg.

1551	Sch.	Georg Tilisch	P. Groß Hartmannsdorf, Kr. Bunzlau

Landeck.

1564	K.	Wolfgang Lippert	P. Landeck
1565	K.	Georg Thönel	P. Landeck
1574	K.	Markus Schreiber	Dk. Landeck
1616	K.	Elias Wagner	Dk wo ?

Landeshut.

1561	R.	Zacharias Neumann	P. Lorenzdorf, Kr. Neumarkt
1572	L.	David Wörner	P. Langhelwigsdorf, Kr. Bolkenhain

Lauban.

1549	R.	Hieronymus Sieghardt	P. Friedeberg, (Isergeb)
1553	Sch.	Martin Regulus	P. Gersdorf, Kr. Görlitz
1564	Kb.	Abraham Listius	P. Leopoldshain, Kr. Görlitz
1564	K.	Johannes Teichmann	P. Berbisdorf, Kr. Schönau
1567	Sch.	Johannes Krieg	Dk. Lauban
1570	Kr.	Georg Helffricht	P. Hirschfeldau, Kr. Sagan
1585	Sch.	Melchior Eccard	P. Sachsenau (fr. Domatschine), Kr. Oels
1625	K.	Jeremias Hartranfft	P. Neundorf ? bei Lauban

Leobschütz.

1564 Schr. Benedikt Scherffer — P. Dorf bei Leobschütz
1600 L. Johannes Stegmann — P. Tarnowitz

Lewin.

1607 R. Johann Krusinna — Dk. Lewin

Liegnitz.

1552 R. Johann Titius — P. Liegnitz
1554 R. Georg Seiler — P. Liegnitz
1554 R. Christof Langener — P. Liegnitz
1664 Kr. Joh. Christof Latsch — Dk. Brieg

Löwenberg.

1546 Sch. Johann Czeidler — P. Gießmannsdorf, Kr. Bunzlau
1552 R. Johann Körber — P. Sirgwitz, Kr. Löwenberg
1563 L. Nikolaus Mentzel — P. Falkenhain, Kr. Schönau
1564 Sch. Christof Holstein — P. Holzkirch, Kr. Lauban
1567 K. Theodor Gallikulus — P. Liebenthal, Kr. Löwenbg.
1567 B. Georg Beier — P. Maiwaldau, Kr. Schönau
1572 K. Martin Möller — P. Kesselsdorf, Kr. Löwenberg
1617 A. Kaspar Uttig — P. Weißholz, Kr. Glogau

Lüben

1585 A. Johannes Conrad — P. Brauchitschdorf, Kr. Lüben
1600 A. Johannes Böhm — P. Gründorf (fr. Gränowitz), Kr. Liegnitz
1647 R. Johannes Rüdel — P. Seehnitz, Kr. Lüben

Münsterberg.

1559 R. Jeremias Göppel — P. Neualtmannsdorf, Kr. Münsterberg
1563 Kr. Georg Alemannus — P. Diözese Brieg
1563 K. Johannes Poyus — P. Lichten bei Jägerndorf
1563 K. Markus Möller — P. Oberweistritz, Kr. Schweidnitz
1607 R. David von Raußendorf — P. Heidersdorf, Kr. Nimptsch

Muskau.

1547 Sch. Wilhelm Ponder — P. Lättnitz, Kr. Grünberg
1564 Sch. Jakob Weis — P. Gablenz, Kr. Rothenburg
1610 L. Johann Schulz — Dk. Muskau

Namslau.

1551 Sch. Christof Schulz — P. Korschlitz, Kr. Oels
1568 L. Andreas Kittel — Dk. Namslau
1585 R. Daniel Stosch — P. Schmardt, Kr. Kreuzburg
1619 Kr. Christof Süßenbach — Dk. Groß Wartenberg
1648 A. Georg Bock — Dk. Konstadt

Naumburg (Bober).

1546 Sch. Matthias Lothar — P. Drehnow, Kr. Grünberg

Neiße.

1563 Sch.	Barthol. Katzsch	P. Beesen?
1565 S.	Martin Bozetius	P. Guentherbrücke (fr. Schwoitsch), Kr. Breslau

Neumarkt

1562 Kr.	Melchior Reyher	P. Groß Rinnersdorf, Kr. Lüben
1611 A.	Melchior Schurtz	Dk. Steinau a/Oder
1619 L.	Georg Jugelius	P. Pirschen, Kr. Neumarkt
1633 K.	Salomon Hanke	P. Obsendorf, Kr. Neumarkt

Neurode

1619 L.	Tobias Egenhofer	P wo?

Neustadt O/S.

1564 L.	Michael Sebastian	P. Leobschütz
1566 A.	Georg Perlacky	P wo?
1570 R.	Martin Zimmermann	P. Riegersdorf, Kr. Neustadt
1571 K.	Abraham Zenkfrey	Dk. Pretsch?
1572 K.	Christof Artopäus	P. Dittersdorf, Kr. Neustadt

Nimptsch.

1559 R.	Jakob Grundmann	P. Rosenbach, Kr. Frankenstein
1581 K.	Esaias Fisch	P. Zülzendorf, Kr. Nimptsch
1584 L.	Johann Scholtz	P. Reichenbach (Eule)
1589 R.	Hieronymus Sieghard	P. Winzig
1596 R,	Johann Neumann	P. Olbendorf, Kr. Strehlen

Oels.

1565 R.	Adam Peludius	Propst in Oels
1590 R.	Peter Henkel	P. Peterwitz, Kr. Trebnitz
1609 Kl.	Johann Hesler	P. Zessel, Kr. Oels
1612 Kl.	Adam Mollerus	P. Korschlitz, Kr. Oels
1618 R.	George Kirsten	P. Bernstadt, Kr. Oels
1618 Kr.	Christof Flemhamb	P Heidenpiltsch (Mähren)
1632 Kl.	Jakob Häusler	P. Zessel
1637 Kl.	Barthol. Günzel	P. Korschlitz
1649 Kl.	Elias Beyer	P. Oberglauche, Kr. Trebnitz
1652 Kl.	Heinrich Wilisch	P. Zessel
1653 Kl.	Johann Bock	P. Briese, Kr. Oels
1665 Kr.	Abraham Jentsch	Propst in Oels
1680 R.	Joh. Christian Herzog	P. Klein Ellguth, Kr. Oels
1691 R.	Melchior Schmegner	P. ebenda.

Ohlau.

1554 Sch.	Samuel Horn	P. Rudelsdorf, Kr. Nimptsch
1564 Sch.	Valentin Biber	Dk. Schönberg, Kr. Lauban
1569 R.	Israel Oelsner	P. Simsdorf, Kr. Neustadt
1571 R.	Johannes Opitz	P. Bettlern, Kr. Breslau
1592 K.	Johannes Sebaldus	Dk. Ohlau und P. Rosenhain
1668 L.	Georg Friedrich Thilo	Dk. Ohlau und P. Rosenhain

Parchwitz.

1629 K. Elias Böhm — P. Oyas, Kr. Liegnitz
1632 Sch. Georg Sattler — Dk. Parchwitz

Pitschen.

1564 R. Johannes von Gambin — P. Röttfelde (fr. Roschkowitz), Kr. Kreuzburg
1598 K. Johannes Cellarius — P. Rogau, Kr. Grottkau
1600 L. Christof Süßenbach — P. Schönfeld, Kr. Kreuzburg

Pleß.

1596 R. Zacharias Musäus — P. Timmendorf, Kr. Pleß
1604 K. Wenzel Rubecula — P. Mähren
1615 Sch. Martin Rotarius — P. Altberun, Kr. Pleß

Prausnitz.

1568 L. Clemens Snetius — P. Urdorf (fr. Powitzko), Kr. Militsch
1570 K. Christof Frümter — Dk. Wohlau

Priebus.

1546 Sch. Bonifatius Reuber — P. Groß Petersdorf, Kr. Sagan
1546 Sch. Georg Hoppe — P. Altkemnitz, Kr. Hirschberg
1553 Sch. Martin Hoffmann — P. Groß Petersdorf, Kr. Sagan
1631 Sch. Martin Kirchhof — P. Groß Selten, Kr. Sagan

Primkenau.

1553 Sch. Kaspar Schelender — P. Primkenau

Raudten.

1587 Sch. Johann Baumann — Dk. Raudten
1612 Sch. Johann Baumann d. jg. — P. Kotzenau, Kr. Lüben
1615 Sch. Friedrich Baumann — Dk. Raudten
1690 K. Gottlieb Rosenberg — Dk. Raudten

Reichenbach (Eule).

1565 R. Adam Rausendorf — P. Schlaupitz, Kr. Reichenbach
1567 R. Christof Schwantz — P. Stolz, Kr. Frankenstein
1614 L. Melchior Euchorn oder Eichhorn oder Eichhorn — P. Neobschütz, Kr. Münsterberg
1620 L. Martin Seidel — P. Reigersdorf, Grafschaft Glatz

Reichenbach O/L.

1542 Sch. Wilhelm Heß — P. Hermsdorf u/K., Kr. Hirschberg
1545 Sch. Matthäus Merck — P. Holzkirch, Kr. Lauban
1549 Sch. Johannes Conrad — P. Meuselwitz, Kr. Görlitz
1551 Sch. Fabian Möckel — P. Netzschen?
1552 Sch. Adam Schultz — P. Warnsdorf (fr. Wendisch-Ossig), Kr. Görlitz
1575 Sch. Jonas Otho — Dk. Reichenbach

1609 L. Friedrich Igel Dk. Reichenbach
1625 L. Kaspar Titschard Dk. Reichenbach

Reichenstein.

1565 R. Adam von Raußendorf P. Schlaupitz, Kr. Reichenbach

Reinerz.

1593 Sch. Severin Arnold P. Kieslingswalde Kr. Habelschwerdt
1593 Sch. Zacharias Kretschmer P. Heinzendorf, Kr. Habelschwerdt
1600 Sch. Matthias Partack P. Lewin, Kr. Glatz

Rosenberg.

1584 L. Johannes Philomates P. wo?

Ruhland.

1540 Sch. Matthias Zscherne (Zschorne) Dk. Ruhland
1545 Sch. Bonifatius Bothe P Altdöbern in Brandenburg
1552 Sch. Lorenz Richter P. Senftenberg in Brandenburg

Sagan.

1542 K. Michael Bötner P. Sagan
1551 B. Valentin Pauskopf Dk Lauban
1559 K. Gregor Meltzer (Cigneus) P. Wellersdorf, Kr. Sorau
1561 B. Basilius Jessäus Dk Sagan
1572 K. Balthasar Kurzniz P. Schwiebus
1573 R. Paul Klapp P. Petersdorf?
1605 R. Johann Strahl P. Neuwaldau, Kr. Sagan
1610 S. Barthol. Möller P. Ochelhermsdorf, Kr. Grünberg
1618 Kl. Georg Körner P. Petersdorf?
1622 R. Abraham Günther P. Oberherzogswaldau, Kr. Freystadt
1622 K. David Lange P. Jauernick, Kr. Schweidnitz
1627 K. Heinrich Heine P. Streidelsdorf, Kr. Freystadt
1627 B. Johann Heine P. Leuthen, Kr. Sagan
1634 K. Andreas Frobisgruner P. Tregeln?
1662 R. Martin Janus (Jähne) P. Eckersdorf, Kr. Sagan

Schmiedeberg.

Nach
1665 R. Jeremias Schultz P. Radmeritz, Kr. Görlitz
1665 L. Martin Schmolck P. Brauchitschdorf, Kr. Lüben

Schönau.

1589 L. Paul Klesel P. Steinsdorf, Kr. Goldberg
1621 K. Johann Hoffmann P. Falkenhain, Kr. Schönau

Schweidnitz.

1547	Sch.	Bernhard Thauer	Dk. Schweidnitz
1550	K.	Paul Puschmann	P. Lichtenberg, Kr. Görlitz
1555	K.	Zacharias Benediger	P. Hohenfriedeberg
1562	Kr.	Johann Pelargus (Storch)	Dk Schweidnitz
1565	L.	Kaspar Largus (Milde)	P. Dornbuch?
1566	Sch.	Andreas Schickerat	P. Zülzendorf, Kr. Nimptsch
1571	L.	Johann Prätorius	Dk. Krossen
1572	L.	Hieronymus Ursinus (Bär)	P. Altgabel, Kr. Freystadt
1572	K.	Paul Puschmann	P. Lichtenberg, Kr. Görlitz
1575	L.	Andreas Ruth (Roth)	Dk Glatz
1581	L.	Barthol. Kottwitz	P. Schwengfeld, Kr. Schweidnitz
1600	L.	Christof Lindner	P. Salzbrunn, Kr. Waldenburg
1606	L.	Zacharias Hofmann	P. Kolbnitz, Kr. Jauer
1610	L.	Kaspar Gloger	Dk. Schweidnitz
1610	L.	Dominikus Jentsch	Dk. Wohlau
1613	L.	Johann Beer	Dk. Schweidnitz
1628	L.	Christof Lehmann	P. Bärsdorf, Kr.?

Seidenberg.

1570	Sch.	Michael Hartmann	P. Hirschfeldau, Kr. Sagan
1618	K.	Paul Hartmann	P. Arnsdorf in Böhmen

Sprottau.

1548	Sch.	Georg Feige	P. Freystadt
1584	R.	Abraham Waremund	P. Gießmannsdorf, Kr. Sprottau

Steinau (Oder)

1559	R.	Thomas Hentschel (Heinz, Hanke)	P. Thiemendorf, Kr. Steinau
1692	R.	Melchior Schumann	Dk. Steinau
1692	L.	Johann Georg Schubert	Dk. Steinau

Strehlen.

1540	Sch.	Petrus Tutichius	P. Strehlen
1546	L.	Johann Weiß	Dk. Strehlen
1561	L.	Valentin Polner	P. Steinkirche, Kr. Strehlen
1559	R.	Thomas Thanholtzer	P. Neustadt O/S.
1564	R.	Hieronymus Mosäus	P. Senitz, Kr. Nimptsch
1580	R.	Bartholomäus Scholz	Dk. Strehlen
1595	K.	Johann Hübner	P. Eisenberg, Kr. Strehlen

Striegau.

1560	K.	Melchior Hauenschildt	Dk. Hirschberg

Stroppen.

1644	R.	Christof Banner	P. Ober Glauche, Kr. Trebnitz

Tarnowitz.

1556 Sch. Barthol. Sabbatorius Vor — P. Ottmuth, Kr. Groß Strehlitz
1578 R. Johannes Francisci — P. Stampen, Kr. Oels

Trachenberg.

1646 K. Karl Friedrich Giſſau — Dk Trachenberg

Trebnitz.

1563 R. Abraham Pinnavus — P. Stabelwitz, Kr. Breslau
1627 R. Chriſtof Freitag — P. Heinzendorf, Kr. Wohlau

Waldenburg.

1552 Sch. Georg Wagner — P. Waldenburg

Winzig.

1648 K. Elias Gosky (Göſchke) — Dk Winzig
1648 R. Anton Stier — P. Jungfernſee (fr. Kottwitz, Kr. Trebnitz
1650 R. Abraham Jentſch — P. Guhren, Kr. Steinau
1651 R. Andreas Stier — Dk. Winzig
1680 R. Andreas Titius — Dk. Winzig

Wohlau.

1577 R. Tobias Schuler — Dk Wohlau
1585 K. Georg Lange — P. wo?
1589 K. Adam Toſtius — P. Hartfelde (fr. Beſchine), Kr. Wohlau
1591 K. David Weiß — Dk Wohlau
1597 K. Sigismund Reuchlin — P. Hartfelde (fr. Beſchine), Kr. Wohlau
1640 R. Johann Mäderjan — P. Polgſen, Kr. Wohlau

Ziegenhals.

1570 L. Johann Skultetus — P. Hermannſtein, (fr. Deutſch Kamitz), Kr. Neiße

B. Lehrer, die vor ihrer Ordination an ſchleſiſchen Landſchulen tätig waren.

Buchholz (fr. Kriſcha), Kr. Görlitz.

1569 Sr. Martin Breslo — Dk Groß Partwitz, Kr. Hoyerswerda

Creba, Kr. Rothenburg

1554 Sch. Barthol. Paulitz — P. Stockteich (fr. Mücka), Kr. Rothenburg

Cunzendorf, Kr. Löwenberg

1551 C. Johannes Wagenknecht — P. Cunzendorf, Kr. Löwenberg

Daubitz, Kr. Rothenburg.

1544 Sch. Klemens Piso — Dk Daubitz, Kr. Rothenburg

Gerlachsheim, Kr. Lauban.

1543 Ae. Johannes Horn — P. Gerlachsheim, Kr. Lauban

Groß Leſſen, Kr. Grünberg.

1540 Ae. Urban Sander — P. Groß Leſſen, Kr. Grünberg

1544 Sch. Kaſpar Kretzſchmar — P. Ochelhermsdorf, Kr. Grünberg

Jauernig, Kr. Schweidnitz.

1569 Sr. Markus Kerner — P. Heinrichau, Kr. Waldenburg

Kollm, Kr. Rothenburg O/L.

1546 C. Barthol. Hoskiſch — P. Kollm, Kr. Rothenburg O/L.

Kunzendorf, Kr. Habelſchwerdt.

1568 Sch. Valentin Poppe — P. Kunzendorf, Kr. Habelſchwerdt

Langenöls, Kr. Lauban.

1552 Sch. Matthias Schubert — P. Gersdorf, Kr. Görlitz

Lättnitz, Kr. Grünberg.

1546 C. Gregorius ? — P. Lättnitz, Kr. Grünberg

Leſchwitz, Kr. Görlitz.

1554 C. Andreas Bartiſch — P. Leſchwitz, Kr. Görlitz

Niclasdorf, Kr. Strehlen.

1574 Schd. Markus Reinholt — P. Niclasdorf, Kr. Strehlen

Oberlangenau, Kr. Habelſchwdt.

1569 Kd. Moritz Rammiſch — P. Lichtenwalde, Kr. Habelſchwerdt

Penzig, Kr. Görlitz.

1569 C. Johannes Herbſt — P. Freiwaldau, Kr. Sagan

Petershain, Kr. Rothenburg.

1582 L. Johann Berger — P. Geierswalde, Kr. Hoyerswerda

1574 L. Gregor Berger — P. Spreewitz, Kr. Hoyerswerda

Peterwitz, Kr. Frankenſtein.

1559 Sch. Paul Grundmann — P. Peterwitz, Kr. Frankenſtein

Rauscha (Rauscheberg), Kreis Görlitz.

1544 Ae. Urban Kelner — P. Tiefenfurt, Kr. Görlitz

Schönfeld, Kr. Habelschwerdt.

1568 Sch. Gregor Prause — P. Schönfeld, Kr. Habelschwerdt

Schmollen, Kr. Oels.

1542 Sch. Martin Zehm (Trimesius) — P. Schmollen, Kr. Oels

Spreewitz, Kr. Hoyerswerda.

1574 C. Gregor Berger — P. Spreewitz, Kr. Hoyerswerda

Stabelwitz, Kr. Breslau.

1648 K. Thomas Freytag — P. Stabelwitz

Steinkirch, Kr. Lauban.

1551 Ae. Peter Engeler — P. Kroischwitz, Kr. Bunzlau

Steinkirche, Kr. Strehlen.

1553 C. Hieronymus Beyer — P. Arnsdorf, Kr. Görlitz

Waldau, Kr. Bunzlau.

1549 C. Matthäus Neumann — P. Spiller, Kr. Löwenberg
1551 C. Matthias Schultz — P. Holzkirch, Kr. Lauban

Wehrkirch (fr. Horka), Kr. Rothenburg.

1539 Ae. Jakob Klitzsch — P. Wehrkirch (fr. Horka), Kr. Rothenburg

C. Lehrer, die vor ihrer Ordination an außerschlesischen Schulen tätig waren.

Angermünde.

1551 Sch. Wolfgang Enfried — P. Freiburg, Kr. Waldenburg

Baruth.

1539 C. Franz Richter — P. Altmarkt (fr. Diehsa), Kr. Rothenburg

Bautzen.

1543 Sch. Nikolaus Specht — P. Priebus

Beritsch bei Eilenburg

1539 Ae. Johannes Rentzsch — P. Sprottau

Brandenburg Altstadt.

1567 R. Johannes Kindler — P. Fischbach, Kr. Hirschberg

Forſt.

1608 K. Abraham Benedikt. P. Friedersdorf, Kr. ?

Friedland i. Böhmen.

1546 Sch. Joachim Schneider P. Reibnitz, Kr. Hirſchberg
1558 K. Jokob Fiſcher P. Schönwaldau, Kr. Schönau
1547 B. Jakob Fidler P. Kunnersdorf, Kr. Görlitz

Guben.

1566 L. M. Johannes Pytiskus P. Lauban

Hohenelbe i. Böhmen.

1568 Schd. Matthias Vielheier (Vigneur) Dk Wolmsdorf, Kr. Bolkenhain

Iglau.

1573 ? Adam Schultetus P. Arnsdorf, Kr. Görlitz oder Hirſchberg

Landsberg a/Warthe

1559 K. Johannes Langus P. Seidorf, Kr. Hirſchberg

Liſſa in Poſen.

1578 L. Friedrich Holſtein P. Berthelsdorf, Kr. Lauban

Löbau.

1571 K. David Conrad P. Leopoldshain, Kr. Görlitz
1577 L. Barthol. Vogt P. Ebersbach, Kr. Görlitz
1578 L. Georg Vogt P. Melaune, Kr. Görlitz

Neukirch bei Bautzen.

1540 Ae. Peter Sutor P. Creba, Kr. Rothenburg

Poſtwitz i. Sachſen.

1574 Sb. Johann Georg Zimmermann P. Gebelzig, Kr. Rothenburg

Reichenberg.

1594 K. Chriſtof Kretſchmer Dk. Friedeberg (Iſergeb.)

Schwiebus.

1546 Sch. Anton Albertus P. Kolzig, Kr. Grünberg

Sebnitz i. Sa.

1565 K. Jonas Gabler P. Altmarkt (fr. Diehſa), Kr. Rothenburg

Senftenberg.

1578 K. Johann Opitz P. Wehrkirch (fr. Horka), Kr. Rothenburg

Soran.

1553 Sch. Andreas Jungehans P. Friedersdorf, Kr. Görlitz
1560 Sch. Heinrich Ditterich P. Naumburg a/Bober
1563 Sch. Fabian Kritenus Dk. Sagan
1571 Sch. Hieronymus Hannicäus P. Rothenburg O/L.
1572 L. Paul Crytenus Dk. Rothenburg O/L.

Spremberg.

1564 K. Adam Biber — P. Freiwalde, ? Kr. Görlitz

Zittau.

1549 B. Kaspar Liebitz — Dk. Löwenberg

Zuckmantel.

1570 Sch. Johannes Schultz — P. Hermannstein (fr. Deutschkamitz), Kr. Neiße

D. Lehrer, die vor ihrer Ordination an unermittelten Schulorten tätig waren.

Gehenn (?)

1546 C. Wenzel Esluck — P. Großlessen, Kr. Grünberg

Marcken (?)

1552 Sch. Johannes Kläfel — P. Klitschdorf, Kr. Bunzlau
1595 Ae. Michael Ulrich — P. Friedersdorf, Kr. Görlitz
1569 Or. Donatus Pfeiffer — P. Wolfersdorf, Kr. Sprottau oder Wölfelsdorf, Kr. Habelschwerdt
1571 Or Andreas Weigel — Dk Reichenbach O/L.

E. Pädagogen (Hauslehrer), die vor ihrer Ordination in Familien tätig waren.

1559 Georg Löscher — P. Leobschütz
1563 Johann. Becker (sonst Schmied) — P. Leschwitz, Kr. Görlitz
1565 Daniel Pittigius — P. Pommerswitz, Kr. Leobschütz
1569 Johannes Herbst — P. Freiwaldau?
1569 Lukas Jaltsch — P. Häslicht, Kr. Striegau
1569 Matthäus Rosenberg — P. Weide (fr. Protsch), Kr. Breslau
1571 Martin Theureich — P. Lauterbach Kr. Bolkenhain
1571 Johannes Brauner — Dk. Nassiedel, Kr. Leobschütz
1571 Zacharias Ayr — Dk. Groß Mohnau, Kr. Schweidnitz
1573 Gregor Schösser — Dk. Grünberg
1575 Matthias Jenel — P. Glatz
1575 Johann Fürstenhauer — Dk Guhrau
1577 Matthäus Alborn — P. Friedersdorf, Kr. Görlitz
1577 Elias Theodor (?) — P. Penzig, Kr. Görlitz
1587 Elias Schön — P. Waldau, Kr. Bunzlau
1597 Matthäus Gromann — Dk. Guhrau
1601 Martin Hyller — P. Pilgramsdorf, Kr. Goldberg ~~oder Lüben~~?
1602 Barthol. Dictus — P. Muskau
1602 Michael Weiß — P. Mednitz, Kr. Sagan

1606	Georg Thilo	Dk. Rohnstock, Kr. Bolkenhain
1608	Johann Burdius	P. Krappitz
1608	Georg Quecker	P. Giersdorf (welches?)
1611	Melchior Feyerabend	Dk. Habelschwerdt
1613	Georg Lange	P. Jänkendorf, Kr. Rothenburg
1615	Chriſtof Kohlhard	P. Nieder Wieſa, Kr. Löwenberg
1615	Eliſäus Heer	P. Seiffersdorf (welches?)
1617	Matthäus Flügel	P. Thiemendorf, Kr. Lauban
1618	Petrus Henning	Dk. Lauban
1618	Johann Oſſig	P. Schöneiche, Kr. Neumarkt
1618	Friedrich Holſtein	P. Schwarzengrund (fr. Koppitz), Kr. Grottkau
1621	David Roſenberg	P. Liebenzig, Kr. Freyſtadt
1621	Eſaias Horn	P. Wolfsberg (fr. Nieda), Kr. Görlitz
1622	Johann Gottwald	P. Prausnitz, Kr. Militſch
1624	Martin Seidemann	P. Großwalditz, Kr. Löwenberg
1624	Melchior Pirſcher	P. Jonasberg, Kr. Grünberg
1628	Friedrich Grunäus	P. Reichenbach, Kr. Görlitz
1628	Sebaſtian Emmelich	P. Deutſchkeſſel, Kr. Grünberg
1633	Georg Kretzſchmar	P. Katholiſch Hennersdorf? Kr. Lauban

Breslau. **Edmund Michael.**

IX.

Die höheren Schulen Schleſiens Kirchenſchulen, evangeliſche Gymnaſien. [1])

Fundamentum rei pulicae recta adulescentium educatio.
(Inſchrift vom alten Frauſtädter Schulhaus)

Die humaniſtiſchen Schulen der Reformation, die Latein- und Gelehrtenſchulen Philipp Melanchthons, haben, insbeſondere in Schleſien, ein kirchlich religiöſes Gepräge. Sie ſind Schöpfungen des evangeliſchen Rates und der evangeliſchen Gemeinden an den Pfarrkirchen. Pflegſtätten der neuen Lehre ſollen ſie ſein. „Wir müſſen den Wiſſenſchaften obliegen", ſo bekennt der Schüler und Biograph Trozendorfs, Magiſter Ludovicus, „auf daß wir die überlieferte Lehre von Gott verſtehen lernen, damit ein jeglicher an ſeinem Orte: in der Kirche, der Gemeinde, der Schule und im Haus die Ausbreitung des Evangeliums zu fördern vermag."

Valentin Trozendorf, der vielgerühmte Rektor der Goldberger Schule, iſt der bedeutendſte Vertreter dieſes chriſtlich-humaniſtiſchen Bildungsideales in Schleſien, ein Schulmann von umfaſſender Bildung und tiefer Frömmigkeit, auch von weltoffenem Blick [2]). Dieſes blühende Schulweſen der Reformatoren wird durch die brutale Gegenreformation zertrümmert: Geiſtliche und Schulherren wandern ins Elend; die evangeliſche Jugend geht fortan in die Schulen der fratres societatis Jesu.

Auch die Lyzeen, die die Evangeliſchen an den Friedens- und Gnadenkirchen errichten dürfen, ſind Kirchenſchulen im vollſten Sinne des Wortes. Wie die Kirchen ſelber, ſind ſie Gründungen der evangeliſchen Gemeinden, ja, gemeinſame Schöpfungen des deutſchen Proteſtantismus. Sie ſollen proteſtantiſches Bewußtſein pflegen und verbreiten. Ein Seminarium Christi, eine Pflegſtätte Christi, nennen die

[1]) Friedrich Paulſen, Das deutſche Bildungsweſen in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung 1909 B. G. Teubner, Leipzig.

[2]) Friedrich Andreae, Valentin Trozendorf, Schleſ. Geſchichtsblätter 1936, Nr. 3. Dort auch die Literatur über Trozendorf.

Glogauer ihre Schule. Die cura scholae, die Schulaufsicht, liegt in den Händen des Kirchenvorstandes. Die Lehrer sind in der Regel Theologen. Schlecht bezahlt wechseln sie vielfach ins Pfarramt hinüber. Latein, ein wenig Griechisch für die Lektüre des neuen Testamentes, Geschichte sind die üblichen Unterrichtsgegenstände. Vor allem Religion: Katechismusunterricht, Aneignung von Sprüchen und Liedern. Die biblische Geschichte wird sehr spät, zum ersten Mal von der Realschule zum heiligen Geist in Breslau in den Unterricht eingeführt. Ein lateinisches Gebet beginnt und schließt die Lektionen. Am Samstag wird das Evangelium interpretiert. Gemeinsamer Kirchgang am Sonntag, gemeinsame Feier des heiligen Abendmahles. Die Vorbereitung auf das Sakrament wurde in Liegnitz recht gründlich abgehalten [3]). Sie dauerte volle 14 Tage und geschah in fast allen Unterrichtsgegenständen. In der Religion wiederholte man die Lehre vom Abendmahl und der Buße; im Latein las man die Moralisten und wählte auch für die schriftlichen Arbeiten ähnliche Vorlagen, im Griechischen wurde das neue Testament gelesen, in der Geographie Palästina, in der Philosophie die Grundlinien der Theologia Melanchthons behandelt und Thomas a Kempis de imitatione Christi gelesen. Neben dem Brotschülerchor gab es einen Singechor, der vor den Häusern der Wohlhabenden fromme Lieder zu singen pflegte. Die Leichenbegängnisse wurden von der Schule begleitet, bei den Honoratioren folgte die ganze Schule mit dem Rektor. Mancherlei hat dann dazu beigetragen, daß sich im 18. Jhdt. dieser enge Zusammenhang mit der Kirche lockerte. Da eine große Anzahl neuer Kirchgemeinden entstand, nahm der Kirchenbesuch in den Fürstentumskirchen ab, die Einnahmen verringerten sich. Die Gemeinden konnten die Schulen in dem alten Umfange nicht mehr aufrecht erhalten. Die Städte mußten die Verwaltung übernehmen; hie und da trat auch der Staat ein. Unter Friedrich d. Gr. kommen die Schulen unter staatliche Aufsicht. Sie bekommen dann in den Schulkollegien besondere Behörden. Überall machte sich auch das Verlangen geltend, die weltfremde Jugendbildung der Lateinschulen, in denen die Eloquenz, die Beherrschung der lateinischen Sprache, das Bildungsideal war, zu dem Gegenwartsleben stärker in Beziehung zu setzen; das Gemeinnützige fordert Einlaß in die Schulen, nach dem Vorbilde der neuen rationalistischen

[3]) Abicht, Das städtische Gymnasium zu Liegnitz in seiner geschichtlichen Entwicklung von 1309/1909, Liegnitz 1909.

Philoſophie auf den Univerſitäten. Stärkere Betonung des Griechiſchen, moderne Sprachen, Franzöſiſch und Deutſch, Mathematik und Naturwiſſenſchaften, Erdkunde, Statiſtik, neuere Geſchichte an der Hand von Zeitungsblättern — das alles ſollte Gegenſtand der Jugendbildung werden. Der Religionsunterricht büßt ſeine beherrſchende Stellung ein oder muß es doch dulden, daß die realen Fächer als gleichwertig neben ihn treten. Die Scheidung der Stände, die bevorzugte Stellung des Adels bei Hofe, in der Verwaltung und im Heer, das Zurücktreten des Bürgerſtandes, der in dem großen Religionskriege verarmt war, das führte eine Scheidung auch im Bildungsweſen herbei. Neben die alten, auch vom Adel beſuchten bürgerlichen Schulen treten beſondere adlige Bildungsanſtalten, die Ritterakademien. Mit realem Charakter, mit Bildungsidealen, wie ſie der adlige Junghherr im Staate und in der Geſellſchaft brauchte. 1708 die Ritterakademie in Liegnitz, ſpäter die Fürſtenſchule in Pleß. Aus dieſen Akademien nimmt man vieles an die Lyzeen herüber. In Jauer organiſiert Friedrich Flögel nach der Liegnitzer Akademie die moderne Schule; die Schweidnitzer übernehmen die Inſtitution der Adelsſchule voll und ganz. In den größeren Schulen macht ſich, entſprechend der Aufklärung an den Univerſitäten, ein Kosmopolitismus, ein Mangel an Nationalgefühl geltend; der Napoleonskult iſt unter den Gebildeten ſtark verbreitet. Gottlieb Schummel am Gymnaſium von St. Eliſabeth iſt ſein eigentümlichſter Vertreter[4]). Für die vielen neuen Lehrfächer fehlte es an geeigneten Lehrkräften. Viele Fächer waren nur Wahlfächer. Das brachte in den Unterricht ein Durcheinander, eine Unruhe, in die Disziplin eine Zuchtloſigkeit ſondergleichen. Eine Reviſion der Schweidnitzer Anſtalt im Jahre 1828 hatte ein ſo ſchlechtes Ergebnis, daß alle Klaſſen degradiert wurden und für ein Jahr eine Sperre des Abiturientenexamens angeordnet werden mußte[5]). Aus dieſem Chaos werden die Lyzeen herausgehoben durch die Gymnaſialreform Wilhelms von Humboldt. Bei dem ſittlich-religiöſen Aufbau des Staates nach dem Zuſammenbruch

[4]) Wiedemann, Joh. Gottlieb Schummel, In der Jubiläumsſchrift zur 350jährigen Jubelfeier des Eliſabethanums 1912. Hier die Literatur über St. Eliſabeth.

[5]) M. Baege, Das Gymnaſium zu Schweidnitz in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung von der Gründung bis 1830, Schweidnitz 1908.

F. J. Schmidt, Das evangeliſche Gymnaſium zu Schweidnitz i. d. J. 1830/66, Schweidnitz 1876.

in der Schlacht bei Jena wollte man auch der Schule nicht entbehren; alle Kräfte sollten dem Staate dienstbar gemacht werden. „Am meisten ist von der Erziehung und vom Unterricht zu erwarten. Ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht soll an der Schule aufwachsen", so wollte es der große Organisator unseres tief darniederliegenden Staatswesens. In der Jugenderziehung fordert der Freiherr vom Stein Pflege der Triebe, auf denen die Kraft und die Würde der Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland. Unter dem Einflusse Schleiermachers, Hegels und des großen Philologen Friedrich August Wolf wird die neue Schule ein neuhumanistisches Gymnasium. Das Unterrichtsziel Einführung der Jugend in die reichen Gedankenschätze des Altertums durch Lektüre der bedeutenden Schriftsteller, insonderheit der Griechen. Das alte Ziel der Eloquenz vermittelt, wie bisher, die lateinische Sprache: beides, das sapere et fari, Aufgabe der Erziehung. Die neue Schule sollte aber auch eine Schule der allgemeinen Bildung, die universalistische Einheitsschule sein, die Elemente der alten und neuen Bildung zugleich übermitteln. Tatsächlich behielten aber die altsprachlichen Fächer die Führung. Mathematik und Naturwissenschaften wurden als parerga, ja auch als Eindringlinge angesehen. Auch die Religion hatte in dem modernen Gymnasium nicht die Bedeutung, die sie vermöge ihres Bildungswertes hätte haben sollen. Sie blieb trotz allem im Schulleben fest verankert durch die religiöse Betonung des Charakters der Schule, durch die einheitliche, konfessionelle Zusammensetzung der Lehrerkollegien und die religiös-kirchliche Regelung des gesamten Schullebens. Durch die moderne Naturwissenschaft entsteht eine neue evolutionäre, materialistisch-mechanische Weltanschauung (Darwin, Häckel, Büchner); die theologische Forschung wird historisch-kritisch in der Tübinger Schule (Bauer, Strauß); die Brüdergemeinde entwickelt eine emsige, seelsorgliche Tätigkeit, besonders in Schlesien; der Breslauer Professor und Generalsuperintendent August Hahn und der Gymnasialdirektor David Klopsch in Glogau sind markante Repräsentanten dieser religiösen Erweckung; soziale und wirtschaftliche Nöte, Mißernten, Hungersnot, Arbeitslosigkeit, Weberunruhen im schlesischen Gebirge — das alles macht die Menschen besinnlicher, gottgläubiger, bringt eine neue Religiosität, Herzensfrömmigkeit, Bibelglauben. Im Adel, bei den Pastoren, im Mittelstande, auch in den Schulen. Auch das Jahr 1848, die Märzrevolution, wird in

Preußen ein Jahr religiöſer Beſinnung. Die Regierung machte die Schule, inſonderheit die Volksſchule, verantwortlich für die ſchlimmen Dinge in der politiſch erregten Zeit. Darüber ließ die Anſprache, die der König Friedrich Wilhelm IV in einer Verſammlung von Seminarlehrern hielt, keinen Zweifel. „All das Elend, das im verfloſſenen Jahre über Preußen hereingebrochen iſt, iſt einzig Ihre Schuld, die Schuld der Afterbildung, der irreligiöſen Afterweisheit, die Sie als echte Weisheit verbreiten, mit der Sie die Treue und den Glauben in dem Gemüte meiner Untertanen ausgerottet und deren Herzen von mir abgewendet haben. Dieſe pfauenhaft aufgeputzte Scheinbildung habe ich ſchon als Kronprinz aus innerſter Seele geharrt und als Regent alles aufgeboten, um ſie zu unterdrücken. Ich werde auf dem betretenen Wege fortgehen, ohne mich irre machen zu laſſen und keine Macht der Welt ſoll mich davon abwendig machen.“ Das Lehrerſeminar in Breslau wurde geſchloſſen. Allen Ernſtes ging man daran, den kirchlich-konfeſſionellen Charakter auch der höheren Schulen wieder ſtärker zu betonen. Humanismus und Evangelium in der Melanchthonſchen Verbindung erſchien als das Ideal der künftigen Bildung. Ludwig Wieſe gab in den Lehrplänen vom Jahr 1888 dieſer Forderung den konkreten Ausdruck, allerdings in ſehr vorſichtiger und taktvoller Weiſe. Die naturwiſſenſchaftlichen Fächer, das politiſch verdächtigſte Stück des modernen Unterrichtes, erfuhren eine ſtärkere Einſchränkung. Das univerſaliſtiſche Gymnaſium blieb nach wie vor die herrſchende Schulform.

Ein neuer Antrieb zur Evangeliſation kam durch die Philoſophie und die bibelgläubige Theologie. Die Idealphiloſophen Hegel († 1831), Schelling († 1854), Schleiermacher († 1854) ſuchten eine Verſöhnung zwiſchen Glauben und Wiſſen. Sie zwangen auch die Theologie wieder zu einem tieferen Eingehen auf die Myſterien der chriſtlichen Religion: Schleiermacher, Neander und ſeinen bedeutendſten Schüler Tholuck, der vielſeitig gebildet, durch ſeine Schriften, auf der Kanzel, auf der Kathedra den allergrößten Einfluß ausübte[6]). Von der Univerſität ſtrahlt dieſe neue, rechtgläubige Frömmigkeit aus auf die Pfarrhäuſer, in die Schulen. Die Schulleiter an den höheren Schulen, Theologen und Philologen zugleich oder theologiſch orientierte Philologen, Lehrerperſönlichkeiten, geben ihren Anſtalten, auch im Rahmen der modernen, univerſaliſtiſchen Einheits-

[6]) Martin Kaehler, Friedr. Auguſt Gottreu Tholuck 1877.

ſchule, ein ſtärkeres konfeſſionelles Gepräge; gefördert von einer verſtändnisvollen Behörde, in Schleſien von dem wiſſenſchaftlich aufgeſchloſſenen, menſchenfreundlichen Schulrat Dr. Scheibert. Man wurde ſich deſſen bewußt, daß das Chriſtentum und die chriſtliche Kirche die bedeutendſten Erziehungsmächte bleiben müßten, neben den reichen Gedankenſchätzen der Antike, neben dem eigenen Volkstum und ſeinen Kulturgütern. Karl Gottlob Schönborn am Magdalenengymnaſium[7]) in Breslau, Gotthelf Wilhelm Körber, der Reorganiſator des Hirſchberger Gymnaſiums, Richard Volkmann in Jauer, in Glogau das Dreigeſtirn Klopſch, Guſtav Adolf Klix, ſeit 1867 Schulrat in Berlin, und Ludwig Haſper ſind die markanten Vertreter dieſer ſtreng evangeliſchen Gymnaſien in Schleſien.

Karl Gottlob Schönborn (1803/1869) ſtammt aus einem evangeliſchen Pfarrhauſe. Sein Vater war Oberpfarrer in Meſeritz. In dieſem Grenzſtädtchen, wo ſich die Ruſſen mit Tuchen verſorgten, war bei der deutſch-evangeliſchen Bevölkerung, wie zumeiſt im Grenzlande, Nationalgefühl und proteſtantiſches Bewußtſein beſonders ſtark ausgeprägt. Seine Jugenderziehung erhält er auf der ſächſiſchen Fürſtenſchule in Pforta. Beſonders bleibende Anregungen empfängt er dort durch den bekannten Literarhiſtoriker Koberſtein. Auf der Univerſität Breslau ſind Paſſow, der griechiſche Lexigograph, v. d. Hagen, der Germaniſt, und Steffens ſeine Lehrer. Religiöſe Anregungen in reichem Maße findet er bei ſeinem ſpäteren Schwiegervater, dem Konſiſtorialrate Gaßner. Er wird durch dieſen Umgang ein Vertreter Schleiermachers. In Schweidnitz, am Magdaleneum in Breslau (ſeit 1834) wird er als Rektor der geſtrenge Reorganiſator der Schule, der rückſichtslos durchgreifende Schulautokrat, wie es alle Direktoren in jener Zeit bei der Zuchtloſigkeit auf unſeren höheren Schulen ſein mußten. 35 Jahre führt er das Regiment am Magdalenengymnaſium, im geiſtigen Verkehr mit Stenzel, Haaſe, Röpell, Göppert, Wattenbach, Mommſen. Zu Oſtern 1869 hatte das Gymnaſium 1056 Schüler! Schönborn iſt kein produktiver Wiſſenſchaftler, er iſt im weſentlichen praktiſcher Schulmann, aber wohl unterrichtet über den Stand der Forſchung in allen Unterrichtsfächern. In der Hauptſache iſt er Philologe, der geiſtvolle ſachliche Interpret des Sophokles

[7]) E. Cauer, Karl Gottlob Schönborn. Gera-Verlag von Reiſewitz, 1870.

und Homer, der Archäologe, der antike Kunſthiſtoriker, der Goethefreund. Ein allſeitig durchgebildete Perſönlichkeit. Der Mittelpunkt ſeines Innenlebens iſt chriſtlich-evangeliſche Frömmigkeit. Sein Unterricht in der Religion auf der Oberſtufe in wiſſenſchaftlicher Form, entbehrt doch nicht der religiöſen Wärme und der ſtarken Innerlichkeit. „Von der heiligen Schrift hatte er eine kritiſch geläuterte Anſchauung, blieb aber ein treuer Bekenner ſeines Heilandes". Aus ſeiner Schule gehen eine Reihe von Direktoren hervor: Soroſ in Putbus, Friede in Schweidnitz, Lierſemann in Reichenbach, Lindner in Hirſchberg, Cauer in Danzig, der pietätvolle, warmherzige Biograph ſeines Lehrers. Sie haben ſeine ſegensreiche, auch religiös geſtimmte Erziehungsmethode in Schleſien weiter gepflegt.

Gotthelf Wilhelm Körber[8]) 1773 in kleinbürgerlichen Verhältniſſen in Breslau geboren. 1808—28 Direktor am Hirſchberger Gymnaſium, kein produktiver Wiſſenſchaftler; aber an ſeiner wiſſenſchaftlichen Fortbildung arbeitet er unabläſſig weiter. Philologe; Theologie ſtudiert er nur zu ſeiner Belehrung. Eine Lehrerperſönlichkeit von eigenem Format, der große Pädagoge im Sinne des Freiherrn vom Stein, Peſtalozzis, der in ſeiner Selbſtbiographie pädagogiſche Forderungen erhebt, um die wir noch im vorigen Jahrhundert heiße Kämpfe geführt haben. Der Nachdruck in der Jugendbildung iſt zu legen auf die Erziehung in Schule und Haus. Die Erfolge werden verbürgt durch die gediegene Lehrerperſönlichkeit. Religionsmoraliſch ſoll der Unterricht wirken. Klaſſiſche Bildung iſt viel, Religion iſt alles. Die gute Sitte ſoll aus dem ganzen Schulweſen herauswachſen, zur Gewohnheit werden. Den Sinn für Religion bringt Körber aus den Kinderjahren mit. Was er über ſeine fromme Mutter erzählt, iſt rührend. Zugleich typiſch für die aufrichtige Frömmigkeit in unſeren Häuſern im vergangenen Jahrhundert, wo Bibel und Geſangbuch, Morgen- und Abendſegen, die Predigtpoſtille noch im täglichen Gebrauch war. Der treffliche Schulherr genoß das Vertrauen der Elternkreiſe in ganz Schleſien. Gneiſenau ſchickte ſeinen Sohn, da er ins Feld ging, zur Erziehung auf die Hirſchberger Schule.

---

[8]) Von Gotthelf Wilhelm Körber eine biographiſche Skizze von Otto Miller, Zur Geſchichte des Hirſchberger Gymnaſiums. Feſtſchrift z. Feier des 200jährigen Beſtehens. Hirſchberg 1912.

Auch Richard Volkmann (1832/92)[9]) ſtammt aus einem evangeliſchen Pfarrhauſe. Sein Vater war Superintendent in dem Dörfchen Sylbitz im Saalkreiſe. Auf der Latina der Frankeſchen Stiftungen und am Domgymnaſium zu Merſeburg ging er zur Schule. Bernhardy, der griechiſche Literarhiſtoriker, Heinrich Keil, der Lateiner, ſind ſeine Lehrer auf der Univerſität Halle. Vom ideal gerichteten Vater hat er als Erbgut die Begeiſterung für wiſſenſchaftliche Studien und das ſtarke Intereſſe für die Antike. 1867/92 führt er das Regiment am Gymnaſium in Jauer. Der Neubau der Anſtalt, die Verſtaatlichung, das iſt ſein verdienſtvolles Werk. Als Schulmann iſt er voll und ganz Philologe, der feinſinnige Deuter der reichen Gedankenſchätze des Altertums an der Hand der Schriftſteller; der glänzende Redner. Seine umfaſſenden, wiſſenſchaftlichen Arbeiten erfreuen ſich heute noch der großen Wertſchätzung: die Forſchungen zur homeriſchen Frage; Seneca; Plutarch, Plotin, Syneſius von Cyrene, der Schüler der Ilypatia, eine Charakteriſtik aus den letzten Zeiten des untergehenden Hellenismus.

Sein Innenleben wird beſtimmt durch die Antike, durch Chriſtentum und begeiſtertes Nationalgefühl. Die tiefſchürfenden philoſophiſchen Studien laſſen ihn das rechte Verhältnis gewinnen zu den materialiſtiſchen Philoſophemen des Tages, zu den theologiſchen Streitfragen der Gegenwart. Schopenhauer iſt ihm wohl der genialſte und tiefſinnigſte, aber auch der verwegenſte und wegen ſeiner Irrtümer der gefährlichſte Denker des Jahrhunderts. Die nihiliſtiſchen Ergebniſſe ſeines Syſtems lehnt er ab. Er blieb ſich mit Kant deſſen bewußt, daß es eine Wahrheit gebe. In der Liebe zu Gott und dem göttlichen Willen wird unſer Wille durch die Gnade Gottes ſiegreich überwunden. In dieſer Wahrheit finden wir die Ruhe der Seele (Auguſtin!). Das waren auch die beſtimmenden Richtlinien ſeines ſo anregenden Religionsunterrichtes, der, wiſſenſchaftlich feſt gegründet, für ſeine Schüler der Weg zum Leben wurde. Aus der Jauerſchen Anſtalt gingen gleichgeſinnte Direktoren hervor: Treu am Friedrichsgymnaſium in Breslau, die Brüder Gemoll in Liegnitz und Striegau, Scheiding in Waldenburg.

Chriſtian David Klopſch, geboren 1785, geſtorben 1858.[10]

---

[9]) Walther Volkmann, Richard Volkmann, 1892. Sonderſchrift aus d. Fleckeiſenſchen Jahrbüchern.
G. Schoenaich, Zur jauerſchen Schulgeſchichte, Jauer 1931.

[10]) Friedr. Muth, Geſch. d. königl. ev. Gymnaſiums zu Glogau 1708/1908. Feſtſchrift zur Jubelfeier 1908.

Ein Glogauer Kaufmannsſohn. Schüler Friedrich Auguſt Wolfs an der Univerſität Halle. 1811, im Alter von 27 Jahren, Rektor der Gemeindeſchule in Glogau, 1834/52 des neuen Gymnaſiums, das er als modern-humaniſtiſche Anſtalt ausbaut, deſſen Verſtaatlichung er als evangeliſche Schule erwirkt. Horatius, Livius, Homer, Sophokles, Plutarch, deutſche Literaturgeſchichte, das Nibelungenlied, Franzöſiſch, Zeichnen, der Turnunterricht halten ihren Einzug. Als Schulregent iſt Klopſch, noch ein typiſcher Vertreter des altpreußiſchen, abſoluten Beamtenſtaates, des Polizeiſtaates, wie ihn Treitſchke in ſeinen Vorzügen und in ſeinen Fehlern vortrefflich ſchildert. „Auf der einen Seite unbedingte Ehrenhaftigkeit, Pflichttreue, auf gediegenen Kenntniſſen ſich gründende, erfolgreiche Berufsarbeit, auf der anderen Schroffheit in der Form und ein übergroßes Vertrauen auf ſeine polizeiliche, diſziplinare Maßnahmen". Klopſch wurde aber nicht nur der harte Zuchtmeiſter der inbezug auf Leiſtungen und Diſziplin arg herabgeſunkene Schule, er war auch eine ſtarke Lehrerperſönlichkeit. Seine tiefe Frömmigkeit kam beſonders in den ſpäteren Jahren in dem gemütvollen, praktiſchen Chriſtentum des Pietismus ſtark zum Ausdruck. Die Univerſität Halle ernannte den fleißigen Wiſſenſchaftler 1830 zum Ehrendoktor. In der ſchleſiſchen Geſchichte hat er ſich einen Namen erworben durch die Geſchichte des Geſchlechtes von Schönaich, eine gründliche und eindrucksvolle Arbeit über das Carolath und das architektoniſch intereſſante Reſidenzſtädtchen Beuthen.

Guſtav Adolf Klix (1822/94) [11]), der Sohn eines verarmten Mühlenmeiſters, iſt im Lebuſer Ländchen geboren. Die trüben Jahre der früheſten Jugend geben ſeinem Charakter die männlich ernſte Prägung. Sonniger geſtalten ſich die Zeiten im Hauſe ſeines Oheims Ferdinand Schönaich der am Frankfurter Gymnaſium Subdirektor und dann Superintendent an der Georgenkirche war. Seine Studienjahre, voller Entbehrungen, verbringt er in Halle und in Berlin. Von der Kindheit an iſt ihm die Bibel Gottes Wort; ſie in ihrer ganzen Tiefe kennen zu lernen, das iſt die Sehnſucht ſeines Herzens. Aus innerſter Überzeugung, aus Begeiſterung wird er Theologe. Tholuck, Neander, der Schüler Schleiermachers, weiſen die Wege. Die Hegeliſche Philoſophie endet in dem Nichts und verſucht aus dem Nichts alles auf-

[11]) C. Theodor Michaelis, Guſtav Adolf Klix, Breslau 1892 bei Ferd. Hirth.

zubauen. Ein auf geſchichtlicher Auffaſſung beruhendes Chriſtentum iſt ſein Ideal. Er ſtudierte Theologie und Philologie zugleich, wie es noch zu meiner Studienzeit in Halle üblich war. In Halle iſt Bernhardy ſein Lehrer, in Berlin Auguſt Böckh. An beiden Fakultäten beſteht er die Examina mit Auszeichnung. Noch in der Züllichauer Zeit beſteigt er die Kanzel. In Cottbus, in Züllichau und in Glogau entwickelt er ſich zu dem bedeutenden Schulmann. In ſeiner Antrittsrede am Glogauer Gymnaſium entfaltet er den Begriff eines evangeliſchen Gymnaſiums. Die höhere Schule ſoll eine hiſtoriſche Bildung übermitteln, beruhend auf der Kenntnis des Altertums, des Chriſtentums, des Deutſchtums. Kein Chriſtentum ohne klaſſiſche Bildung, keine klaſſiſche Bildung ohne Chriſtentum. Die wahre Religioſität bleibt das letzte Ziel alles Unterrichtes. Die Perſönlichkeit des Lehrers, des Leiters beſtimmt den Wert, den Charakter einer Schule. Wer ſich im altſprachlichen Unterricht nicht von der Form zu den Formen erheben kann, wer nicht den Sinn für das Schöne zu erwecken verſteht, wer den Reichtum erhabener Gedanken bei der Alten nicht zu erſchließen vermag, der bringt ſich und ſeine Schüler um den höchſten Gewinn der klaſſiſchen Studien und der auf ihr fußenden Bildung. Das sapere aude ſtand in goldenen Lettern über dem Portal des unter ſeiner Leitung errichteten neuen Schulgebäudes. Das ganze Schulleben hatte, ohne alle Frömmelei, religiöſes Gepräge: Wochenandachten, ſonntäglicher Kirchgang ohne Zwang und ohne Kontrolle. Für die Andachten ſtellte Klix ein Schulgeſangbuch zuſammen, das vier Jahrzehnte im Gebrauch war. Mehr als ein Liederbuch mit ſelten ſchönen Liedern; ein ſummariſches Lehrbuch der Religion, enthaltend Luthers Katechismus, lateiniſche und griechiſche Hymnen, die kirchlichen Symbole in den Urſprachen, die Auguſtana. Die bibliſche Leſetafel mit den Wochenſprüchen hat der Schulrat Scheibert verfaßt. Das Geſangbuch für höhere Schulen hat uns durchs Leben begleitet.

Ludwig Wilhelm Hasper[12]) iſt 1825 in dem kleinen Städtchen Cönnern bei Halle geboren. 1844 entläßt ihn das Wittenberger Gymnaſium mit dem Zeugnis der Reife. Auf der Martin Luther-Univerſität ſind ſeine Lehrer Friedrich Auguſt Wolf, Bernhardy, der Hiſtoriker Leo und Tholuck,

[12]) G. Schoenaich, Ludwig Wilhelm Hasper. Burſianſche Jahresberichte der Fortſchritte des klaſſiſchen Altertums 1890.

ſeit 1826 dort Profeſſor der Theologie. 1850 beſteht er das Examen pro facultate docendi. Zwei Jahre verbringt er als Hauslehrer in Frankreich, benutzt die Zeit zu Studien auf der Pariſer Bibliothek und zu Reiſen bis in die Pyrenäen hinein. Er ſprach ein fließendes Franzöſiſch. Als Lehrer wirkt er in Wittenberg, in Mühlhauſen und an der Ritterakademie in Brandenburg. 1867 wird er Nachfolger von Klix in Glogau. Das Direktorat bekleidet er 23 Jahre bis zu ſeinem Tode 1890. Ein begeiſterter Philologe, ein Goethefreund, der geborene Religionslehrer, der nimmermüde Wiſſenſchaftler. Die Verehrung für Goethe war in Halle traditionell: nach Lauchſtädt gingen die Hallenſer Burſchen noch zu meiner Zeit, um dem Genius des Meiſters in dem ehrwürdigen Muſentempel zu huldigen, wie die Jenenſer nach Weimar. Das beſuchteſte Kolleg an der Hochſchule waren die Vorleſungen, die Rudolf Haym über den Dichterfürſten hielt. Haspers wiſſenſchaftliche Studien ſind im Anſchluß an den Unterricht entſtanden: Goethes Götz und Torquato Taſſo, Goethe als Dramatiker, Goethes Fauſt; die Schülerkommentare zum Galater-, Epheſer- und Römerbrief; die Beiträge zur Topographie in der Ilias, das alte Troja und das Schlachtfeld der homeriſchen Helden, die Lage des alten Ilion; die Feinheiten der Charakterzeichnung in den Dramen des Sophokles. Auch die Forſchungen über den Laokoon und die viel beſpöttelte Überſetzung des Laokoon ins Lateiniſche ſind ein Ertrag der Arbeit in der Schule. Als Philologe ein Anhänger der Wolffſchen Richtung benutzte er die Schriften der Alten nicht zu einer rein ſprachlichen Erklärung; immer kam es ihm darauf an, ſeine Schüler in den reichen Gedankeninhalt der Antike einzuführen, ſie mit alle dem bekannt zu machen, was Griechentum und Römertum an Werten auch heute noch in ſich bergen. Weil er aber den großen Gewinn, den das Studium der alten Sprachen bringt, an ſich ſelber genugſam erfahren und ſelber ein feines Gefühl für die Schönheit klaſſiſcher Sprachen beſaß, ſo kam auch das Sprachliche im Unterricht zu ſeinem guten Recht. Im lateiniſchen Aufſatz, in ſtiliſtiſchen Übungen und lateiniſchen Gedichten, die über das Maß deſſen weit hinausgingen, was ſonſt in dieſer Hinſicht auf Schulen geleiſtet wurde — Laokoon wurde in häuslichen und in Klaſſenarbeiten, ja ſogar in Abiturientenſkripten überſetzt — lernten die Schüler die Vorteile ſprachlich-logiſcher Schulung kennen, wie ſie allein die alten Sprachen zu geben vermochten. Im Religionsunterricht kam die

ganze Persönlichkeit so recht zur Geltung. Hasper verstand es mit einer auch die Gleichgültigkeit bezwingenden Überzeugung und Wärme, die Wahrheiten der christlichen Religion darzubieten. Der beste Beweis dafür, welche schönen Erfolge er in diesem Unterrichtsfache erzielte, war der, daß sich unter den Abiturienten in der Regel einige befanden, die sich dem Studium der Theologie widmeten. Sein Religionsunterricht ging in die Tiefen, er wurde zu einem Erleben religiöser Wahrheiten in stiller Ehrfurcht. An die Quellen der Erkenntnis führte er uns heran. Wir lasen paulinische Briefe im Urtext, schon in Obersekunda den Galater-Epheserbrief, in der Prima den Brief an die Römer. Lasen auch Quellenstücke aus den Kirchenvätern, die Symbole, die Augustana. Allwöchentlich auch Lektüre des Sonntagsevangeliums unter Heraushebung der Kernsätze und Verknüpfung mit den Unterrichtspensen. Ein schöner Brauch, den ich während meiner ganzen Amtszeit beibehalten habe. Schon in Sekunda. Mit erfreulichem Erfolg. Um auch das religiöse Wissen auf festere Grundlagen zu bringen, führte er die Lehrbücher von dem bekannten Dorpater Professor Friedrich Kurtze ein, einem Theologen kirchlich-lutherischer Richtung, einem feinsinnigen, sprachgewandten Gelehrten. Das Lehrbuch der heiligen Geschichte, der Abriß der Kirchengeschichte, eine kleine Dogmatik im Anschluß an Luthers Katechismus, sie waren unsere treuen Begleiter ins Leben und haben uns das Studium auf der Hochschule wesentlich erleichtert. Die religiösen Bräuche, die Klopsch und Klix im Schulleben eingeführt hatten, blieben erhalten; einige Neuerungen wurden beigefügt. Am Ende der Woche Schlußandachten, bei denen der Direktor eine Ansprache hielt über das Sonntagsevangelium und der Wochenspruch bereit sein mußte bei den Kleinen in der Muttersprache, bei den Schülern der oberen Klassen in der griechischen und hebräischen Sprache. Sonntäglicher Kirchenbesuch, gemeinsamer Gang zum Tisch des Herrn. Zu ernst denkenden, religiös gestimmten Menschen wurden wir erzogen. Die feine, milde Art, in der Hasper mit seinen Schülern verkehrte, schuf ein schönes Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern: er war ihnen im vollsten Sinne des Wortes ein Leiter, der liebevoll in die Individualität des einzelnen sich vertiefend sie zu Persönlichkeiten heranzubilden sich bemühte, ihre jugendlichen Torheiten mit väterlicher Strenge zu zügeln wußte. Und wie verstand er es, bei ihnen Lust und Liebe zur Arbeit zu erwecken! Wie er selber

ihnen in altpreußiſcher Pflichterfüllung als leuchtendes Beiſpiel voranging, ſo ſtellte er auch hohe Anforderungen. Dieſe unverwüſtliche Arbeitskraft und Arbeitsfreude hat ſeine Schüler hinaus ins Leben begleitet, manchen in eine leitende Stellung hinaufgeführt, uns allen den Kampf ums Daſein erſichtlich erleichtert.

Mancherlei hat dazu geführt, daß die ſegensreiche, kulturſchaffende Verbindung zwiſchen Kirche und Schule ſich völlig löſte. Schon lange vor dem Weltkriege. Eine Philoſophie, die die Ergebniſſe der naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen überſchätzt, baut ſich ein anderes Weltbild auf, an die Stelle des Gott Schöpfers tritt die natürliche Entwicklung des Weltalls; die zerſetzende hiſtoriſch-kritiſche Theologie verwirrt die Gemüter; man forderte weltliche Simultanſchulen, konfeſſionsloſe Gemeindeſchulen, der zerſetzende Einfluß einer artfremden Volksſchicht in der Preſſe, auf der Bühne, in Kunſt und Literatur wirkt verheerend. Die Induſtrialiſierung und Mechaniſierung der Arbeit durch die Maſchine und den Kapitalismus; der Untergang der Heimarbeit und des Handwerks, die Zuſammenballung der Volksmaſſen in den Fabrikſtädten; die Organiſation des Proletariats in einer politiſchen Partei, in der vaterlandsloſen Internationale: „Das Kapital" von Friedrich Marx wird die Bibel der großen Maſſe. Das alles führte zu einer völligen Zermürbung von Staat und Geſellſchaft, zu einer Auflöſung aller ſittlich religiöſen Anſchauung. Auch die gebildeten Kreiſe ſtanden der Kirche, dem Chriſtentum indifferent, wenn nicht feindlich gegenüber. An ehrlichen Verſuchen, dieſen ſchreienden Mißſtänden abzuhelfen, fehlte es ſchon in der Vorkriegszeit nicht. Erſt das dritte Reich hat mit feſter Hand, zielbewußt Wandel geſchaffen, ſoweit es menſchenmöglich war. Wenn auch die Gegenwart ihre Welt- und Lebensanſchauung, das Ideal aller Erziehung in der Willensrichtung auf den autoritären Führerſtaat, auf die Volksgemeinſchaft eingeſtellt wiſſen will, völlig entbehren wird auch ſie nicht die Mitwirkung der alten, bewährten Kulturmächte, der chriſtlichen Kirche, der Schule, des Hauſes. Der chriſtlichen Kirche, die ſeit Konſtantin d. Gr. in allen Kulturſtaaten das instrumentum regni geweſen iſt für den Aufbau des Staatsweſens, für ſeinen geſicherten Fortbeſtand. Noch immer gilt das Wort des großen Heidenapoſtels im Buch der Bücher (2. Tim. 5,16/17) über die Wertung der Chriſtlichen Reli-

gion und ihrer göttlichen Grundlagen für die Erziehung des einzelnen, für die Gesamtheit eines Volkes:

„Du weißt ja von wem Du's gelernt hast und daß Du von Kind auf die heiligen Schriften kennst: die können Dich aufklären . . . jegliche Schrift, die von Gottes Geist eingegeben ist, erweist sich auch förderlich zur Lehre, zur Erziehung in der Gerechtigkeit; so wird ein Gottes-Mensch vollkommen und reif zu jedem guten Werke."

Breslau. Prof. Schoenaich.

X.

Stadt und Kirche in Görlitz im 18. Jahrhundert

Am 11. Mai 1711 war der Görlitzer Paſtor prim. M. Gottfried Kretſchmar geſtorben. Sein Nachfolger M. Joh. Samuel Laurentius aus Spremberg, hatte vor ſeiner Berufung folgende Forderungen des Rats als für ſich verbindlich am 1. Dezember 1711 anerkennen müſſen[1]): „1) Der Magiſtrat hat den völligen pouvoir in ecclesiasticis, und alſo iſt auch des Herrn Paſtoris primarii forum coram magistratu. 2) Der Herr Primarius hat des Magiſtrats Beſtallung und Inſtruktion zu unterſchreiben und nach ſeiner Verabredung ſich zu richten. 3) Der Herr Primarius hat nicht als ein Superintentens in Meißen ſich aufzuführen und für ſich allein in ecclesiasticis etwas anzuordnen, auch nicht an das Ober-Konſiſtorium ſich zu halten, ſondern, wenn was zu erinnern und abzutun, ſolches amice zu verrichten und bei den Herren Curatoribus anzubringen und mit ihnen zu kommunicieren. 4) Ratione causarum matrimonialium, sepulturae et reliquarum ecclesiasticarum beruht alles bei dem Magiſtrat allein und hat Herr Primarius hierin nichts zu disponieren. 5) Ingleichen hat er mit der Schule, Almoſen, Hoſpital- und Kirchengütern auch nichts zu tun, oder dafür Sorge zu haben, da ein jedweder von dieſen ſein eigenes Kuratorium hat, das er adminiſtriert und dem Rat davon Rechnung geben muß. 6) . . .“ In dieſen Sätzen iſt das Verhältnis von Stadt und Kirche in Görlitz im 18. Jhrdt. ſcharf umriſſen. Die nachfolgende Darſtellung hat nichts anderes zu tun, als die Verwirklichung dieſer Grundſätze darzulegen und ſie geſchichtlich verſtändlich zu machen.

1.

Alfred Schultze, einſt Sohms Nachfolger an der Leipziger Univerſität, macht in ſeiner Schrift „Stadtgemeinde und

[1]) Görlitzer Ratsarchiv (= G.R.A.) reponierte Akten Regal III Fach 6 betr. Vokationen der Primarii v. 1600—1760.

Reformation“ [2]) darauf aufmerksam, daß die bürgerliche Stadtgemeinde, vertreten durch den Stadtrat, allenthalben in Deutschland seit dem 14. Jhrdt. in der Notwehr gegen das kirchliche Pfründenverleihungssystem vor allem durch Erlangung des Patronats und durch die Seelgerätstreuhänderschaft [3]) darnach gestrebt habe, in ihren Mauern auch mehr oder weniger die Kirche zu regieren. Auch für Görlitz trifft diese Feststellung zu. Den Einfluß des Rats auf die Seelgerätsstiftungen nachzuweisen, verbietet sich an dieser Stelle mit der Rücksicht auf den Raum. Das Patronatsrecht hatte zum 1. Mal schon 1320 Herzog Heinrich von Jauer dem Rat übertragen [4]), 1397, 1457, 1486 war es ihm von den böhmischen Königen für einen, zwei, vier Fälle ebenfalls zugestanden worden, [5]) 1502 hatte es der König ganz und gar abgetreten und 1510 hatte der Bischof von Meißen die Abtretung kirchlicherseits bestätigt. [6]). Und kraft dieses niemals wieder angefochtenen unumschränkten Patronatsrechtes hatte der Rat dann auch im 18. Jhrdt. alle Geistlichen von sich aus berufen. [7]) Der Gang war dabei folgender gewesen: Auf Grund eingehender Besprechung in einer Ratssitzung wurden mehrere Herren, meistens 3, gewöhnlich aus der näheren oder weiteren Umgegend, die Ratsmitgliedern bekannt waren oder die sich selbst beworben hatten, zu einer Gastpredigt eingeladen, der Rat ließ sie mit Wagen abholen und stellte ihnen Quartier und Beköstigung bei einem Ratsmitgliede, das dafür aus der Ratskasse entschädigt wurde, zur Verfügung. Die Gemeinde wurde den Sonntag vorher durch Kanzelabkündigung zur Gastpredigt eingeladen. Nach Beendigung aller Gastpredigten, denen Ratsmitglieder im Auf-

---

[2]) Heft 11 der Sammlung „Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart“ (Tübingen, Mohr, 1918), S. 11 f. 24, 26.

[3]) Alfred Schultze, Stadtgemeinde und Kirche im Mittelalter (München, Duncker u. Humblot 1914), Sonderdruck aus der Festschrift für Dr. Rudolph Sohm, S. 110 f., S. 115 ff.

[4]) Oberlausitzer Urkunden-Verzeichnis I S. 30.

[5]) G.R.A., Lose Urkunden I 167/124, 366/287, 482/377, 483/377, 509/390, 510/399.

[6]) G.R.A., Lose Urkunden 635/491, 636/491, 702/546, Oberlausitzer Beiträge, Festschrift für R. Jecht (1938) S. 102, Anm. 45.

[7]) Die Darstellung beruht auf den im G.R.A. befindlichen Ratsprotokollen, amtlichen Beiprotokollen, bürgermeisterlichen Tagebüchern (Diaria consularia). Eine von mir herrührende umfassende Arbeit „die Görlitzer Ratsprotokolle und ihr Wert als Geschichtsquelle, folio, 1936“, ruht als Manuskript im G.R.A. unter Varia 183. Hier die Belegstellen aus den Ratsprotokollen überall anzugeben, ist unmöglich; ich beschränke mich auf einige besonders bezeichnende Stellen.

trage des Rats beigewohnt hatten, wurde in einer Ratssitzung eingehend Bericht erstattet und zur Wahl geschritten, für die zuweilen auch die Stimmen abwesender Ratsmitglieder eingeholt wurden. Die Stimmenmehrheit entschied. Der Gewählte wurde nun zu einer Probepredigt eingeladen, die auch wieder 8 Tage vorher der Gemeinde durch Kanzelabkündigung bekannt gegeben wurde. Nach der Probepredigt hatten die Gemeindeglieder 8 Tage Zeit, gegen Person, Lehre und Leben des Gewählten Bedenken bei dem Rat anzubringen. Geschah dies nicht, so wurde die Vokation entworfen, in einer Ratssitzung besprochen und genehmigt, dann ausgefertigt, ebenso die Instruktion, zuweilen auch noch ein besonderer Revers, und dem Gewählten zur Unterschrift zugesandt. Nach Annahme der Vokation wurde der Termin der Anzugspredigt festgesetzt und die Gemeinde wieder 8 Tage vorher durch Kanzelabkündigung davon verständigt. Der Gewählte, seine Familie, sein Hausrat wurden durch Wagen, welche in der Stadt die Vorwerksbesitzer bis auf 6 Meilen Entfernung pflichtgemäß zu stellen hatten, herbeigeholt. Die Anzugspredigt wurde bald nach der Ankunft gehalten. Bald vor, bald nach derselben wurde in der Stadt der neue Geistliche in der Sakristei der Peterskirche durch Beauftragte des Rats dem geistlichen Ministerium vorgestellt und feierlich in sein Amt installiert, ähnlich auf dem Lande. Nunmehr galt er als ordentlicher Geistlicher unter Görlitzer Patronat. Die Gemeinde war, abgesehen von dem Einspruchsrecht nach der Probepredigt, von jeder Teilnahme an der Pfarrwahl ausgeschlossen. Als 1665/66 die Gemeinde Rauscha um einen Prediger aus Schlesien, den sie mehrfach gehört hatte, gebeten hatte, war ihr solche Bitte als „ein ziemlicher Vorwitz" ernst verwiesen worden, „sie solle sich bis zu einer Ratsgelegenheit gedulden." [8]) Im 18. Jhrdt. war keine Gemeinde mehr so vorwitzig gewesen. Wie die Berufung, so stand auch die Besoldung allein beim Rat. Erstmalig setzte er sie in der zur Vokation gehörenden Instruktion, darnach durch besondere Beschlüsse fest, allerdings unter vollem Verständnis für den Wert ausreichenden täglichen Brotes, nur daß die Geistlichen auch in dieser Beziehung völlig in des Rats Hand waren. Ebenso wies der Rat die Wohnung zu bald in den Amtshäusern, bald als Mietswohnung; er schloß die Mietsverträge, besorgte die Repara-

[8]) Rats-Protokolle (= R.Pr.) 1665/66 Bl. 56 b.

turen und vervollſtändigte das Inventarium. Sogar auf die Amtskleidung, die Chorkittel, erſtreckte ſich dieſe Vorſorge.

Den Urlaub hatten die Geiſtlichen beim Rat nachzuſuchen. Ebenſo regelte der Rat die Vertretung. Und gerade in dieſem Punkte war er außerordentlich empfindlich. Wohl ließ er mit dem geiſtlichen Miniſterium (der Geſamtheit der Stadtgeiſtlichen) Fühlung nehmen, wie es z. B. im Fall einer längeren Vakanz über die Vertretung dächte, jedoch ganz unverbindlich. Die Entſcheidung ſtand beim Rat oder bei den als Mittelsperſonen benützten Deputati, die zuweilen kraft beſonderen Auftrags die „weitere Deliberation pflegen und endlich auctoritate magistratus einen Schluß darüber zu faſſen hatten.“ [9]) Er ſcheute darum auch nicht davor zurück, wenn ſeinem Willen nicht unbedingt nachgekommen wurde, rückſichtlos einzugreifen. Dem von dem Primaris Laurentius für eine Trauung beſtellten Diakonus z. B. ließ er zum 23. November 1722 durch den Adituus abſagen und einen anderen beſtellen, und der Frau des verreiſten Ordinarius Scheffer ließ er zum 1./7. Oktober 1726 mitteilen, daß er den Gottesdienſt beſorgen werde, und trotz der dagegen eingelegten Beſchwerde hielt er ſeinen Beſchluß aufrecht, daß die Predigten in Abweſenheit Scheffers durch die Kuratores ſollten beſtellt werden.

Der Rat beſtimmte auch die Rangordnung unter den Geiſtlichen. Zumeiſt ließ er, z. B. wenn die Stelle des Primarius frei geworden war, die übrigen Herren aufrücken und beſetzte nur die unterſte Stelle mit einem Fremden. Aber Regel, auf deren Befolgung etwa ein durch langjährige Übung entſtandener Anſpruch beſtanden hätte, war dieſes Verhalten nicht.

Daß er dann auch das Schiedsrichteramt bei Streitigkeiten unter den Geiſtlichen, wie z. B. zu Scheffers (1712 bis 1738 Ordinarius an der Dreifaltigkeitskirche) Zeiten in Anſpruch nahm [10]), nimmt nicht Wunder. Er beſaß die iurisdictio ecclesiastica ſowohl über geiſtliche Perſonen in Zivil- und Kriminalfällen als auch überhaupt in Ehe- und Deſertionsſachen; unter dem 7. Februar 1756 wurde ſie ihm vom König und Kurfürſten ausdrücklich beſtätigt. [11]) Und als einmal das Miniſterium Bedenken trug, vor den Herren Deputatis des Rats zu erſcheinen und ſich vor der Kommiſſion, wobei zugleich ein Aktuarius zugegen ſein ſollte, in Be-

[9]) R.-Pr. 1764/65 Bl. 655 b f.
[10]) Neues Lauſitziſches Magazin (= N.L.M.) 88 S. 226 ff.
[11]) G.R.A., Loſe Urkunden 963/763.

ſprechungen einzulaſſen, erging einfach die über allen Widerſpruch erhabene Anordnung, daß er der Kommiſſion beiwohnen ſollte.[12])

Alſo völliger pouvoir des Rats über die Perſon des Geiſtlichen nach Anſtellung, Einkommen, Wohnung, Amtskleidung, Beurlaubung, Vertretung, Rangordnung, Lebensweiſe!

Die gleiche Gewalt über die Amtsführung!

Beim Rat zunächſt ſtand die Geſtaltung der Gottesdienſte nach Zeit, Form, Verlauf.

In dieſer Beziehung iſt ein Ratsbeſchluß über das Pfarr-Inventar in Troitſchendorf ſehr bezeichnend.[13]) Der Rat dekretierte zum 18. 10. 1749:

1. Sommerszeit iſt um 8 Uhr, von Michaelis bis Oſtern ½9 Uhr einzuläuten, darauf hat der Gottesdienſt ſeinen Anfang zu nehmen.
2. Es bleibt bisheriger Einrichtung nach bei Verleſung des Kapitels aus der Bibel, Epiſtel und Evangelium.
3. läßt ein Rat den 1 Uhr anzufangenden Gottesdienſt ſich gefallen;
4. . . . .
5. ſind die Gebete wie zeithero zu behöriger Zeit und zwar Sommerszeit ½6 Uhr und Winterszeit ½8 Uhr zu halten und nicht auszuſetzen;
6. . . . .
7. bewilligt der Rat, daß die halben Feiertage, ſolange nicht in dem Markgraftum Oberlauſitz anderes beliebt und eingeführt wird, weggelaſſen werden.

Wie auf dem Lande, ſo in der Stadt. Am Sonntag, den 24. Dezember 1741, z. B. verfügt der Rat den Ausfall der Mittagspredigt in der Peters-Kirche und ihre Abhaltung in der Dreif.-Kirche, für den II. Feiertag den Ausfall der Beichte und für den III. den Ausfall der Kommunion. Am 24. Februar 1759 bewilligt der Rat, daß wie ſchon 1758 die Katechismuspredigten in der Paſſionszeit eingeſtellt werden, ordnet aber an, daß alle Hauptſtücke in den Mittagspredigten mit abgehandelt werden ſollten. Ebenſo ordnet er die Chriſtnachtfeier 1727, 1756—64, 1779, die Feier der Heiligenfeſte, die Frühpredigten. Das erſte, wirklich von der Gemeinde gebrauchte Geſangbuch wird vom Rat 1729 nach Einholung mehrerer Gutachten der theolog. Fakultät zu Leipzig her-

[12]) G.R.A., Varia 135 Bl. 86 z. 16. Oktober 1728.
[13]) R.Pr. 1749/50 Bl. 122.

ausgegeben. Auch die Abkündigungen von der Kanzel regelt der Rat. Eigenartig berührt die Beeinflussung der Predigt. Auf Anordnung des anwesenden Bürgermeisters hielt die Parentation für den verstorbenen Primarius Schultze 1791 der Ordinarius Sternberg wegen der großen Volksmenge von der Kanzel der Nikolai-Kirche [14]). Gemäß Ratsbeschluß vom 12. Juni 1726 wird der Primarius Feller durch die Kuratoren der Kirche wegen einiger Worte zur Rede gestellt, die er am 9. Juni getan habe vor solchen, so widrig lehrten und die ev.-luth. Religion eine Narren-Religion hießen. Gemäß Beschluß vom 13. Juli 1726 ergeht an den M. Luther, Pfarrer zu Lissa bei Görlitz, eine Verordnung, das Konzept von der am 24. Juni 1726 gehaltenen Predigt einzusenden, und wieder eine andere an denselben unter dem 3. Oktober 1729, sich wegen der am Matthaeifest in der Peters-Kirche gehaltenen Predigt zu verantworten und das Konzept originaliter, wie er es eidlich zu bestärken sich getraue, einzureichen; als er zaudert, wird ihm unter dem 15. November geschrieben, bei 20 Thaler Strafe solle er binnen 8 Tagen durch Einreichung des Originalkonzeptes der Anordnung nachkommen.

Taufe, Trauung, Beerdigung, sowie andere kirchliche Handlungen ordnet der Rat.

In der Stadt lehnt er es ab, einer Pfarrfrau von auswärts, die in Görlitz entbunden hatte, mehr als 3 Paten zu gestatten. [15]) In einem anderen Fall entscheidet er über die Zulassung zum Patenamt. Der Bürgermeister ist zu fragen, ob bei großer Kälte die Taufe zu Haus stattfinden darf.

Hinsichtlich der Trauung ordnet der Rat z. B. an, daß ein Uhrmachergesell „reformierter Religion" mit der Tochter eines Uhrmachers in Görlitz kopuliert werden sollte; der Adituus sollte diesen Auftrag dem geistlichen Ministerium hinterbringen. [16]) Zum 23. Oktober 1779 weist er es ab, einen Offizier zu trauen und zum 29. Oktober 1785 trägt er Bedenken zu gestatten, daß bei einer Trauung Stühle in die Peters-Kirche gestellt werden.

Bezüglich eines Begräbnisses nötigt er den Primarius, der mit einer Beerdigung nur mit der halben Schule nicht zufrieden sein wollte, das Begräbnis zu halten; er befindet, der Primaris habe kein ius cogendi, zumal der Verstorbene

[14]) Totenbuch der Peters-Kirche 1780/95 zu 1791 N. 45.
[15]) G.R.A., Varia 135 Bl. 61 z. 10. November 1722.
[16]) a. a. O. Bl. 63.

Urſache gehabt habe, das Geld zu menagieren, ebenſo beſtimmt er über die Beerdigung eines unehelichen Kindes, über die Beſtattung frühzeitig geborener, mit einer Nottaufe verſehener und dann geſtorbener Kinder, ſowie der melancholiſchen Selbſtmörder, die honeſte zu beerdigen ſeien.

Beſonders bezeichnend iſt des Rats Beteiligung an der Beichte im allgemeinen und an der Einführung der allgemeinen Beichte. Unter dem 6. September 1794 wird dem Schöffen Dr. Dietrich in der Ratsſitzung der Auftrag, dem geiſtl. Miniſterium die Eröffnung zu tun, daß die zur Beichte kommenden fremden, unbekannten und nicht zur Görlitzer Parochie gehörigen Perſonen nicht angenommen werden ſollen. Und am 15. Auguſt 1795 wird eine Verordnung erlaſſen, welche das Beichtſitzen während des öffentlichen Gottesdienſtes unterſagt und die Haltung von Privat-Kommunionen einſchränkt. In dem gleichen Jahre 1795 war die Einführung der allgemeinen Beichte in Fluß gekommen. Unter dem 8. April 1795 wurde eine von Carl Gottlieb Ambroſius Wolff und Genoſſen unterzeichnete Eingabe, neben der Privatbeichte die allgemeine Beichte zuzulaſſen, im Rat beſprochen; ſie wurde auf Grund eines vom geiſtlichen Miniſterium eingeforderten Gutachtens ablehnend beſchieden. Am 26. November 1797 wurde das Geſuch mit 246 Unterſchriften erneuert. Jetzt wurde es den Geiſtlichen überlaſſen, entweder gemeinſchaftlich oder jeder für ſich beſonders ſich zu äußern, die Äußerungen zirkulierten unter den Ratsmitgliedern. In der Sitzung vom 6. November 1798 entſchied der Rat für das Geſuch und traf über den Widerſpruch einzelner Geiſtlicher hinweg die für die Ausführung nötigen Anordnungen. In einer das Innerſte evangel. Gemeindelebens berührenden Sache hatte der Rat das entſcheidende Wort geſprochen.

Selbſtverſtändlich beanſpruchte er auch die geſamte kirchliche Verwaltung.

Der Rat allein wählt Kantor, Organiſten, Präcentor, Glöckner oder Adituus, Kirchenaufwärter, Kalkanten, Läuter, Kirchenbaumeiſter, Kirchenzimmermann, Totengräber; er entwirft die für ſie maßgebenden Dienſtanweiſungen, beſtimmt ihr Einkommen und beaufſichtigt ihre Amtsführung. Er führt durch die Aditui an der Peterskirche die Kirchenbücher, er läßt einmal dem Primarius in Bezug darauf ſagen, „der Herr Primarius könne für ſich über Eintragungen nichts anordnen, ſondern ein Rat tue es.“ [17])

[17]) a. a. O. Bl. 60 b.

Beim Rat liegt die Verwaltung des kirchlichen Vermögens[18]), die Aufbewahrung und Anlage der kirchlichen Gelder, ihre Einnahme und Ausgabe, auch die Verwendung der kirchlichen Stiftungen; er entscheidet über kirchliche Bauten und Reparaturen, er stellt die Gebührenordnung für Geläut, Taufe, Trauung, Beerdigung fest, er vermietet nach dem von ihm aufgestellten Register die Kirchstände, er regelt die Belegung des Friedhofs. Als Mittelspersonen dienen ihm im 18. Jahrdt. bis 1737 die Kirchenvorsteher, auch Kuratores genannt, vom 1. Juli 1738 an die Deputati ad pias causas[19]). Zu den piis causis[20]) rechnete man sämtliche Kirchen der Stadt, die Schul- und Priesterschaftskasse, aus der die Besoldung des Rektors und der Lehrer des Gymnasiums bestritten wurde, das Waisenhaus, die Hospitäler, die Armenverpflegungskasse und die Verpflichtungen des Rats gegen Geistliche, Lehrer und andere Personen in den Dorfschaften Penzig, Zodel, Nieder-Bielau, Langenau, Rauscha, Jauernick, Hochkirch, Rothwasser, Kohlfurt, Hennersdorf, Mittel-Sohra, Lissa. Die Verwaltung aller dieser Dinge, vor allem auch der verschiedenen Kassen, war Sache der deputatio ad pias causas. Sie bestand nach der Anordnung des Kurfürsten vom 30. Dezember 1737 aus 2 Mitgliedern des Ratskollegiums, die der Rat stets nach der Ratswahl bestellte, aus 3 Assessoren aus der Bürgerschaft und einem Aktuarius, die der Rat ebenfalls bestimmte. Ihre Verpflichtungen waren durch eine im ganzen 92 Artikel umfassende und von den kurfürstlichen Kommissaren festgestellte Instruktion genau geregelt, die Arbeiten genau verteilt und die zu leistenden Ausgaben durch ein Reglement, das auch die Formulare für die aufzustellenden Rechnungen enthielt, genau festgesetzt. Und an diese Deputati, den verlängerten Arm des Rats für die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, hatten sich die Geistlichen in Administrationssachen zu wenden, in Glaubens-, Lebens- und Religionssachen dagegen an den Rat.[21])

Auf dem Gebiet der Kirchenzucht beansprucht er für sich das Recht der Festsetzung und Ausrichtung etwaiger Strafen. Einen Paten, der am Taufstein auf des Pastors Frage: „Entsagest du dem Teufel?“ nicht mit „Ja“ antworten

[18]) Inhaltsverzeichnis des Evang. Kirchenarchivs in Görlitz (Evangel. Gemeindeamt) Bl. 14 ff., 68.

[19]) G.R.A., die Kürbücher.

[20]) Milichsche Bibliothek (= M.B.) in Görlitz, mspt fol. Nr. 89—91.

[21]) Varia 135 Bl. 159 b z. 24. Juli 1742.

wollte, ſteckte er ins Gefängnis. Bei Verfehlungen gegen das 6. Gebot verfügte er für Mann wie Frau Geld- (1 Neuſchock, 5 Thaler) und Gefängnisſtrafen (6, 8, 14 Tage) und überwies ſie, in erſter Linie die Männer, dem Bauamt zur Arbeit. Den „Züchtlingen" geſtand er von den im Waiſenhaus vorhandenen Bibeln und Geſangbüchern einige gebundene Exemplare von ſtarkem Druck zu. Beicht- und Abendmahlsverächtern trat er ernſtlich entgegen. Lehrirrungen vonſeiten der Bürger betr. Taufe, Beichte, Abendmahl, zog er unter Beteiligung der Geiſtlichen vor ſein Forum und traf die erſte Entſcheidung.

Ebenſo übt er die Liebestätigkeit in umfaſſender und organiſierter Form. Er widerſtrebte einem Melchior Scheffer von 1717 an in der Errichtung einer beſonderen Armenſchule und hielt dieſen Widerſpruch konſequent aufrecht.[22]) Er errichtete in Ausführung eines bereits 1712 gefaßten Planes 1727—1730 ſelbſt ein Armen-, Waiſen- und Zuchthaus bei der Annenkapelle.[23]) Arme und elternloſe Kinder hatte er ſchon früher auf dem in der Nähe gelegenen „Schlößchen" erziehen laſſen.[24]) 1757 vereinigte er mit dem Waiſenhaus die deutſche Interims-Armenſchule, die er, der Rat, 1747 wohl auf Anregung des Diakonus Ruthel nach Jenaiſchem Vorbild in einem Privathaus eingerichtet hatte. Geiſtliche waren die Ephori.[25])

Und, um auf die Frage Alfred Schultzes einzugehen, ob der Rat als Organ der als Körperſchaft im Rechtsſinn verſtandenen Stadt, alſo als Gemeindehaupt, oder als Stadtobrigkeit gehandelt habe,[26]) ſo iſt auch für Görlitz im 18. Jhrdt. im Unterſchied zum 16. Jhrdt. feſtzuſtellen, daß alle die bisher beſprochenen Maßnahmen aus dem Bewußtſein ſeiner obrigkeitlichen Stellung heraus getroffen wurden. „Er fügt einem wohlehrwürdigen Miniſterio kraft dieſes zu wiſſen", „er inſinuiert ihm ſeine Beſchlüſſe in vim decreti", „er trifft Weigerungen gegenüber von Obrigkeitswegen ein Reglement", „er conſentiert ebenfalls von Obrigkeitswegen die Aufgebote", er verordnet, befiehlt, verkündet ſeinen Willen.[27]) In einem Bericht über Scheffers Armen-

[22]) M.B. fol. 283 Bl. 67 ff., 106—113.

[23]) G.R.A., repon. Act., Regal 7, Fach 289, betr. Bau des Armen-, Waiſen- und Zuchthauſes in Görlitz.

[24]) a. a. O. Bl. 28 b.

[25]) Bibliothek der Oberlauſ. Geſ. der Wiſſenſch., Lusatica (= L.) IV 16 a, Umgangszettel zu 1800.

[26]) Alfred Schultze, Stadtgemeinde u. Reformation S. 82—84.

[27]) R.P. z. 23. Dezember 1724, 2. November 1729, 12. Mai 1735, R.Pr. 1781/82, Bl. 129 z. 15. Juni 1723, 1749/50 Bl. 122.

ſchule tadelt er ausdrücklich Scheffers „Ungehorſam gegen obrigkeitliche Befehle“ und wirft ihm vor, „er mache ſich los von aller Obrigkeit und deren Inſpektion.“ [28]) Folgerichtig überließ ſich M. Gottfried Geyſer bei Reſignation auf ſein Amt hinſichtlich des Proviſoriums (der etwaigen Penſion) gänzlich des Rats „obrigkeitlicher Dispoſition.“ [29]) Auch in Görlitz war „die Stadtkirche durch die Stadtobrigkeit abſorbiert, der Korporationsbegriff war durch den Anſtaltsbegriff überwältigt.“ [30])

2.

Dieſe Stellung des Rats gilt es aus der geſchichtlichen Entwicklung zu verſtehen.

Schon in der katholiſchen Zeit hatte er auch in kirchlichen Dingen eine ſehr einflußreiche Stellung erlangt. [31]) Ihm eignete zuletzt der unumſchränkte Patronat über die Pfarrſtelle, Franz Rotbart, den letzten katholiſchen Pfarrer, hatte er 1519 ausdrücklich in der guten Zuverſicht gewählt, „einen Pfarrherrn an ihm zu haben, der ſich nach dem Rat richten werde.“ [32]) In ſeiner Hand lag die Verwaltung der Kirchen und ihres Vermögens; er beſtellte die Kirchväter und andere im Kirchendienſt verwandte Perſonen, ebenſo auch die Verſorger des Franziskanerkloſters. In ſeinem Beſitz waren die Hoſpitäler mit ihren Kapellen; auch die lateiniſche Schule, die ganz zu Anfang ſicher auch Kirchſchule an der Nikolai-Kirche geweſen ſein mag, ſtand ſeit Jahrhunderten unter ſeiner Botmäßigkeit, er berief den Schulmeiſter und ſeine Gehilfen. [33]) Als dann durch das Eindringen der Reformation infolge des ungenügenden Eingangs der ſogenannten Prieſtergelder die wirtſchaftliche Lage der Kirche eine ſehr gefährliche geworden war, hatte des Rates entſchloſſenes Zugreifen gerettet, was zu retten war, neu aufzubauen begonnen und zum Teil durch Zuſchuß aus ſtädtiſchen Mitteln eine zureichende geldliche Grundlage geſchaffen. [34]) Die bisherige kirchliche Obrigkeit, die Erzprieſterſtühle in Görlitz, Reichenbach, Seidenberg, hatten mit dem

[28]) M.B. fol. 283 Bl. 113 b.
[29]) R.Pr. 1763/64 Bl. 241 b, 257.
[30]) A. Schultze, Stadtgemeinde und Reformation S. 50.
[31]) Oblſ. Beiträge, Feſtſchr. f. R. Jecht S. 102 f., Anm. 45—49.
[32]) Scriptores rerum Lusaticarum, Neue Folge III 572 Z. 42 f.
[33]) Dr. Schütt, Programm zur Feier des 300jähr. Jubiläums des evgl. Gymn. in G. (1865) S. 7 ff.
[34]) N.L.M. 101 S. 165 Scrpt. rer. Lus. N. F. IV S. 302 ff.

ſogenannten Prieſterkonvent im April 1525 zu Görlitz ihr Ende gefunden.[35]) Der Biſchof von Meißen hatte 1581 zu Gunſten des Kurfürſten von Sachſen reſigniert; der Dekan von Bautzen als Adminiſtrator des Bistums in den Lauſitzen war von den Evangeliſchen der Oberlauſitz bis etwa in die Mitte des 17. Jhrdts. höchſtens noch in Eheſachen in Anſpruch genommen worden; am 25. November 1679 hatte der Görlitzer Rat beſchloſſen: „Matrimonialſachen ſollen künftig jedesmal angenommen, der Prozeß darinnen dirigieret und nachmals in ein evangeliſches Konſiſtorium oder Kollegium zum Verſprechen geſchickt werden.“[36]) Evangeliſche Superintendenten und Konſiſtorien wie im Kurfürſtentum Sachſen waren in der Oberlauſitz nicht vorhanden, der Patron war ſelbſtherrlicher Gebieter in den kirchlichen Verhältniſſen ſeines Ortes.[37]) Die kirchliche Vormachtſtellung des Görlitzer Rats im 18. Jhrdt. war der Abſchluß einer ſeit Jahrhunderten angebahnten Entwicklung und gleichſam ein Entgelt ſeines Eintretens für die Wiedererrichtung und Erhaltung geordneter kirchlicher Verhältniſſe.

An dieſem Zuſtand hatte darum aber auch — zum mindeſtens in der I. Hälfte des 18. Jhrdts. — niemand Anſtoß genommen, weil der Rat gut kirchlich geſonnen und mit den Bürgern von dem gleichen evangeliſch-lutheriſchen Bekenntnis umſchloſſen war. Gewiß gab es nach Einführung der Reformation in Görlitz und auf den Dörfern noch Katholiken, im 16. Jhrdt. war die ziffernmäßig kleine katholiſche Partei in der Stadt ſogar ſehr tätig und einflußreich. Auch Reformierte waren vorhanden, im 16. Jhrdt. auch ausgeſprochene Anhänger Kaſpar Schwenckfelds, im 18. Jahrhundert Schwenckfeldſche Flüchtlinge aus Harpersdorf und mähriſche Brüder. Auch Juden traten hin und her auf, vereinzelte werden ſogar getauft. Aber wie an anderen Orten, fielen auch in Görlitz und Umgegend bürgerliche und kirchliche Gemeinde völlig zuſammen. Die bürgerliche Gemeinde war weitaus in der Mehrzahl ihrer Glieder evangeliſch-lutheriſch, und ihr wie dem zum gleichen Bekenntnis gehörenden Rat war dieſe Zugehörigkeit zur lutheriſchen Religion wenigſtens noch in den erſten 8 Jahrzehnten des 18. Jhrts. eine wichtige und ernſte Sache. Eine

[35]) N.L.M. 102 S. 186 ff.
[36]) G.R.A. Varia 133 Bl. 130 b.
[37]) Verſuch eines Oberlauſ. Kirchenrechts für Predigtamts-Kandidaten und angehende Landgeiſtliche (von M. Kurt Gottfried Schuſter, Pf. zu Waldau O/L., 1771—1807), Frankfurt, Leipzig 1796, S. 3—12, 16 f., Rechte und Pflichten der Patrone S. 20—72.

von einem Ratsherrn verfaßte und in 2 Ratssitzungen durchgesprochene Denkschrift über eine Verwaltungsreform von 1694 begann mit den Worten: „Soll unsere Regierung und Stadtwesen in einen besseren Stand gesetzt werden, so ist meines Erachtens nötig, daß vor allen Dingen Obere und Untere in allem ihren Tun und Lassen Gott vor Augen haben, in seinen Geboten wandeln usw." [38]) Als im Januar 1731 das Waisenhaus eröffnet wurde, lag ein genauer Plan darüber vor, was für Lieder, Psalmen, katechetische Hauptstücke die Woche über in den täglichen Betstunden morgens und abends und bei den Mahlzeiten gebraucht werden sollten. [39]) In den Satzungen der vom Rat unter dem 29. Juli 1673 genehmigten Zunft der Nagelschmiede in Görlitz lautete der erste Artikel: „Es sollten die Meister der Nagelschmiede sich samt den Ihrigen aller Gottesfurcht und Ehrbarkeit befleißigen, des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen treulich und fleißig abwarten und bei dem Gebrauch des hlg. Abendmahls sich der Gebühr nach einfinden." In fast allen Ratsprotokollen und den bürgermeisterlichen Tagebüchern (Diaria consularia) bis zum Anfang des 9. Jahrzehnts des 18. Jhrdts. stehen zu Anfang, auch zu Ende der Jahre, zuweilen auch in den Protokollen selbst, z. B. bei Pfarrwahlen, religiöse Voten, auch ganze Strophen religiöser Lieder. [40]) Und ein unbedingt zuverlässiger Zeuge [41]) erzählt von einem 1711 verstorbenen Bürgermeister, er habe in der Wittenberger Bibel das alte Testament 45 Mal und das neue Testament 117 Mal durchgelesen, und von einem anderen, der bis 1755 neunmal regierender Bürgermeister gewesen war, er habe, obwohl er ein Anhänger der Wolffschen Philosophie und von hoher allgemeiner Bildung war, ständig die Hausgottesdienste gehalten, den öffentlichen Gottesdienst und das Abendmahl besucht und unter und

[38]) R.L.M. 98 S. 35 f.

[39]) G.R.A. repon. Acten, Verzeichnis I. Bd. S. 335 Nr. 3, Regal 7, Fach 28, Bl. 25.

[40]) G.R.A., Varia 183 Anhang.

[41]) Archidiakonus Gottlieb Christian Giese in Görl. (1721—1788) in L. IV z. S. 20 ff., 26 ff. Eine Bestätigung in dem Bekenntnis dieses Bürgermeisters am Anfang seines Diarium Consulare 1749/50 nach der zum 6. Mal auf ihn gefallenen Wahl. Übrigens fand unmittelbar nach der am frühen Morgen gehaltenen Ratskur ein feierlicher Kirchgang zur Peters-Kirche zur Kurpredigt statt, der z. B. R.Pr. 1787/88 Bl. 1 zum 8. Juli 1787 ausführlich beschrieben ist, und der noch zum 30. Juni 1819 bezeugt ist R.Pr. 1819/20 Bl. 1. Am Nachmittag war die erste offizielle Sitzung des neuen Rats.

neben ſeinen philoſophiſchen und juriſtiſchen Büchern eine noch heute erhaltene Luther-Bibel von 1534 ſowie andere religiöſe Bücher beſeſſen und fleißig geleſen.

Die kirchlichen Belange waren in den Händen ſolcher Ratsperſonen gut aufgehoben. Für ein vom Rat unabhängiges Kirchenweſen lag keine Notwendigkeit vor. In der erſten Inſtanz mochte der Rat auch die kirchlichen Anliegen ſeiner Stadt und Dörfer recht wohl völlig regieren.

3.

Aber nur in erſter und unterſter Inſtanz! Im Vergleich zum 16. und dem erſten Drittel des 17. Jhrdts. hatte die Kirchenhoheit des Rats im 18. Jhrdt. mancherlei Einbuße erlitten; der „völlige pouvoir" galt doch nur mit Einſchränkung.

Die Oberlauſitz und damit auch Görlitz und ſeine Dörfer waren 1635 in den Beſitz des Kurfürſten von Sachſen gelangt, der kirchliche Zuſtand ſollte nach dem Traditionsrezeß nicht geändert werden.[42]) Aber aus der Stellung des Kurfürſten als des summus episcopus, die auch der Görlitzer Rat ohne weiteres anerkannte,[43]) ergaben ſich Folgerungen, an die früher nicht zu denken geweſen war. Der Kurfürſt griff, wie die Ratsprotokolle[44]) und das Oberlauſitzer Kollektionswerk[45]) zeigen, in vielen Stücken regelnd und entſcheidend in die kirchlichen Dinge ein. Er traf z. B. Verordnungen über das jus patronatus, die Kirchen- und Schuldiener, die actus ministeriales. Von ihm ergingen Beſtimmungen über die Gottesdienſte, die Jubel-Dank-Friedensfeſte, die Sonntagsfeier, die Abkündigungen, die Kirchengebete, die Kirchenkollekten, er forderte die Jahreszettel, die als Auszüge aus den Kirchenbüchern jährlich zu liefern waren, er ſchrieb 1799 das für alle Kirchenbücher gültige Formular vor, er ſchaffte zum 31. Dezember 1755 zur Verhütung des Kindesmordes die bis dahin betätigte öffentliche Kirchenbuße ab; er entſchied über Beſchwerden gegen den Rat, die vor ihn gebracht wurden. Da mochte die Oberlauſitz auch keine Superintendenten und kein Konſiſto-

---

[42]) Verſuch eines Oblſ. Kirchenrechts S. 15.

[43]) z. B. R.Pr. 1748/49 Bl. 317, G.R.A., Zobelſche Bibliothek (= Z.B.) fol. 345 zum 11./21. Mai 1683, R.Pr. 1758/59 Bl. 572 b f. Zur Sache vgl. Karl Müller, Kirche, Gemeinde und Obrigkeit, Tübingen, Mohr, 1910.

[44]) z. B. G.R.A., Varia 135 Bl. 61, 80.

[45]) Collection der Oberl. Geſetze (Bautzen 1771), III. Bd. VII. Abtlg.

rium haben, das Oberamt in Bautzen, der Amtshauptmann in Görlitz waren diejenigen, durch welche der Wille des Königs und Kurfürsten dem Rat bekannt gegeben wurde, und das Geheime Konsilium, auch in einzelnen Fällen das Ober-Konsistorium in Dresden, waren die Stellen, von welchen auf Grund der Berichte des Oberamts und auch selbst vorgenommener Vernehmungen die Sachen geprüft und für die kurfürstliche Entscheidung vorbereitet wurden. Verstand sich doch auch der Rat selbst dazu, wie es in den Protokollen des öfteren heißt: „konsistoriale Belehrung einzuholen"! Denn er hütete sich sehr wohl, sich dem Kurfürsten zu widersetzen. An die Stelle des stolzen, bürgerlichen Selbstbewußtseins um die Wende des 16. Jhrdts. war unter der Nachwirkung des Pönfalls 1547 und der weiteren Entwicklung der überragenden Stellung der territorialen Fürstenmacht[46]) der Geist der Gehorsamswilligkeit, ja Unterwürfigkeit getreten. Mit dem „Hofe"[47]) wollte man es nicht verderben. Man wahrte wohl Beschwerdesachen gegenüber mit mehr oder weniger sachlichen Gründen und in zumeist durchaus würdiger Form die eigene Stellung und suchte die eigene Entscheidung zu rechtfertigen. Aber hatte der Kurfürst einmal entschieden, dann gab man sich auch zufrieden, die Ehrerbietung vor dem Summus episcopus schloß Widerstand aus.

Freilich in erster Instanz hielt der Rat den „völligen pouvoir" dafür um so mehr und um so hartnäckiger aufrecht. Am 25. Juli 1818 notifizierte ihm der Archidiakonus M. Johann Christian Jancke, daß er durch den Herrn Konsistorialrat D. Augusti aus Breslau zum ersten Superintendenten der ersten Diözese Görlitzer Kreises vereidigt worden sei. Er erhielt als Antwort das Gratulationsschreiben. Gleichzeitig aber erhielt der Stadt-Syndikus den Auftrag, zu prüfen und anzuzeigen, in welchem Maße des Magistrats seitherigen Gerechtsame eben dadurch etwas derogieret würden und was darauf zu tun. Am 27. Oktober 1818 wurde zu Protokoll genommen, daß Jancke angemeldet habe, daß auf den 9. November von Herrn Superintendent Worbs seine Investitur und Anweisung der Geistlichen seiner Diözes an ihn, auch Eröffnung der Synodal-Versammlung unter gottesdienstlicher Feierlichkeit werde vorgenommen werden, sowie daß Jancke ersucht habe, daß der Magistrat von dieser Anmeldung durch Umlauf benachrichtigt werde. Es wurde be-

[46]) N.L.M. 98 S. 30 ff.
[47]) z. B. G.R.A., Varia 135 Bl. 74 z. 16. März 1724.

ſchloſſen, vor der Hand noch nicht in dieſen Antrag zu willigen, ſondern umſtändliche Anfrage und Bericht an die Regierung durch expreſſen Boten abzuſenden.[48])

Es hat der Rat mit aller Kraft dagegen geſtrebt, den trotz der Beſchränkung durch den Summus episcopus noch gewaltigen Einfluß auf die kirchlichen Dinge noch weiter einengen zu laſſen, geſchweige denn ihn aufzugeben.

4.

Schließlich iſt die geſchichtliche Entwicklung doch ſtärker als der Rat geweſen.

Durch den Wiener Frieden von 1815 war auch Görlitz und Umgegend an Preußen gekommen. Damit wurde es der in Preußen herrſchenden Konſiſtorial-Verfaſſung in kirchlicher Beziehung unterworfen.[49]) In ſeinem Archidiakonus Jancke hatte es 1818 ſeinen erſten Kgl. Superintendenten erhalten.

Die Übereinſtimmung von bürgerlicher und kirchlicher Gemeinde hörte infolge der Freizügigkeit je länger je mehr auf. Die Zahl der Katholiken wuchs, um 1820 war ſie auf etwa 200 angewachſen, 1828 hatten ſie eine eigene Kapelle, 1832 eine eigenen in Görlitz anſäſſigen Geiſtlichen und 1853 eine eigene Kirche.[50]) Auch die Juden drangen ein; obwohl ihnen bis 1847 das Recht des feſten und ſtändigen Wohnſitzes in der Stadt verſagt war, gab es 1849 an Juden 111, 1852 an 149 und 1853 beſaßen ſie ein eigenes neues Gotteshaus.[51])

Unter der Einwirkung der Aufklärung wich die ſtrenge konfeſſionelle Einſtellung zunächſt bei den führenden Perſönlichkeiten, dann bei der Bürgerſchaft. Die nach der Preußiſchen Beſitzergreifung von der Preußiſchen Union her eindringende geiſtige Beeinfluſſung fand in Görlitz einen beſonders günſtigen Boden. Gewiß waren die Görlitzer zunächſt bewußte Lutheraner geweſen. Die Geiſtlichen waren auf die Augsburgiſche Konfeſſion verpflichtet. In der Schule wurde der lutheriſche Katechismus gebraucht. Die lutheriſche Reformation wurde in den Hundertjahrfeiern beſonders feſtlich begangen. Luthers Taufbüchlein wurde gebraucht,

[48]) R.Pr. 1818/19 Bl. 7 b, 74 b.

[49]) Verfügung des Kgl. Konſiſtorii für Schleſien in Breslau vom 30. November 1818, abgedruckt im Görlitzer Anzeiger 1819 N. 6 f.

[50]) Neuer Görl. Anzeiger 1928 N. 10 S. 2 f. z. 28. 4. 1928.

[51]) R. Jecht, Geſchichte der Stadt Görlitz, S. 116.

für Beichte und Abendmahl galt Luthers Lehre. Der gegen Ende des 16. Jahrhunderts erhobene Vorwurf des Krypto-Calvinismus wurde als unbegründet zurückgewiesen und als solcher von der Untersuchungs-Kommission in Budissin auch erfunden.[52]) Jedoch von Anfang an war dem Luthertum ein gut Teil melanchthonischen Geistes beigemengt gewesen. Ein Mag. Wolfgang Sustelius, wohl der erste ordentliche evangelische Pastor primarius von Görlitz 1545—1553, war Melanchthons Schüler und von ihm nach Görlitz empfohlen.[53]) Das Gymnasium Augustum war 1565 ganz und gar von Melanchthons Schülern in seinem Geist aufgebaut und weitergeführt worden.[54]) Melanchthons Schriften wurden, wie die Testamentbücher im Ratsarchiv zeigen, viel von Görlitzern gelesen. Und so sehr auch der Rat sich lutherisch wissen mochte, dem lutherischen Konfessionalismus, seinem Eifern und seiner Unduldsamkeit ist [illegible] Schwenckfelds Anhänger beim Rat Schutz gefunden, der widerstrebende konfessionell charakterfeste Prädikant wurde zunächst seines Amtes enthoben und schließlich auf Fürbitte seiner Kollegen wieder eingesetzt, aber nicht mehr in seine anfängliche, sondern in die letzte geistliche Stelle.[55]) Im 17. Jahrhundert hatte das Verhalten der Geistlichen gegenüber Jacob Böhme, besonders bei seinem Begräbnis, des Rats scharfe Mißbilligung gefunden.[56]) Im 18. Jahrhundert hatte er im Februar 1723, wie schon oben erwähnt, dem geistlichen Ministerium den Auftrag gegeben, einen Uhrmachergesellen „reformierter Religion" mit der Tochter eines Uhrmachers in Görlitz zu kopulieren. Die Flüchtlinge aus Mähren, Harpersdorf, Armenruh hatten bei ihm Zuflucht gefunden.[57]) Ein Vertreter des Pietismus, der Mag. Melchior Scheffer, war aus Holzkirch nach Görlitz an die Ober-Kirche berufen worden[58]); Herrnhutischer Geist hatte einflußreich werden können; im Rat, unter den Geistlichen,

[52]) G.R.A., rep. Act. Regal III, Fach 6, Vokationen der Primarii v. 1600—1760, Jahrbuch des Vereins für Schles. Kirchengeschichte XXII. Bd. S. 30 f., S. 30 f., G.R.A., Z.B. fol. 329 S. 482 ff., Bibliothek der Peters-Kirche N. 171 ff.

[53]) Oberlausitzer Beiträge, Festschrift für R. Jecht, 1938, S. 97 ff.

[54]) Schütt, Gymnasium S. 25.

[55]) G.R.A., Diarium consulare von Elias Melzer 1563—1571, Bl. 202—204.

[56]) R.L.M. 100 S. 224 ff.

[57]) G.R.A., rep. Akten, Regal III, Fach 2, betr. Schwenckfelder.

[58]) R.L.M. 88 S. 224 ff.

unter den Bürgern gab es viele bewußte Anhänger dieser neuen Bewegungen. Zwar hatte sich in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts — geschieden von der evangelisch-lutherischen Gemeinde, den Alt-Lutheranern —, eine kleine, aber tätige Gruppe der Konfessionellen, auch die Neulutherischen genannt, gebildet, die vor allem auch in der Presse entschlossen die Preußische Union bekämpfte.[60]) Allein als bei dem ersten Versuch der Einführung einer kirchlichen Gemeindeordnung 1851 vom Konsistorium in § 1 des Lokalstatuts der Zusatz verlangt wurde, „die Gemeinde gehört ihrer Stiftung nach dem Bekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche an", wehrten sich die Görlitzer mit Ausnahme von 2 Geistlichen, die den Zusatz als rein historisch für unverfänglich hielten, mit Entschlossenheit dagegen.[61]) Die Ursache lag nicht, wie man gemeint hat, „im Zusammenhang mit der staatlich [illegible] des E.O.K. Vielmehr entsprang der entschlossene Widerspruch dem Gefühl der durch die Entwicklung auferlegten Verpflichtung, das einende Evangelische gegenüber dem trennenden Konfessionellen zu bewahren. Der Magistrat, die Mehrzahl der Geistlichen und der Bürger wußten sich in erster Linie als Evangelische, und so war, nachdem die Sache zunächst einmal ad acta gelegt worden war, das Endresultat, daß schlechthin von „evangelischer Gemeinde", „evangelischem Kirchen-Kollegium", „evangelischer Kirchenverwaltung" geredet wurde.

Allerdings unter dem 1. Dezember 1847 wurde die Kirchenordnung für die evangelische Parochie der Stadt Görlitz, die unter dem 15. Februar 1848 vom Königlichen Konsistorium für die Provinz Schlesien bestätigt wurde, noch einmal vom Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung verabschiedet. Es war das letzte Aufflackern früherer allgewaltiger Stadthoheit über die Kirche. Schon 1821 war ein Kirchen-Kollegium, bestehend aus einem Ratsmitglied als dem Vorsitzenden, den Geistlichen und 6 bürgerschaftlichen, vom Magistrat ernannten Mitgliedern, ins Leben getreten. 1823 wurde von diesem Kirchen-Kollegio zum ersten Mal die Kirchenrechnung gelegt, 1837 von der Kassen-Verwaltung der evangelischen Kirchen in Görlitz,

[60]) Evangel. Kirchenblatt für Schlesien 1928 S. 363.

[61]) a. a. O. S. 363 u. 364 und G.R.A., repon. Akten, Regal III. Fach 12, betr. die Kirchgemeindeordnung für die östlichen Provinzen von 1850 etc. und Evangel. Gemeindeamt in Görlitz, Akten des Parochialverbandes Sect. I Vol. 6.

deren Rendant ein Geiſtlicher und deren Einnehmer der Aedituus war. 1865/66 kam der Rezeß betr. die Auseinanderſetzung zwiſchen der Stadtgemeinde und der evangeliſchen Kirchengemeinde zu Görlitz zuſtande. Die geſamte Vermögensverwaltung, insbeſondere auch die bisher noch vom Magiſtrat geführte Stolgebührenkaſſe ging an das evangeliſche Kirchen-Kollegium und ſeine Rechtsnachfolger über; die evangeliſche Kirchenverwaltung mit beſonderem Rendanten und Buchhalter trat ins Leben. Der 10. September 1873 brachte die Kirchgemeinde- und Synodal-Ordnung und darin die Selbſtändigkeit der durch Gemeinde-Kirchenrat und Gemeindevertretung vertretenen Kirchengemeinde, der 29. Januar 1877 die von den kirchlichen Körperſchaften angenommene Geſchäfts-Ordnung für die vereinigten Organe der Evangeliſchen Kirchengemeinde zu Görlitz, der 3. Februar 1879 das Regulativ für die Erhebung der Kirchen-Gemeinde-Umlage und ab 6. Februar 1879 die kirchliche Geſchäftsordnung für die evangeliſche Parochie Görlitz.[62]) Nach dem Lauf der geſchichtlichen Entwicklung hatte ſich die Leitung der Kirche in Görlitz durch rein weltliche Organe als unmöglich erwieſen.

Nur eins hatte ſich bis in die jüngſte Zeit als Reſt des ehemaligen Stadtregiments erhalten, das Patronat. Infolge der Staatsumwälzung 1918 und der damit heraufziehenden Gefahr, die Wahl der Geiſtlichen in der Hand von nicht blos kirchenfremden, ſondern auch kirchenfeindlichen Perſönlichkeiten zu ſehen, fiel auch er, allerdings nur für die Stadt Görlitz. Am 1. April 1920 trat die Patronatsablöſung in Kraft.[63]) Die Jahrhunderte alte Verbindung von Stadt und Kirche war für die Stadt Görlitz gelöſt und beendet.

Nun wäre es geſchichtlich ungerecht und ſittlich undankbar, leugnen zu wollen, daß die Leitung der Kirche durch die Stadt in vieler Beziehung für das Kirchenweſen von Segen und Gewinn geweſen iſt. Aber je mehr Perſönlichkeiten, die vom evangeliſchen Geiſt keinen Hauch verſpüren ließen, vielfach auch nicht einmal zur evangeliſchen Kirche gehörten, in den kirchlichen Angelegenheiten mitſprachen, um ſo unerträglicher mußte dieſer Zuſtand empfunden werden. Je weniger die bürgerliche Gemeinde mit der nach und nach entſtandenen evangeliſchen Kirchengemeinde zuſammenfiel,

[62]) Inhaltsverzeichnis des Ev. Kirchenarchivs zu Görlitz. (Ev. Gemeindeamt), Schlagwörterverzeichnis Bl. 64 ff.
[63]) Evangel. Kirchenblatt für Schleſien 1920 N. 23.

um ſo notwendiger mußte die Trennung werden. Das Verhältnis von Stadt und Kirche in Görlitz aus dem 18. Jahrhundert war für das 19. und erſt recht für das 20. Jahrhundert ſachlich untragbar geworden. Die evangeliſche Kirchengemeinde, geſchieden und unterſchieden von der bürgerlichen Gemeinde, war die Erbin der durch den Rat vertretenen Stadtgemeinde geworden.[64])

Görlitz. **Alfred Zobel**, Pfarrer i. R.

[64]) A. Schultze, Stadtgemeinde und Reformation, S. 51.

XI.

Aus einem Tagebuch der Erweckungszeit.

Zu den Abſchnitten der ſchleſiſchen Kirchengeſchichte, die noch am wenigſten durchforſcht ſind, gehört vor allem die Zeit vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zum Revolutionsjahr 1848. Und doch birgt grade dieſe Epoche von etwa zwei Menſchenaltern eine hochintereſſante und für die Kirchengeſchichte ſehr bedeutſame und fruchtbare Geiſteswandlung in ſich: von der Aufklärung über die Erweckung zum konfeſſionellen Luthertum. Darum können wir für jede Quelle, die uns dieſen geſchichtlichen Prozeß deutlich macht, nur dankbar ſein.

Vor mir liegt das Tagebuch eines ſchleſiſchen Geiſtlichen, deſſen eigene innere Entwicklung der eben gekennzeichneten geiſtigen Umwandlung konform gegangen iſt: des Paſtors Guſtav Deutſchmann[1]) des Gründers des ſchleſiſchen Paſtorengeſchlechtes dieſes Namens. Sein Tagebuch zerfällt in vier verſchiedene lange Teile: Teil I mit 79 Blättern der weitaus umfangreichſte Teil, ſchildert Elternhaus und Schulzeit in Torgau, Studentenzeit in Halle, Kandidatenzeit im Wittenberger Predigerſeminar und ſchließlich die erſte Berührung mit Schleſien, die Hauslehrjahre bei den Familien Mutius auf Börnchen und Bieberſtein in Hirſchberg. Weit kürzer ſind die beiden folgenden Abſchnitte: Teil II mit 25 Seiten, Die Katechetenzeit in Meſſersdorf und Teil III, gar nur 10 Seiten, Die Goldberger Rektorenzeit. Der letzte Teil IV berichtet über das Pfarr-

---

[1]) Ed. Anders, Hiſtor. Statiſtik der ev. Kirche Schleſiens 1867 bringt S. 587 unter „Parochie Bienowitz“ folg. Perſonalien: „Deutſchmann, geb. 15. Dezember 1807 in Torgau, Univ. Halle, 1835 Katechet in Meſſersdorf, 1840 Rektor in Goldberg, ſeit 1846 hier, Präſident des ev.-luth. Provinz.-Vereins; von ihm: Über die luth. Vereine, ihre Aufg., ihr Verfall u. d. Mittel zu ihrer Wiederbelebung, mehrere gedruckte Predigten u. Aufſätze.“ —

Das Tagebuch iſt mir von Superintendent Deutſchmann in Mallmitz freundlichſt zum Studium überlaſſen worden.

Derſelbe gab mir auch die Unterlagen zu folg. Stammbaum des ſchleſiſchen Zweiges der Deutſchmann

(Stammbaum nebenſtehend)

amt in Bienowitz, bricht aber leider auf S. 38 unvermutet nach der Schilderung des Todes seiner ersten Frau und der Wiederverheiratung ab. Es liegt auf der Hand, daß solch ein Tagebuch eine Fülle von allgemein interessierendem Stoff enthält; so berichtet das vorliegende recht anschaulich von den Befreiungskriegen und der Belagerung Torgaus, von den damaligen Schulverhältnissen auf dem Torgauer Gymnasium, von dem Hallenser Universitätsleben um 1827 bis 1830, von Reiseerlebnissen und Fußwanderungen, von wunderbaren göttlichen Führungen und Bewahrungen (man lese den einzigartigen Heimgang des Vaters! I 58/4) und von unheimlichen Spuk in einem schlesischen Pfarrhaus (III 1), von Audienz bei König und Minister (IV 5 ff.) und von schweren Seelsorgeerfahrungen mit Geisteskranken. Wir haben es aber hier nicht mit diesen interessanten Einzelheiten zu tun, sondern mit der Aufhellung der damaligen kirchlich-religiösen Zustände und der oben genannten geistigen Entwicklungslinie.

Der eigene innere Entwicklungsgang.

Deutschmann urteilt scharf über den religiösen Ertrag seiner Jugend. Wohl hatte er orthodoxen Religions- und ebensolchen Konfirmandenunterricht; allein, sie machten

---

Joh. Christian Teutschmann
Leipzig, † 1796.

/

Joh. Gottlieb Deutschmann, Rektor
* 1752 Leipzig, † Torgau 1832.

/

Gustav Deutschmann, Pastor
* 1807 Torgau, † 1886 Bienowitz.

Max Deutschmann, Pastor
* 1837 Meffersdorf,
† 1918 Grenzkirch (O/L.),
früher Podrosche.

Eduard Deutschmann, Pastor
* 1862 Bienowitz, eb. i. R.

Walter Deutschmann,
Pastor
* 1876 Podrosche,
jetzt Superintendent
in Mallmitz.

Gerhard Deutschmann,
Pastor
* 1881 Podrosche,
† 1939 als Superintendent
in Lähn.

keinen nachhaltigen Eindruck auf ihn. „In religiöser Beziehung blieb ich jedoch in meiner Gymnasialzeit völlig geistlich tot .... Von meinen Eltern habe ich nur noch den Eindruck, daß es gottesfürchtige, ernste und solide brave Leute waren, die mich auch mit vieler Liebe gewissenhaft so erzogen; namentlich war mein Vater ein in seiner Art wirklich frommer Mann, der alle Tage sein Tagebuch schrieb und stets religiöse Betrachtungen darin anstellte. Aber er war ein Kind seiner Zeit und bei ihm von einem Heilandschristentum keine Rede, obwohl er in den letzten Jahren durch die gläubige Richtung, die ich gewann, auch darin wohl anderen Sinns wurde. Daher war auch ich wohl ernst, religiös und moralisch gerichtet, aber ebenfalls ohne eine Ahnung vom wirklichen christlichen Glauben“ (I 17/4) [2]). So nahm der Gymnasiast z. B. trotz seines orthodoxen Religionsunterrichtes gar keinen Anstoß daran, daß die damals erscheinende Weltgeschichte Beckers Jesu Leben ungläubig rationalisierte und die Auferstehung geradezu als frommen Betrug darstellte. Kein Wunder, daß Deutschmann den Zustand, in welchem er nach Halle kam, später rückblickend als „ohne irgendwelche christliche und gläubige Anregung und Vorbildung . . ., völlig rudis und gleichgültig“ bezeichnete.

Trotzdem sein innerer Zustand für den Rationalismus prädestiniert erschien, und trotzdem diese theologische Richtung damals bei der Hallenser Fakultät durch die zwei bekannten Vertreter Wegscheider und Gesenius und bei den 800 Theologiestudenten restlos dominierte, ist D. nie Rationalist geworden. Das kam nicht bloß von der freundlichen Fügung, die ihn zu Thilo, dem Vertreter des Supranaturalismus führte, sondern vor allem von seiner philologischen Wahrhaftigkeit, einer Furcht seiner gründlichen humanistischen Gymnasialbildung: „Bald sah ich und fühlte es: die rationalistische Auslegung nimmt die Worte der Bibel nicht nach den Regeln der Grammatik, wie sie griechisch dastehen und wie man sie doch bei den alten klassischen Schriftstellern stets und überall nehmen muß, sondern legt den Worten entweder einen ganz anderen Sinn unter oder nahm doch die Lehren und Geschichten derselben nicht so einfach an, wie sie doch eben Griechisch und Deutsch lauteten. Da-

[2]) Dieser letzte Satz ist charakteristisch; die rationalistische Frömmigkeit dreht sich um die Worte: Religion und Moral; die Erweckungsfrömmigkeit um die Worte: Jesus Christus und Heiligung.

gegen empörte ſich nun ſofort der ſeiner Grammatik folgende und ſprachgewiſſe Philologe in mir und eine Stimme in mir ſagte ſtets, wenn ich wieder eine ſolche rationaliſtiſche Erklärung hörte: Iſt doch nicht wahr ſo! Es ſteht doch ſo da! muß doch ſo verſtanden werden, wie die Worte heißen. Damit war gleich in den erſten Tagen und Wochen meine theologiſche Richtung entſchieden, und ſchon damals der Lutheraner mit ſeinem: Es ſteht geſchrieben! bei mir fertig." (I 34). Die Grammatik und Römer 3,37 hielten den jungen Theologen feſt bei der Bibel, auch gegenüber allen Angriffen und Entrüſtungsſtimmen ſeiner rationaliſtiſchen Kommilitonen. Hinzu kam, daß die beiden Hauptvertreter des Rationalismus es völlig bei ihm verſchütteten: Geſenius durch ſeine faden, leichtfertigen Witze im Kolleg, Wegſcheider durch ſein berüchtigtes Kolleg über die Wunder: „Da wurden denn alle Wunder der Schrift, die doch mit klaren griechiſchen Worten als wahrhaftig ſo geſchehen, daſtanden, friſch wegexegeſiert und zunichte gemacht mit den gewöhnlichen rationaliſtiſchen Behelfen und Redensarten: Das muß man nicht ſo wörtlich verſtehen, die Jünger, die natürlich ſehr dumme, abergläubiſche und beſchränkte Leute geweſen ſind, hätten das alles nur ſo angeſehen; Jeſus habe ſich vernünftigerweiſe den jüdiſchen oder damals herrſchenden Ideen und Vorſtellungen akkomodiert oder in anderer Sprachweiſe ſich nur ſo ausgedrückt, oder die ſpätere Zeit habe das und jenes erſt hinzugeſetzt, oder endlich Blitz und Erdbeben, Naturerſcheinungen und Magnetismus mußten herhalten, um alle dieſe Wunder natürlich zu erklären und lieber das Unnatürlichſte und Widerſinnigſte zu beweiſen, ſtatt die einfache bibliſche Erzählung anzunehmen, wie ſie erzählt wird. Am Schluß ſagte er in ſeiner näſelnden trockenen Vortragsweiſe: Aber nun, meine Herren, entſteht die Frage: wie hat ſich der evangeliſche Geiſtliche zu verhalten, wenn er beim Volksunterricht oder bei ſeinen Kanzelvorträgen auf die bibliſchen Wunder zu ſprechen kommt? Da iſt es freilich unmöglich, die beſſere vernünftige Auslegung ſo ohne weiteres vorzutragen. Dazu iſt das Volk noch nicht reif; da muß man ſeine Worte abwägen und die Wunder ſtehen laſſen; man würde ſonſt anſtoßen; da kann man nur im Geſpräch und Umgang die Gebildeteren und Klügeren unter den Leuten aufzuklären ſuchen, bis die Vernunft ſiegt uſw. — Das ſchlug bei mir ehrlichen Menſchen durch. Ich weiß noch heute,

wie ich halblaut vor mich hinflüſterte: Du Schuft! und war von nun an im Gegenteil vollſtändig feſt geworden." (I 35).

Allein mit einer orthodoxen bibelgläubigen Theologie war der innere Chriſtenmenſch noch nicht geboren. „Bei aller meiner Orthodoxie blieb ich im Leben ganz der Vorige, wohl nicht leichtfertig, aber doch in meinem luſtigen Studentenleben ſeelenvergnügt, wohl ernſt und fromm ſein wollend, aber ohne irgendwelche Bußgedanken und Bußregungen, umſo weniger, als ich äußerlich zu ſehr moraliſch und ſittlich rechtſchaffen war. Das innere Buß- und Glaubensleben, die Liebe zum Heilande, die wahre innere Heiligung, den Kampf des Chriſten ſollte ich erſt ſpäter kennen lernen. Ich ſang, ich ſpielte, ich tanzte, ging auf die Kneipe, amüſierte mich überall, wo ich nur konnte, ohne jede Gewiſſensregung" (I 36). Da kam Tholuck nach Halle und er war es, durch den Deutſchmann und mit ihm ſein Freund Neuenhaus[3]) geiſtlich erweckt wurden. Freilich, ſo ſchnell ging das nicht! Nicht nur die Rationaliſten haßten und bekämpften Tholuck bis auf das Meſſer; „Die Studenten richteten in den Kneipen ihre Hunde ab, wenn ſie fraßen. Sagten ſie: es iſt von Wegſcheider, ſo fraßen ſie; ſagten ſie aber: Es iſt von Uk (Endſilbe und Spitzname von Thol-uk), ſo ſpieen ſie es wieder aus!" (I 37). Sondern auch die Supranaturaliſten fühlten dem Pietiſten gegenüber ein ſtarkes Unbehagen: „Der luſtige Student in uns flüſterte: Laßt euch nicht zu tief mit dem ein; dann iſts mit unſerem luſtigen Leben vorbei" (eb.). Mit der Zeit ſiegte aber doch die geiſtesmächtige Perſönlichkeit Tholucks, ſchon durch ſeine Kollegſtunden, noch mehr durch ſeine Studentenabende am Dienstag für Anfänger im Glauben, am Freitag für Geförderte. Hieß es zuerſt: „Wir ſtanden wohl im Glauben, ſcheuten aber das Leben im Glauben, wenn auch unbewußt" (I 38), ſo jetzt durch Tholucks Einfluß: „Du, es geht nicht; es reimt ſich nicht miteinander. Wir müſſen doch anders werden! Und Gottes Gnade half nach. Immer mehr ſtarb die Welt in uns aus; wir wurden immer ernſter und innerlicher. Das alte Leben reizte uns nicht mehr, es war keine Verſuchung mehr für uns. Wir ſtudierten fleißiger, gingen viel zu Tholuck, hörten mit Begeiſterung ſeine akademiſchen Predigten und gingen öfters mit ihm ſpazieren. Ihm haben wir unſere eigentliche Wiedergeburt zu verdanken." (I 39).

[3]) N. war ſpäter reformierter Domprediger in Halle.

Mit dieſer Erweckung hat Tholuck bei Deutſchmann den Grund des neuen geiſtlichen Lebens gelegt. Andere haben auf dieſem Grunde weiter gearbeitet. Das Tagebuch nennt ſelbſt dankbar die Namen Tauſcher, Heubner und Feldner. Tauſcher war Deutſchmanns Schwager geworden, der Mann ſeiner Pflegeſchweſter Sophie Koch, zuerſt Paſtor in Wollersdorf bei Sorau, dann in Worxfelde im Warthebruch, zuletzt in Zettomin bei Stovenhagen. D. gibt ſeinem Schwager das Zeugnis, daß „er ein äußerſt begabter und tüchtiger lutheriſcher Paſtor geworden, der ſeinerzeit auch im Reiche Gottes ein helles Licht geweſen iſt; der viele Seelen zum Herrn geführt hat und in den kirchlichen Kreiſen von größerer Bedeutung geweſen iſt.“ (I 4).[4]) Dieſem Schwager verdankte D. viel innere „Anregung, Stärkung und Weiterförderung“ (I 39). In Wollersdorf hielt er auch ſeine erſte Predigt, bei der Tauſcher mit ihm in der Sakriſtei zum Gebet niederkniete, und dort fand auch ſeine 1. Trauung 1836 ſtatt. Neben Tauſcher wurde der alte Heubner, Ephorus des Wittenberger Predigerſeminars, von Einfluß auf das geiſtliche Werden: „Ich wurde immer ernſter und entſchiedener in meiner Theologie, ſo in meinem Chriſtentum . . . Im Seminar herrſchte, namentlich, ſolange Heubner als Ephorus dort bei uns wohnte, ein Geiſt ernſter Zucht und beſtimmter Scheidung von der Welt, ſodaß damals faſt gar kein perſönlicher Verkehr zwiſchen uns und der übrigen Stadt war.“ (I 49). Nur zum Halten von Bibel- und Betſtunden in den chriſtlichen Kreiſen der Stadt wurde D. herangezogen und galt im Seminar als der Vertreter der lebendig gläubigen und lutheriſchen Richtung. Schließlich war es Paſtor Feldner in Schreiberhau, von deſſen Perſönlichkeit und Wirken ein ganz beſonderer Segen auf das innere Werden des jungen Theologen ausging. Aber mit dieſem Namen Feldner wenden wir uns ſchon einem neuen Abſchnitt zu.

Die kirchlichen Verhältniſſe im ſchleſiſchen Gebirge.[5])

Wenn wir hier vom ſchleſiſchen Gebirge ſprechen, ſo iſt damit der nordweſtliche Teil der Sudeten ge-

[4]) Aus eigenen Familiennachrichten kann ich nachweiſen, daß erweckte ſchleſiſche Kreiſe nach Worxfelde gingen, um ſich dort von Tauſcher trauen zu laſſen.

[5]) Vergl. dazu die 2 Aufſätze: „Die Diaſporaarbeit der Brüdergemeinde im ſchleſiſchen Gebirge“ (Jahrbuch, 21. Bd., 1930 und Jahrbuch 22. Band, 1931). Das dortige Bild geht weithin konform mit dem von Deutſchmann gezeichneten.

meint, und zwar das Riesengebirge mit dem Mittelpunkt Hirschberg, das Isergebirge mit dem Zentrum Messersdorf und das vorgelagerte Bober-Katzbach-Gebirge um die Stadt Goldberg. In Hirschberg war Deutschmann als Hauslehrer der Familie Biberstein gleichsam Beobachter des geistig-religiösen Lebens von damals, als Katechet in Messersdorf stand er mitten in den Kämpfen drin, als Rektor in Goldberg half er die siegreiche Erweckungsbewegung vorwärtstragen. In einem eigenen Abschnitt gibt das Tagebuch ein Bild, freilich kein erfreuliches, von dem kirchlichen Leben im Hirschberger Tale, und es lohnt sich, große Stücke dieses Abschnittes im Wortlaut herzusetzen:

„Es war damals in den ersten dreißiger Jahren die Zeit des herrschenden vulgären Rationalismus auch in dieser Gegend. Der Glaube war fast gar nicht vertreten, namentlich im Predigtamt, und wo er auftrat, war er gänzlich vereinzelt und isoliert. Glaube und Unglaube standen sich ganz schroff einander gegenüber, von Nüancierungen oder Mittelstandpunkten war nicht die Rede. Im ganzen Hirschberger Tale waren nur 3 christlich-gläubige Pastoren. Das waren Pastor Feldner in Schreiberhau, Pastor Haupt in Buchwald und Pastor Santo in Hohenliebenthal; von einem vierten hörte ich erst später. Die anderen alle waren sämtlich erklärte, daß ich so sage: Stock-Rationalisten. Auf jene 3 wies man mit Fingern hin und auf ihnen ruhte die ganze Schmach Christi, und zwar, wie ich bald hörte, in einer vorher nur geahnten, wahrhaft entsetzlichen Weise. Ich kam von Wittenberg. Da war im Seminar selbst und auch im allgemeinen in der Stadt, besonders durch das große Ansehen, in dem das Seminar und sein Ephorus, der ehrwürdige Heubner, allgemein stand, der Glaube herrschend. Die Schmach Christi war sehr gering und der Verkehr der Seminaristen mit den Stadtleuten äußerst unbedeutend. Da verlief das christliche Leben sehr ruhig und stetig. Eine andere Ansicht kam gar nicht erst auf. Im Seminar war damals der nachmals so berüchtigt gewordene Freigemeindler und noch ein anderer Kandidat, die schon damals solche freisinnigen Ideen äußerten, aber es machte nicht den geringsten Eindruck. Was ein wirkliches, lebendiges Christentum und Bekehrungen, namentlich in Messersdorf, bei der ungläubigen, christusfeindlichen Welt für entsetzliche Feindschaft hervorrufen könne, davon hatten wir in Wittenberg keinen Begriff. Mit solchem ruhigen Christenleben und solchen Gedanken kam ich ins Gebirge.

Die Hirschberger Bibel vor Augen, hatte ich mir auch das Hirschberger Tal wie eine Art Wuppertal vorgestellt. Wie erstaunt war ich daher, als ich in der schönen Gnadenkirche in Hirschberg die erste Predigt von dem Superintendenten Nagel, von dem der Ruf ging, daß er der größte Kanzelredner der ganzen Gegend sei, hörte, der in süßlich blumenreicher Rede alle unsere Sorgen betrachtete, wo aber in der ganzen Predigt auch nicht ein Wort von Sünde und von Christus vorkam. Wie wurde ich aber erst verwirrt, als ich nun die ganze furchtbare Schmach

erfuhr, die auf jenen gläubigen Paſtoren, und vor allem auf Feldner ruhte. Da war kein noch ſo großer Unſinn, keine noch ſo alberne Verrücktheit in geiſtlichen Dingen, keine Sünde, keine Schandtat, die man ihm nicht nachgeſagt hätte. Die angeſehendſten, gebildeſten Leute erzählten ſich Dinge von ihnen, daß einem die Haare auf dem Kopf hätten zu Berge ſtehen mögen, in ſeiner Gemeinde herrſche die größte Zerſpaltung, die allergrößte Feindſchaft wie gegen den Paſtor, ſo auch untereinander. Was ſollte ich davon denken? Ich hatte ja damals noch keine Ahnung, was alles der Teufel im eigentlichen Sinne lügen kann, und ſo meinte ich ſchließlich, das möchten wohl Leute ſein, von denen Paulus ſagt: ich gebe ihnen das Zeugnis, daß ſie eifern um Gott, aber mit Unverſtand. So hatte ich auch kein großes Verlangen danach, dieſe Paſtoren kennen zu lernen und ſie aufzuſuchen . . . . . ." (I 74/5).

Paſtor Santo iſt der erſte der erweckten Geiſtlichen, mit dem D. perſönlich bekannt wurde. Dieſer Geiſtliche ſuchte ſeinerſeits D. auf mit den Worten: „Herr Kandidat, wir haben von Ihnen gehört, daß Sie gläubig ſind und auch gläubig predigen. Wie kommt das, daß Sie da ſo gar keine Gemeinſchaft der Gläubigen ſuchen und namentlich auch noch keinen von uns gläubigen Paſtoren aufgeſucht haben? Es hat wohl einen Haken mit Ihnen? Es dauerte keine Viertelſtunde, ſo hatte ich mich mit ihm verſtändigt und wir waren zuletzt ein Herz und eine Seele" (I 75). Es folgte der Beſuch bei Paſtor Haupt in Buchwald, deſſen Perſönlichkeit wohl dem Kandidaten recht gefiel, deſſen etwas konfuſe Predigt aber ihm, „dem geſchulten Wittenberger", abſtieß. Als dritten lernte Deutſchmann den Paſtor Köppen-Meffersdorf kennen; auch hier ging die Initiative nicht von D., ſondern vom anderen aus. K. forderte den jungen Kandidaten auf, ſein Nachfolger als Katechet in Meffersdorf zu werden, da der Patron, ein Graf Seher-Thoß, nur einen „gläubigen" Mann haben wolle. Den tiefſten Eindruck aber machte auf ihn der Paſtor, der der Mittelpunkt der Erweckung im ſchleſiſchen Gebirge war, Feldner ſelber:

„Wie war ich geſpannt, als ich das erſte Mal nach Schreiberhau ging, Feldner zu ſehen und kennen zu lernen; und wie groß war meine Freude, als ich nun ſofort mit ihm auf das allerinnigſte im Glauben verbunden und befreundet wurde. Und wie wäre es anders möglich geweſen? Ich war ja im Verſtandesglauben ein völlig klarer und unbedingt bis aufs Pünktlein orthodoxer theologiſch gebildeter Menſch, dem es nur einesteils ſelbſt an der aufrechten einigen inneren Entſchiedenheit im Chriſtenleben fehlte, teils der für eigentliche harte Buße und wahrhafte Bekehrung, für Vereinstätigkeit und Gemeinſchaft der Gläubigen im großen und ganzen, für die Feinſchaft gegen Chriſtum und das Wort vom Kreuz, wie ſie damals beſonders im Schleſiſchen Gebirge herrſchte, noch kein rechtes Verſtändnis und Erfahrung darin hatte. Und gerade in dem allen war Feldner völlig

eine überwältigende Persönlichkeit. Seine Predigt, seine Gebete im eigenen Hause und in der Gemeinde, seine seelsorgerliche und Vereinstätigkeit, seine Gespräche, direkt das Heil der Seele, ihre Buße, ihre Bekehrung behandelnd, waren nicht nur instruktiv, sondern hinreißend, erschütternd. Dazu sein sittlicher Ernst, seine äußere Freiheit von allen sichtbaren Sünden und Fehler. (Ich habe aber ihm, ich kann es in Wahrheit sagen, in den ganzen 9 Jahren, wo ich seinen Umgang oft wochenlang genoß und ihn in allen Lebenslagen beobachten konnte, in der Tat keine einzige hervorragende Sünde gesehen, sodaß ich immer seine tiefen Bußgebete nicht begreifen konnte), kurz alles an ihm war so fesselnd, daß er allen, die mit ihm umgingen, zu einem großen Segen für ihr geistliches Leben geworden ist. Er war die Seele und der Mittelpunkt und der Leiter aller damaligen und von da an immer zahlreicher gehaltenen christlichen Pastoralkonferenzen (Konferenz in Königshain bei Görlitz), deren Einfluß auf die ganze Kirche unleugbar war; sodaß Hunderte von Predigern und Laien, vornehme und geringe, mittelbar und unmittelbar ihm ihr geistliches Leben, ihren Glauben und ihre Entschiedenheit verdanken. Zu den letzteren gehörte auch ich und ich muß heute noch sagen: durch Feldner bin ich erst entschieden geworden, ihm besonders habe ich mein inneres Glaubensleben zu danken, sodaß ich ihn beinahe meinen geistlichen Vater nennen müßte." (II 14 f.).

Neben diesen vier „gläubigen" Pastoren erwähnt das Tagebuch nur noch Pastor Kühn aus Boberröhrsdorf — „einer von den damals wenigen Pastoren, die wenigstens etwas christlich angeregt waren" (II 11); er ist später Deutschmanns Freund, ein „entschiedener Christ und Lutheraner" geworden. Mit Freude wird der ehrwürdige Superintendent Postel in Goldberg als „einer der ältesten Kämpfer für den Glauben in Schlesien und dessen vortreffliche Predigt" (III 6) gerühmt. Schließlich hat D. Verbindung mit der Witwe des schon 1810 verstorbenen, christlichen frommen Pastors Glaubitz in Hirschberg.[9]) Was bedeuten aber diese wenigen gläubigen Pastoren in der überwiegenden Masse der rationalistischen Pfarrer und Gemeinden?!

Leider ist das Bild, das wir im Tagebuch von den Gemeinden erhalten, das gleiche ungünstige wie von den Geistlichen. Die Schilderung, die D. von dem Haus Biberstein, in dem er Hauslehrer war, und von dessen gesellschaftlichem Umgang gibt, besagt genug:

„Leider muß ich sagen: Der Herr Jesus war nicht im Hause. Von Gott und Gottes Wort, vollends von Herrn Jesu, von

[9]) „Pastor Glaubitz ist in ganz Hirschberg allgemein geachtet und geliebt und ist auch in seinen Predigten fast der einzige, der noch das Evangelium lauter und rein verkündigt und ist über das Abweichen in der Lehre von der Versöhnung Christi in den protestantischen Kirchen sehr bekümmert". (Jahrbuch 21, S. 46).

Glaubenslehre, von geiſtlichem ernſten Wandel war buchſtäblich keine Rede. Es war alles Welt, von Gott abgekehrte, eitle Welt — und Weltluſt, das Ziel, wo aller Sinn nur hingerichtet war. Womit amüſieren wir uns heute? Wohin gehen, wohin fahren wir heute? Was für eine Geſellſchaft, was für ein Feſt, was für ein Vergnügen machen wir heute uns? Das war von morgens bis abends die Frage und Hauptunterhaltung. Theater, Bälle, Konzerte, Ausfahrten, Partien uſw., darum drehte ſich das ganze Haus ... Dazu kam, daß auch die übrigen adligen und vornehmen Familien der Stadt und Umgegend ebenſo waren und dachten, ſodaß alle eine recht Klique von Weltleuten bildete, wie ſie wohl ſelten ſich ſo zuſammenfinden wird ... Dazu gehörte auch der berüchtigte Superintendent Nagel in Hirſchberg, ein ebenſo geiſtreicher als nichtswürdiger Menſch, von dem ſich viele und erſchreckliche Geſchichten mit Wahrheit erzählen ließen, der aber in der damaligen völlig rationaliſtiſchen Zeit ruhig in ſeinem Amte und Verhalten ungeſtört gelaſſen wurde. Richtig bezeichnete ihn damals eine Seite im Namensbuche auf der Schneekoppe, wo er auch einmal mit etlichen „Damen", ordinären Mädchen aus Hirſchberg, mit denen er viel verkehrte, eine Koppenpartie gemacht und ihre Namen im Koppenbuche eigenhändig eingeſchrieben, und ſelbſtgefällig darunter geſchrieben hatte: „Alle geführt von N ... l" mit Nagels ſehr bekannter Handſchrift, wo ein Unbekannter hinterher darunter geſchrieben hatte: genannt Lampazi vagabundus. Das war der damalige Hirſchberger Superintendent!" (I 68/9).

Es iſt verſtändlich, daß ein Geſchlecht, in der ſolch niedriger Geiſt regiert, für Männer von tiefem Seelengehalt kein Verſtändnis aufbringen konnte. Am Schickſal Feldners wurde es deutlich:

„Kein Wunder, daß bei dieſer weitverbreiteten, ſo wunderbar geſegneten Wirkſamkeit Feldners der Teufel nicht ruhig bleiben konnte; ſondern alle möglichen finſteren Mächte gegen ihn ins Feld führte und eine Schmach ihn traf, wie ſie wohl ſelten einen Chriſt getroffen hat (ſiehe Miſſionsſtunde in Petersdorf!). Er wurde von oben und von unten gehaßt, geſchmäht und verfolgt wie kaum einer. Vom rationaliſtiſchen — —*) auf alle Weiſe gehemmt und ungerecht behandelt. Seine Betſtunden wurden verboten und unter Aufſicht des gottloſen Superintendenten Nagel geſtellt, ſeine Traktate mußten geſtempelt werden, bis er endlich ‚wegen maßloſen Eifers wider Sünde und Unglauben' ſuspendiert und als Zuchthausprediger nach Jauer verſetzt wurde. Aber auch von den — —*) und beſonders den Angeſehenen unter ihnen war er wie verfehmt und verrufen, und es galt auch bei ihnen als die größte Schande und der ſchwerſte Vorwurf: ein Freund und Genoſſe Feldners zu ſein, wie ich das ſelber ſpäter zu meinem großen Nachteil erfahren mußte. Vom Scholzen Weidling in Schreiberhau iſt es amtlich erwieſen, daß er ſeinen großen Hund mit in die Kirche brachte und ihn bei Nennung des Namens Jeſu in den Schwanz kniff, ſodaß er heulte. (Petersdorf). So groß

*) Die hier ſtehenden Worte des Tagebuchs waren unleſerlich. Wahrſcheinlich ſtand in der erſten Lücke: „Landrat" oder „Konſiſtorium", in der zweiten: „Gemeindegliedern".

war damals der Haß gegen das heilige Chriſtentum und das Wort vom Kreuz . . .“ (II 15).

Erlebte Feldner den Haß der Welt im großen, ſo Deutſchmann ihre Feindſchaft im kleinen, als die Gemeinden merkten, daß er auch ein Pietiſt und Mucker ſei, und beſonders als es auch durch ihn zur Bildung von kleinen erweckten Kreiſen mit Bibel- und Betſtunden kam. Die Volkersdorfer, auf deren vakantes Pfarramt D. gehofft hatte, erklären dem Patron: „Lebendig ſoll der (eben Deutſchmann) unſer Paſtor nicht werden; eher nageln wir unſere Kirche zu“ (II 3). Die Gemeinde Meffersdorf proteſtierte vor dem rationaliſtiſchen Superintendent und Diakonus, die beide Lehmann hießen, wild gemacht, bei Patron und Regierung gegen ihn als neuen Katecheten, und längere Zeit wurde ihm von den ganz wenigen erweckten Gemeindegliedern vor Einbruch und Gewalt bange gemacht. (II 4). Schlimmer war folgender Proteſt mit Steinen: „Einmal hielt ich am Sonntag nachmittag bei einem gläubigen Glasſchleifer auch eine Betſtunde. Da verſammelte ſich beim Dunkelwerden draußen eine wilde gottloſe Horde, die mit Steinen an die hölzernen Fenſterladen warf und johlte und heulte und laut rief: Warte nur, du Hund, wenn du rauskommen wirſt . . .! Doch iſt mir da überall wie auch früher auf meinen Predigtwegen nach Volkersdorf nie etwas tatſächlich übles geſchehen.“ (II 16). Lebendiger Chriſtenglaube war damals eben keine Empfehlung, ſondern ein Anlaß zu Schwierigkeiten. Schon bei ſeinem 2. theologiſchen Examen erwähnt Deutſchmann ſolche, „da die meiſten meiner Examinatoren entſchiedene, allem lebendigen Glauben feindliche Männer waren und mich weidlich ängſtigten und ſchurigelten und ich doch meine theologiſche Richtung nicht verleugnen konnte“ (I 52). Ähnlich heißt es vom Rektorexamen, das von D. zum Antritt für ſeine Katechetenſtelle in Meffersdorf verlangt wurde, es ſei „ein Schreckbild aller derer (geweſen), die es machen mußten; denn bei der Mißliebigkeit, in welcher damals die Kandidaten und noch dazu die gläubigen bei der Lehranſtalt ſtanden, fielen, wie bekannt, in der Regel bei dieſem Examen die meiſten durch“ (II 7). Das größte Hindernis aber war der lebendige Chriſtusglaube bei einer Pfarrwahl. Aus dieſem Grunde entgingen dem jungen Deutſchmann die Pfarrſtellen von Boberröhrsdorf, Petersdorf, Hermsdorf u. K., Fiſchbach u. a. Im Falle Boberröhrsdorf hatte ſich ſogar Frau Baronin Biberſtein perſönlich bei der Patronatsherrſchaft in Warmbrunn eingeſetzt, aber die ablehnende Antwort bekommen:

„Ja, es ist ein charmanter Mensch; nur schade, daß er ein Pietist ist" (I 73). Das Tagebuch gibt über diese mißglückten Pfarrbewerbungen ein bezeichnendes Gesamtbild:

„Sieben Mal habe ich Probe gepredigt, bin auch alle sieben Mal mit in die engere Wahl gekommen, und doch war das Resultat dasselbe fruchtlose. Gleich die erste Probepredigt in Petersdorf, wo der mir befreunde christliche Kantor Katthein war, war, wenn ich so weltlich sprechen soll, mein Verderben. Meine Predigt hatte sehr gefallen, und es war eine große Partei, die mich wählte, sodaß ich fast die meisten Stimmen hatte. Aber besonders die großen und reichen Glasschleifer daselbst, alles wütende Feinde Feldners und des Glaubens, bewegten Himmel und Erde, wie man so sagt, daß ich der bekannte Freund Feldners ja nicht etwa in das Nachbardorf von Schreiberhau kommen sollte; denn dann meinten sie, würde es mit dem Muckertum gar nicht mehr zum Aushalten sein. Es kam bei der Wahl fast bis zur Prügelei und es entstanden solche Zerwürfnisse, solche Unruhen, daß es Graf Schaffgotsch, trotzdem er mir wohlwollte, doch nicht wagte, mich zu berufen. Dadurch wurde mein Name im ganzen Gebirge bekannt, und wo ich nun auch eine Probepredigt bekam, war ich doch schon vorher anrüchig und das Ende war stets dasselbe: Ich wurde nicht gewählt. Ja, als in Hermsdorf u. K. die dortige Pfarrstelle ebenfalls vakant wurde, schickten die Hermsdorfer vorher schon an den Grafen eine Deputation mit der Bitte, mir, wenn ich mich etwa auch melden sollte, doch ja nicht erst eine Probepredigt zu geben, damit es nicht etwa auch zu solchen Unruhen käme, wie in Petersdorf. In Fischbach, wo ich auch predigte, nahm der damalige Konsistorial- und Schulrat Siegert, mir die Hand reichend, mit den Worten von mir Abschied: Nun, ich freue mich, Sie als meinen Nachfolger begrüßen zu können! Ich glaubte, es schon ganz gewiß zu haben und siehe, vor der Wahl noch reisen einige aus dem Dorf nach Meffersdorf, um sich nach mir zu erkundigen und brachten die Nachricht nachhause, ich sei ja einer der schlimmsten Mucker und Feldners Freund — und ich wurde dort nicht gewählt" (II 23).

Wie es nur eine ganz geringe Schar von Geistlichen war, die damals im schlesischen Gebirge zum Bibelglauben hielten, so nennt das Tagebuch auch nur wenige Laien mit Namen, die erweckt waren und zu den erweckten Pastoren hielten: die Familie von Mutius auf Börnchen, von Seher-Thoß, die Gräfin Reden, den Kantor Katthein in Petersdorf und in Goldberg den Feldwebel Scholz wie den Fabrikbesitzer und Senator Borrmann. In Meffersdorf waren anfangs nur die Familie des Ortsschulzen und Kretschambesitzers Theuro sowie Amtmann Püschel und Förster Wilhelm christlich gesonnen, bis allmählich — auf dem Wege über die Herzen der Schulkinder — ein kleines Häuflein von 15—20 Erweckten sich um den jungen Katecheten scharte. Wahrscheinlich wäre der Erfolg größer gewesen, wenn nicht die beiden rationalistischen Ortspfarrer gegen

den Pietismus Sturm gelaufen wären; insbesondere hatte der Superintendent und Oberpfarrer es auf D. abgesehen:

„Leider war dieser ein unverbesserlicher, trockener Rationalist, dabei ohne wissenschaftliche, ja auch ohne alle gesellschaftliche Bildung, der allem Pietismus spinnefeind, seine Bosheit im großen und ganzen bei dem unleugbar guten Zustande der Schule an mir auszulassen nirgends Gelegenheit fand, aber nur in elenden Kleinigkeiten und Nörgeleien in der Schule mich oft bis aufs Blut ärgerte, z. B. beim Schönschreiben, bei einzelnen Fragen, wie das ja jeder, auch der dümmste Revisor allezeit kann. Insbesondere aber benutzte er seine Konfirmandenstunden dazu, um beständig auf mich und die Muckers zu sticheln und seinen rationalistischen Unsinn vorzutragen, was mir die Kinder natürlich wiedersagten, so wenig ich es auch wissen wollte." (II 13).

Die Bibelstunden waren diesem Superintenden ein Dorn im Auge. „Oftmals stand er abends, wenn die Leute aus der Betstunde herausgingen, unten am Fuße der Treppe am Staket mit der Laterne und leuchtete denselben ins Gesicht mit den Worten: Ich muß doch sehen, wer die Muckers in der Gemeinde sind! Alle Sonntage predigte er, allerdings in seiner unsinnigen Weise über Muckertum und Pietismus; denn er verstand die große Kunst, fließend, wohl stundenlang richtigen Unsinn zu predigen, wobei es ihm nicht darauf ankam, die Predigt auch einmal mit: Sondern oder Weiter oder Endlich anzufangen. . . . Den einzigen Schutz und Rückhalt, namentlich dem Superintendenten gegenüber, hatte ich in dem damaligen Konsistorial- und Schulrat Havenstein bei der Liegnitzer Regierung, mein Gönner von Bunzlau her, der war stets äußerst freundschaftlich gegen mich und er hatte ein paar Mal schon, wenn er nach Messersdorf kam und da die dortigen elendigen kirchlichen und Schulzustände wieder einmal übersehen hatte, dem Superintendenten gründlich den Text gelesen und ihm namentlich verboten, mich anzugreifen, sondern mich zufrieden zu lassen. Das wußte ich, und wenn er mirs einmal nun gar zu arg machte, und mich chikanieren wollte, so schrieb ich am nächsten Sonntag in der Kirche (mein Sitzplatz war sehr hoch und konnte von allen gesehen werden) recht sichtbar die Predigt nach. Das half jedesmal eine zeitlang. Dann kam er immer in Angst und fragte mich stets: Wozu haben Sie denn wieder meine Predigt nachgeschrieben? Worauf ich dann stets erwiderte: Nun, ich habe meine Gründe dafür und tue es bisweilen" (II 16/7).

An dieser Stelle darf eine Episode nicht übergangen werden, die ein höchst eigentümliches Licht auf D. Ribbeck, den damaligen schlesischen Generalsuperintendenten wirft. Das Tagebuch sagt von ihm, daß er nicht ganz rationalistisch, aber auch nicht ganz positiv war und dennoch als gläubig gelten wollte. Dieser D. Ribbeck kam also zu einer Kirchen- und Schulvisitation, und jedermann war gespannt: würde er für den Superintendenten oder für den Katecheten, für Christus oder für den Rationalismus Partei ergreifen?

„Da kam er denn samt dem Superintendenten zuerst in meine Schule und revidierte. Aber Gott Lob und Dank, es ging

da wirklich vortrefflich. Ich hielt meine Religionsstunde mit dem offensten, rückhaltlosesten, freimütigsten Bekenntnis und nachdem auch alle übrigen Lehrgegenstände sehr gut gegangen waren, lobte er mich öffentlich, umarmte mich schließlich vor allen, natürlich zum grimmigsten Ärger meiner Feinde. Nun glaubte ich völlig gesichert zu sein und mich für immer auch von der Feindschaft und den Schikanen des Superintendenten befreit zu sehen. — Es kam der Sonntag, wo nun Kirchenvisitation war. Der Superintendent predigte. Natürlich hatte er sich aufs äußerste präpariert und vor allen sonstigen Sticheleien sich in Acht genommen. Dennoch predigte er, wie er ja nicht anders konnte, seinen offenen Rationalismus. Ich glaubte nun sicher von Ribbeck, der nach ihm die Kanzel bestieg, der werde nun die vielen allbekannten Mißstände wenigstens andeuten und ein entschiedenes Zeugnis ablegen, und wenn auch nicht grade die Predigt des Superintendenten direkt angreifen und widerlegen, so doch deutlich der Gemeinde zu erkennen geben, was in der Kirche Rechtens wäre. Wer beschreibt aber mein Entsetzen und meinen Schmerz, als er folgendermaßen anhob: „Ich habe vorher schon viel Gutes von Euch gehört; aber meine Erwartungen sind bei weitem übertroffen worden, und inbezug auf die Predigt sagte er: Das Evangelium, das Euch gepredigt wird, ist das rechte, der richtige Glaube. Das nehmt an und dem folgt!“ — In diesem Augenblick war es, als ob ein unsichtbarer Faden alle Zuhörer in der Kirche mit ihrem Angesicht nach meinem Sitzplatz hinzog. Aller Augen waren auf mich gerichtet, und die Feinde grinsten und lachten mir geradezu ins Angesicht. Es war wohl der schrecklichste Augenblick meines vergangenen Christenlebens. Ich war wie vernichtet. Hätte ich freilich gewußt, was ich später erfuhr, daß Ribbeck kein Wort frei sprechen konnte und die obige vorher wohl auswendig gelernte Ansprache bei *jeder* Kirchenvisitation, sie möchte sein, wo sie wollte, hielt und gehalten hatte, dann würde ich weniger verzweifelt gewesen sein. Was half mir nun seine Umarmung in der Schule, was half mir sein ausgesucht freundlicher Abschied von mir. Die Gemeinde war doch irre und die Feinde triumphierten samt dem Diakonus und Superintendenten“ (II 17/8).

Interessant aus diesem Zeitabschnitt sind noch die engen Beziehungen von damals zwischen *Kirche und Schule*. Schon der Amtsname „Katechet“ weist wie der des „Kantor“ auf die einstige enge Verbindung hin. „Das Katechetenamt, das ich verwaltete, war eigentlich nichts weiter als die 1. Klasse einer großen zahlreichen Elementarschule, deren Charakter durch die städtischen Kinder nicht geändert wurde. Neben mir hatte der Kantor in einem anderen Hause eine besondere Schule als 2. Klasse und in einem dritten Hause der Organist die Kleinen, über welche Schulen ich nichts zu sagen hatte, in den übrigen Dörfern waren besondere Schulen. Der Katechet, wie er hieß, hatte ca. 280 Tlr. Gehalt und etwas Holz. Das war das ganze Einkommen; er war zwar auch Hilfsprediger, aber unordiniert und hatte nur die Verpflichtung, Hilfe in Predigten zu leisten, falls sie begehrt

wurde" (II 3). Durch das glücklich bestandene Rektorexamen in Bunzlau — Examinatoren waren, auch wieder ein Zeichen für die Verbindung von Schule und Kirche, Konsistorialrat Michaelis aus Breslau, Schulrat Havenstein aus Liegnitz, (früher Pastor in Hirschberg) und die bekannten Bunzlauer, der Direktor Kawerau und Robert Schneider, „ein christlich gesinnter Mann, Oberlehrer" bekam D. die Leitung der ganzen Meffersdorfer Schule. In Goldberg führte ihn Superintendent Postel im Beisein des Magistrats und der Stadtverordneten in sein Rektorat an der einstigen Trozendorfschule ein; neben wirkten der Konrektor, ebenfalls ein Theologe, der Kantor und der Auditor, ein „tüchtiger und entschieden gläubiger Mann". Diesem christlichen Zusammenwirken gelang es, die Schule aus tiefer Verwahrlosung herauszuheben. Zu einer Art öffentlicher Volksmission wurde jedes Jahr die Schlußprüfung ausgestaltet: „Viel Arbeit machte ich mir besonders auch mit dem Osterexamen, wozu sich immer außer den amtlichen viele Zuhörer, vornehme und geringe, einfanden. Es lag mir besonders am Herzen, die Lektion der Religion als eine Art Mission zur Aufklärung und Erkenntnis der christlichen Lehre zu benutzen, und ich wählte daher stets solche Themata, über welche wenig Verständnis da war, wie Gottheit Christi, Rechtfertigung aus dem Glauben, Abendmahl, Höllenfahrt u dergl., wo es dann namentlich auch eine Freude für den lieben Postel war, wenn die Kinder darin so wohl beschlagen waren." (III 7).

Zuletzt darf ein Hinweis nicht unterbleiben, daß der junge Rektor gleichsam zum Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt Goldberg wurde. Er wurde Direktor des Musikvereins und brachte ihn zur Blüte, gründete einen Lehrermusikverein des ganzen Kreises, eine Sonntagsschule — nicht etwa mit Kindergottesdienst zu verwechseln, sondern eine Art Fortbildungsschule mit Mathematik, Rechnen usw., einen Gewerbeverein, dessen Vorträge am besten mit denen einer Volkshochschule gleichzusetzen sind und einen Enthaltsamkeitsverein, der sich nach mancherlei Anfeindungen durchsetzt. Doch damit sind wir schon in eine neue Phase der kirchlichen Entwicklung gerückt." [7])

[7]) Eine später an ihn herantretende Berufung als Direktor eines Lehrerseminars in Münsterberg oder Steinau zerschlug sich an den gestellten Bedingungen betr. Mitarbeiterkreis. (IV 12—13).

Kirchliche Kämpfe um die Mitte des Jahrhunderts.

Dem aufmerksamen Leser des Tagebuches werden zwei Tatsachen deutlich: einmal, daß die kirchliche Situation in Meffersdorf eine völlig andere war als in Bienowitz; Goldberg stand gleichsam zwischen beiden. In Meffersdorf herrschte noch ungebrochen der Rationalismus; die Goldberger Gemeinde war Erweckungsgebiet seit längerer Zeit, vor allem durch Postels und der Brüdergemeinde stilles Wirken. Die Bienowitzer Gemeinde kannte weder den Geist des Rationalismus noch den Geist der Erweckung:

„Die Gemeinde hat das Wunder oder Glück gehabt, seit Menschengedenken weder in der Kirche noch in der Schule jemals irgendwelchen Unglauben zu hören. Es sind stets hier und auch im (eingepfarrten) Pohlschildern gläubige, zum Teil bedeutende und ausgezeichnete Pastoren und Lehrer gewesen, so daß der Glaube der Gemeinde wie angeboren gewesen ist. Dazu kommt, daß der sittliche Zustand von jeher im allgemeinen ein meist sehr guter, gar kein Wirtshausleben, keine hervortretenden besonderen Laster und Sünden, Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit, ziemlich guter Kirchbesuch und Abendmahlsteilnahme fast durchgängig zu finden. Daher der Glaube fast allgemein, nirgends ausgesprochener und sich bemerkbar machender Unglaube, auch gegen die schärfste Bußpredigt kein Widerspruch; natürlich war auch dabei viel toter Glaube neben vielen lebendigen Seelen und viel Saduzäismus: Was willst du von uns? wir sind ja so! Die christliche Redeweise ganz und gäbe . . . Das Pfarramt stand dabei, ich kann nicht anders sagen, im Ansehen. Beispiel an den Knechten, die mich um Erlaubnis baten, ein Hahnschlagen am Sonntag zu veranstalten trotzdem sie die Erlaubnis vom Landrat bereits in der Tasche hatten, und ihr weiteres Verhalten. Außerdem viel Überreste kirchlicher Zucht, die mit Zustimmung der ganzen Gemeinde ohne Widerspruch hingenommen wurden." (IV 4/5).

Die andere Tatsache, die sogleich auffällt, ist die allmähliche Verlagerung der kirchlichen Kämpfe. Die Auseinandersetzung mit dem theologischen Rationalismus trat mehr und mehr zurück, dafür kamen neue Gegner auf, die einer christlichen Gemeinde gefährlich wurden und notwendig zur Abwehr riefen: der Branntwein — der Geist des Liberalismus — die kirchenspaltenden Sekten.

Schon in Goldberg wurde es aus traurigen Erlebnissen heraus für Deutschmann und einige gleichgesinnte Freunde Gewissenssache, einen Enthaltsamkeitsverein in das Leben zu rufen; auch durch Zeitungsartikel und Festpredigten dafür zu werben:

„Da brach dann sofort der Sturm los; denn es ist eine bekannte Tatsache, daß der Teufel sofort mobil wird, wenn man seinen Haupthelfershelfer im Reiche der Finsternis, den Brannt-

wein, angreift. Alles fiel über uns her, und Hohn und Spott wurde reichlich über uns ausgeschüttet. Doch wir ließen uns nicht irre machen, sondern traten nun wirklich zu einem Verein zusammen. Bald sammelten sich mehr um uns. Man nahm Partei für und wider. Immer mehr meldeten sich zum Verein, immer mehr besuchten unsere Versammlungen; ja, der Magistrat bewilligte uns zuletzt den Sitzungssaal auf dem Rathaus und die Zahl der Mitglieder stieg nach und nach bis auf 400 Männer. Ein solcher Verein mußte dann auch freilich mit des Herrn Hilfe etwas wirken, und es ist uns während der Zeit, da ich in Goldberg war, dann auch wirklich gelungen, nicht bloß unseren Grundsätzen vielfach Eingang zu verschaffen, sondern auch 12 gänzlich bereits untergegangene notorische Säufer zu retten und wieder zu ordentlichen, soliden und brauchbaren Menschen zu erheben. Wir machten Erfahrungen, hatten neben vielen betrübenden Rückfällen doch auch wieder köstliche Erfolge, wie das bei solchem zahlreichen und blühenden Verein stets der Fall ist. Die Gegner verstummten immer mehr, ja wir hatten die große Genugtuung, daß uns der Magistrat, an dem viele Mitglieder zunächst unsere Feinde gewesen waren, geradezu amtlich solche notorischen Säufer überwies und aus Herz legte und uns bat, uns ihrer anzunehmen und zu bessern und es auch meist gelang." (III 5). Zwei besonders auffallende Erlebnisse in dieser Enthaltsamkeitsarbeit, einen besonderen Erfolg und eine große Enttäuschung, fügt das Tagebuch an. Bemerkenswert ist, daß die gut kirchliche Gemeinde Bienowitz die Bibelstunden sehr gut besuchte, die Missionsstunden weniger und für die Enthaltsamkeitsarbeit gar kein Verständnis aufbrachte. (IV 4).

Das tolle Jahre 1848 rief auch den Bienowitzer Pastor in die Schranken der Öffentlichkeit, um durch Predigt und Seelsorge in seiner eigenen Gemeinde, aber auch durch Vorträge und Beteiligung an antidemokratischen Kundgebungen den Geist des revolutionären Liberalismus zu überwinden. Schon damals spielte der Liberalismus das subjektive Gewissen gegen die göttlichen Gebote aus; worauf Deutschmann in einer öffentlichen Versammlung erwiderte: „Das könne doch jeder Schuft sagen, daß er nach seinem Gewissen handle, es müsse nach Gottes Wort gehen; das allein sei Wahrheit und entscheide. Da brauste der Sturm los; es wurde mit den Füßen gestampft, geschrieen und gelärmt: Schmeißt den Hund raus! Ich blieb ruhig und fuhr fort, als ich wieder zu Worte kam: ich könne nicht begreifen, was die Versammlung so in Harnisch brächte, man müsse mich falsch verstanden haben; darum wolle ich wiederholen, was ich gesagt, und ich sagte obiges noch einmal. Da aber erhob sich ein solches Brüllen und Lärmen, daß mich Freunde von der Tribüne herunterzogen und mich zum Saal hinauseskortierten, wo ich noch eine lange Strecke verfolgt und bedroht wurde" (IV 9). Wohl gelang es, die

Bienowitzer Gemeinde vor politischen Unruhen zu bewahren. Aber der Geist der Zeit machte sich trotzdem auch in dieser kirchlichen Gemeinde bemerkbar: „Dennoch hat die damalige allgemeine Geistesströmung und Zeitrichtung, die ja in Schlesien und besonders in der Liegnitzer Gegend hauste, nicht verfehlt, auch auf das ganze geistige Leben der hiesigen Gemeinde einzuwirken und den sonst im allgemeinen doch immerhin guten Geist zu verderben, das pfarramtliche Ansehen zu untergraben, die Seelsorge immer schwerer und kirchliche Zucht immer unmöglicher zu machen, sodaß sie unbedingt heute doch eine andere ist als vormals“ (IV 8). Dieses Urteil über die Bienowitzer Gemeinde wird auf viele schlesische Gemeinden vor und nach 1848 zutreffen!

Einen stillen, aber intensiven Kampf führte Deutschmann um die lutherische Haltung seiner Gemeinde.

„Als im Jahre 48 alle kirchliche Ordnung sich aufzulösen und die ganze Landeskirche zu zerfallen schien, benutzte ich die allgemeine Verwirrung, um wenigstens für mich und meine Gemeinde das lutherische Bekenntnis zu retten. Nachdem ich durch einzelne Gespräche alles vorbereitet und mich der Zustimmung der einflußreichsten Mitglieder der Gemeinde versichert hatte, versammelte ich am Palmsonntag 1849 durch Bekanntmachung von der Kanzel und herumgeschickte Einladungen die ganze Gemeinde in der Kirche, stellte ihr die Lage der Kirche und des Staates ausführlich vor und forderte zuletzt alle auf, sich für eine bestimmte lutherische Gemeinde zu erklären, die Vokation ihrer Prediger auf die lutherischen Bekenntnisschriften und die alte Wittenberger Agende für den Gottesdienst zu fordern. Und siehe, die ganze Gemeinde erklärte sich einstimmig dafür; eine gesamte Petition ging nach Breslau ab und es folgten nun desfalsige Verhandlungen mit dem Konsistorium, das damals in der allgemeinen Unsicherheit im Grunde sehr gern dergleichen Versuche, wenigstens einige feste Punkte auch für sich zu gewinnen, aufnahm. Zwar wurde Superintendent Stiller als Kommissar nach Bienowitz beordert zu erkunden, ob sichs auch also verhalte; aber da wirklich die Gemeinde Mann für Mann sich unterschrieben, wurde zuletzt alles bewilligt, meine Vokation wurde demgemäß umgeändert und die alte Agende von da im Gottesdienst wieder eingeführt, wie das alles genau in den Pfarrakten niedergelegt ist, sodaß ich allerdings heutzutage eine gewisse Ausnahmestellung in der Unierten Landeskirche einnehme, die mich leider freilich in der Folge, als wieder äußerlich geordneten Verhältnisse eintraten und die Unionsbetreibung von neuem mit den alten Gewaltmitteln vom Kirchenregiment aufgenommen wurde, auch weder vor der Gemeindeordnung noch vor anderen Unionsverhältnissen habe schützen können. Nur daß die Gemeinde dadurch doch wieder einmal auf ihren kirchlichen Stand und Rechtspunkt hingewiesen und ihr kirchliches Be-

kenntnis recht eindringlich zum Bewußtſein gekommen war." (IV 13/4).

Dieſe ausdrückliche Bekenntnisbeſtimmtheit wurde der Anlaß, daß Deutſchmann mehrfach als „richtiger Lutheraner" nach Deutmannsdorf geholt wurde, wo die lutheriſche Separation dem befreundeten Ortspaſtor viele Schwierigkeiten bereitete. Desgleichen half dieſe bewußte Bekenntnisgrundlage den Einbruch der Irvingianer abzuweiſen, der umſo gefährlicher war, als der Amtsvorgänger, Paſtor Köppen, ſelber zur Apoſtoliſchen Gemeinde übergetreten war. Was das Tagebuch über dieſen Einbruch und ſeine Überwindung berichtet, verdient feſtgehalten zu werden:

„Die Leute kamen, wie ſie ſagten, im Namen Gottes, wollten durchaus keinen neuen Glauben verkündigen, noch weniger eine Sekte ſtiften oder zum Austritt aus der Landeskirche verleiten, ſondern nur die alte apoſtoliſche Gemeinde mit dem Apoſtolat innerhalb derſelben herſtellen und dazu alle wahren Gläubigen aus allen Kirchengemeinſchaften ſammeln, wie alle dieſe irvingianiſchen Lehren und Vorſpiegelungen ja hießen. Ich wies ſie nicht ſchroff ab, ſondern wollte mich ſelbſt überzeugen, da die gute Sache ja einen großen Schein der Wahrheit hatte. . . . Die Leute gingen im Dorf umher, hielten Verſammlungen in den Häuſern, predigten und lehrten, als ob ſie alles Recht dazu hätten, und ich mußte ruhig zuſehen und konnte nichts dagegen tun. Ja, ich habe das richtig gefühlt, daß mir wohl der Herr ſelbſt eingab: ich darf auch nichts dagegen tun, wenn ich nicht ſofort durch meinen Widerſtand ein großes Feuer anzünden und eine Separation in der Gemeinde haben ſolle. Denn die Leute predigten ja ſcheinbar das Evangelium von Chriſto, dem Gekreuzigten und Auferſtandenen; mit ihren Irrlehren und Sonderbarkeiten hielten ſie klüglich zurück. Alles ſtrömte ihnen zu; aus der Gemeinde, aus den Nachbardörfern kamen große Haufen; bald war keine Stube groß genug, um die Zuhörer zu faſſen. Das Feuer wuchs und nahm überhand. Ich ſchwieg und hütete mich ſorgfältig, etwa dagegen zu predigen. Jene 2 Sendboten waren allſonntäglich hier in der Kirche. Gemeindeglieder kamen und fragten; ich verwies ſie auf Gottes Wort und Selbſtprüfung und die Bekenntnisſchriften. Nur nach und nach ſuchte ich einzelne Verſtändigere heranzuziehen und ſie auf die Irrtümer hinzuweiſen, hatte aber auch mitunter ſchwere geiſtliche Kämpfe mit einzelnen angefochtenen und beunruhigten Seelen. Dennoch ſchwieg ich öffentlich ſtill, obwohl ich mich bemühte, möglichſt gut zu predigen und nur dadurch, wie ich überzeugt bin, gelang es mir, das Feuer in ſich gleichſam verglimmen zu laſſen. Die Begeiſterung ließ nach und die Beſonnenen und Nüchternen bekamen die Oberhand, die Beteiligung wurde geringer. Die ganze Bewegung erloſch ſichtbar durch Mangel an Widerſtand. Da endlich glaubte ich die Zeit gekommen, um nun auch öffentlich dagegen auf

der Kanzel Zeugnis abzulegen. Eines Sonntags nahm ich eine Predigt von Schubert vor: Wider die Irrlehre!, die schlagend auf meine Lage paßte und las sie einfach vor, nichts weiter sagend als dies: heut soll einmal ein andrer predigen als ich, und zuletzt: nun macht die Anwendung selbst auf Euch! und siehe Gott segnete dies Wort. Es war, als ob der Herr selbst das falsche Feuer gelöscht. Die meisten schämten sich ihrer vormaligen Vermeinung. Kein Bauer gab mehr eine Stube her. Und nun kam auf einmal Köppen selbst; aber nun zu spät! Das Feuer war bereits verglimmt und ließ sich nicht wieder anfachen. Auch er schaffte nichts mehr. Die schwere Versuchung war vorüber. Nicht ein einziges Gemeindemitglied trat zu ihm über, während in Schönborn, wo mein Nachbar, Pastor Gröger, von Anfang an auf der Kanzel dagegen aufs Schärfste geeifert, eine große irvingianische Gemeinde sich gebildet hatte, die zum Teil heute noch besteht." (IV 14—16).

Im letzten Abschnitt seines Tages Tagebuches findet sich folgende Darstellung seiner eigenen abschließende kirchlichen und theologischen Haltung: „Ich war streng konfessionell und gehörte zu den Ultras der orthodoxen und konservativen Richtung; suchte das auch überall in meinen Kreisen zu bezeugen. Ich war Mitglied der Siebener-Konferenz, einer Konferenz, die sich aus einigen wenigen entschiedenen Freunden Feldners bereits in den 30 er Jahren zusammengefunden und sich wohl über 40 Jahre in ungetrübter Einmütigkeit bei aller Verschiedenheit der Personen gehalten hat. Anfangs aus 7 Pastoren bestehend, hatten wir nachher auch auswärtige Mitglieder, feierten alle Monate miteinander das Abendmahl mit wechselnden Versammlungsorten bei den einzelnen Mitgliedern und konnten sagen, daß der Segen des Herrn mit uns war nach innen und außen. Alle Hauptrichtungen in theologischer und kirchlicher Hinsicht gingen fast von uns aus und wurden zuerst in unserem Schoße angelehnt, wie wir denn auch wohl die ersten Anregungen zu dem lutherischen Verein gegeben haben, namentlich als später die großen Pastoralkonferenzen sich bildeten und in Wittenberg konfessionell-lutherisch sich entwickelten. Die Siebener-Konferenz ist unleugbar ein Stück Schlesischer Kirchengeschichte, wie dies namentlich auch Wangemann in seinen 4 Büchern Preuß. Kirchengeschichte anerkennt." (IV 20).

Wenn man ein Blick auf die kirchengeschichtliche Entwicklung der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts geurteilt hat, daß sich die deutsch-evangelische Kirche von dem Geist der

Aufklärung und des theologiſchen Rationalismus über die Erweckungsbewegung zum konfeſſionellen Luthertum entwickelt hat, ſo gibt das Tagebuch des ſchleſiſchen Bienowitzer Paſtors dieſem Urteil voll und ganz recht.*)

Naumburg (Queis). Hellmut Eberlein.

*) Anmerkungsweiſe wenigſtens ſei noch folgender eigenartiger Bericht aus dem Tagebuch hergeſetzt, aus dem die Abneigung des Lutheraners gegen die Union deutlich wird: der König Friedrich Wilhelm IV. ſchenkte der neuen Bienowitzer Kirche 4 ſchöne Reliefs: Luther, Melanchthon, Zwingli, Kalvin. Kurz entſchloſſen änderte Deutſchmann den Namen Zwingli in Dr. Jonas und den Namen Calvin in den Bugenhagen, „ſodaß alſo jetzt gleichſam als Wächter und Zeugen des lutheriſchen Altarſakramentes die 4 lutheriſchen Hauptreformatoren erſcheinen und ſo den konfeſſionellen Typus der Kirche ausdrücken und gleichſam bewachen, was ich auch in meiner Einweihungspredigt erwähnte“ (IV 30).

XII.

Aus der Geſchichte der Schleſiſchen Guſtav Adolf-Predigt

D. Martin Schian ſagt einmal in ſeinem Buch „Die Predigt“ 1906: Guſtav Adolf-Vereinsfeſte müſſen den Gedanken der evangeliſchen Gemeinbürgſchaft auf Grund des evangeliſchen Gemeinbeſitzes in den Vordergrund ſtellen. Konkretes bietet der Stoff in der Geſchichte — warum nutzen wir die lebensvolle Geſchichte unſerer proteſtantiſchen Märtyrergemeinden nicht beſſer aus? —, aber auch in den gegenwärtigen Verhältniſſen der Diaſporagemeinden und der Vereinsarbeit. Auch hier meide man die erbauliche Anekdote; Tatſachen reden.“ Vierzig Jahre vorher ſchreibt der bekannte Mitbegründer des Guſtav Adolf-Vereins D. Karl Zimmermann in ſeinem Schriftchen: „Beiträge zur vergleichenden Homiletik; Predigten an Guſtav Adolf-Feſten nach Text, Thema und Dispoſition“ 1866: „Diejenigen Predigten bei Guſtav Adolf-Feſten ſchienen mir von jeher — ſo viel Treffliches ſie ſonſt auch enthalten haben mögen — ihren Hauptzweck verfehlt zu haben, welche nicht eben die Vereinsſache zum Mittelpunkt gemacht, ſondern allgemein die evangeliſche Kirche und ihre gegenwärtige Lage betreffende Punkte in den Vordergrund geſtellt haben. Wie jede Feſtpredigt nur dann dieſen Namen verdient, wenn ſie die Zuhörer mitten in den Gegenſtand des Feſtes hineinſtellt, ſo iſt auch nur die Predigt eine rechte Guſtav Adolf-Predigt, welche, in welcher Form es auch ſei, den Grundgedanken des Vereins zum Ausgangs-, Mittel- und Schlußpunkt hat.“

Die Nebeneinanderſtellung dieſer beiden Ausführungen deutet an, daß auch die Guſtav Adolf-Predigt im Lauf ihrer Jahrzehnte zweifellos eine innere Geſchichte beſeſſen hat und von verſchiedener Sicht aus an ihre Aufgabe herangetreten iſt. Natürlich ſpiegelt ſich auch in ihr die jeweilige Auffaſſung und Darbietung der geſamten Predigttätigkeit eines Geſchlechts, bezeichnenderweiſe iſt aber der Raum, der für die beſondere Geſchichte und Ausgeſtaltung des Guſtav Adolf-Werkes und das mehr Anekdotenhafte verwandt wird,

oder die vordringliche Berückſichtigung allgemeiner religiöſer oder volksmäßiger Geſichtspunkte ſehr verſchieden. Auch wird die ganze Formung der Predigt davon abhängig ſein, ob die „evangeliſche Gemeinbürgſchaft auf Grund des evangeliſchen Gemeinbeſitzes“ aus einer Zeit der Sicherheit und des Hilfsvermögens oder aus einer Zeit der Erſchütterung und des Umbruchs gebildet wird und welcher Art die „allgemein die evangeliſche Kirche und ihre gegenwärtige Lage betreffenden Punkte“ ſind. So kann eine Geſchichte der Guſtav Adolf-Predigt wirklich ein „Beitrag zur vergleichenden Homiletik“ und auch ein Stücklein Kirchengeſchichte bilden.

Im folgenden möchte ich einige Beobachtungen und einige Beiſpiele zur Geſchichte der Schleſiſchen Guſtav Adolf-Predigt zuſammentragen. Ich ſtütze mich dabei auf meine Artikel im „Evangeliſchen Kirchenblatt für Schleſien“ Jahrgang 1932 Nr. 38, Jahrgang 1935 Nr. 22 und Jahrgang 1938 Nr. 52 und berückſichtige beſonders die in den „Verhandlungen der Hauptverſammlung des Schleſiſchen Hauptvereins der Guſtav Adolf-Stiftung“ ſeit 1884 ziemlich regelmäßig abgedruckten Guſtav Adolf-Predigten bei unſeren Provinzialfeſten ſowie einige ſonſt zerſtreute Einzeldrucke. Eine umfaſſende Kenntnis aller in Betracht kommenden Literatur iſt unmöglich. Beiſpiele müſſen die jeweiligen Zeiten charakteriſieren. Um größere Abſchnitte zu bilden, ſei zunächſt über die Periode von 1843 bis 1871, ſodann über die Periode von 1871 bis 1914 und dann über die Periode nach 1914 gehandelt. Der erſte Abſchnitt umfaßt die Entſtehungs- und Klärungszeit des Guſtav Adolf-Vereins, der zweite die Jahrzehnte des geſicherten Beſitzes und der auf heimiſchen Wohlſtand freundlich ſich ausbreitenden Vereinstätigkeit unter Berückſichtigung der jeweiligen kirchlichen Gegenwartsfragen. Von 1914 ab herrſcht zunächſt die durch die Kriegszeit gegebene Problematik, ſodann tritt die Bedeutung der auslandsdeutſchen Diaſpora, ihrer Einzelgemeinden und Kirchenkörper ſtark in den Vordergrund, auf die „volksdeutſche Sendung der Kirche“ wird großer Wert gelegt und am Ende dieſer Periode die Hervorhebung evangeliſcher Grundwahrheiten und Grundforderungen zur inneren Vertiefung des Guſtav Adolf-Werks betont.

I.

In der Zeit bis 1870, für deren Darſtellung im einzelnen ich auf meinem Artikel „Schleſiſche Guſtav Adolf-Predigten von 1843 bis 1868“ (Ev. Kirchenblatt f. Schleſien

S. 302 ff.) verweise, wird zunächst das Recht der Gustav Adolf-Arbeit überhaupt verteidigt. Solange die kirchenpolitische Stellung des Gustav Adolf-Vereins, gerade auch in Schlesien, bestritten war, solange so kriegerische Gestalten wie Professor Suckow, Diakonus Schmeidler und Propst Krause an der Spitze des schlesischen Gustav Adolf-Vereins standen und ersterer die von ihm im Geist des kirchlichen Liberalismus geleitete Zeitschrift „Der Prophet" auch für manche scharfen Debatten über die Gestaltung der Gustav Adolf-Arbeit verwendete, mußte sich auch in der Gustav Adolfpredigt je und je ein Echo davon finden. Natürlich mußte man auch in den Anfangsjahren von der Bedeutung Gustav Adolfs und der Entstehung des Vereins mehr als heute erzählen. Ja, da der Begriff der Diaspora der Gemeinde erst eingeprägt werden mußte, wird man auch Predigten begreifen wie die beim Laubaner Zweigvereinsfest 1865 über Gal. 6, 9 gehaltene mit ihrer Einteilung: „Gibt es bedrängte Glaubensgenossen, warum gibt es solche und wodurch sollen wir sie unterstützen?" Gern führte man zur Verteidigung der Gustav Adolf-Arbeit auch ihre Bedeutung für die Einigung verschieden denkender Richtungen in der evangelischen Kirche an. So hat Propst Krause schon 1845 in einer Predigt über 1. Kor. 13, 12 hervorgehoben, „In der Liebe besteht unsere wahre Einigung, indem sie erstens die Fernen verbindet, zweitens die Verschiedenheit des irdischen Loses ausgleicht, drittens den Zwiespalt der Glaubensrichtungen versöhnt, viertens die Ungerechtigkeit der Menschen vergütet". So urteilt Diakonus Bornmann ebenfalls 1845 in einer Laubaner Predigt: „Ich darf nicht schweigen von dem Segen, welchen die Bestrebungen des Gustav Adolf-Vereins für die evangelische Kirche im Ganzen haben. Und hier lasset mich vor allen Dingen die friedliche Einigung nennen, welche dadurch bewirkt wird, daß ihre Glieder zusammentreten, um gemeinschaftlich ein Werk der Liebe zu vollbringen .... Männer von verschiedener Überzeugung, Männer aus allen Kreisen des bürgerlichen Lebens, aus allen Gegenden Deutschlands, einigen sich zu dem einen Zwecke, den Glaubensgenossen zu helfen. In ihren Versammlungen erquickt sie ein gemeinsames Bewußtsein, aus ihren Beratungen vernehmen wir die Stimme der Eintracht; ihre Wege, die sie betreten, sind die gemeinschaftlichen des Friedens. Das läßt uns einen großen Segen hoffen für die Kirche."

So teilt eine wiederum in Lauban gehaltene Predigt von 1846 über Eph. 4, 1—6: „Unser Bund ein herrliches Mittel, die Einheit der evangelischen Kirche zu fördern:

I. Äußere Mittel a) die erhabene Aufgabe, die er ſtellt, b) die Ausdehnung, die er gewonnen hat; II. Innere Mittel a) der gläubige Sinn, den er weckt, b) die edle Freiheit, mit der er ſich über bloße Meinungen erhebt." Und 1852 wurde in Karoſchke bei einer Predigt über Kol. 3, 14—17 dies noch gründlicher ſo formuliert: „Der Guſtav Adolf-Verein ein Bund der Vollkommenheit in der evangeliſchen Kirche, denn er vereinigt uns 1) zu einem Bunde der helfenden Liebe, 2) zu einem gemeinſamen Zeugnis unſeres evangeliſchen Bekenntniſſes, 3) zu einer Streitmacht in dem Herrn." Dieſe einigende Kraft der Guſtav Adolf-Arbeit iſt übrigens ſeit Mitte der fünfziger Jahre durch den in ihr ſehr ſegensreich und vermittelnd wirkenden Generalſuperintendenten D. Hahn noch gefördert worden.

Allerdings finden ſich auch ſchon in der Anfangszeit des ſchleſiſchen Guſtav Adolf-Vereins manchmal ernſte, ja peſſimiſtiſche Ausführungen über die jeweilige kirchliche Lage. Diakonus Schmeidler hat bei der erſten deutſchen Guſtav Adolf-Hauptverſammlung in Breslau 1849 über Gal. 6, 9 f. ſeine Predigt nach den drei Teilen gegliedert „die wachſende Not der Gemeinden, der bedrängte Zuſtand der Kirche und der erhabene Beruf des Vereins." Im zweiten Teil ſagt er u. a.: „Wir werden es uns nicht verhehlen dürfen, daß der Zuſtand der evangeliſchen Kirche in heutiger Zeit ein bedrängter iſt . . . . Es iſt ein innerlicher Kampf, an dem ſie leidet. Es ſind die Geburtswehen einer neuen Zeit, an denen ſie darniederliegt, mit ſich ſelber ringt und kämpft ſie um eine neue, verklärte Geſtalt . . . Mag man in einzelnen Teilen der Kirche ſich geordneter Einzelzuſtände erfreuen, das Band fehlt doch noch immer, welches die vielen einzelnen evangeliſchen Kirchlein zu einer einigen, großen, im apoſtoliſchen Geiſte gegliederten evangeliſchen Kirche verbindet . . . Wir ſind es, die hier Hand ans Werk zu legen haben, wir, die Mitglieder des Guſtav Adolf-Vereins." Ja, in ſeiner Predigt zu Krappitz 1861 über Jer. 33, 10 ſtellt der beſonders gern gehörte Guſtav Adolf-Redner Paſtor Letzner das Thema: „Wie auch von dem neuteſtamentlichen Iſrael der evangeliſchen Kirche das Wort des Propheten gelte: ſie iſt wüſte".

Aber poſitivere Bewertungen ſind häufiger. Diakonus Weingärtner ſpricht z. B. 1859 im Anſchluß an Phil. 4, 10 ff. über „Der Stand der evangeliſchen Kirche ein Wohlſtand und ein Notſtand", Paſtor Schenk predigt 1862 nach Joh. 3, 11 über den „Reichtum der Chriſten, als Erbe aus der Ver-

gangenheit, als Erwerb in der Gegenwart, als Schatz für die Zukunft", und Pfarrvikar Prox teilt 1863 nach Jes. 58, 12: „Der Gärtnerdienst des Vereins, ein schwerer Dienst, ein ein heiliger Dienst, ein Liebesdienst, ein lohnender Dienst"; und bezeichnenderweise schon 1845 redet Diakonus Martini-Waldenburg nach 1. Petr. 4, 10, „vom nahen Zusammenhang der Gustav Adolf-Stiftung mit unserer evangelischen Kirche".

Homiletisch etwas ergötzlich ist die naiv allegorisierende Weise, die sich in manchen älteren Predigten findet. Pastor Benner gliedert einmal 1862 in Bunzlau seine Predigt über Mark. 12, 41 ff. „die Aufschrift des Gotteskastens, der Mann am Gotteskasten, die vorübergehenden Personen, die Gaben, die eingelegt werden". Pastor prim. Prusse behandelt 1861 die Geschichte des barmherzigen Samariters: „das Werk des Vereins ein Samariterwerk. 1) der Zerschlagene und Ausgeplünderte, 2) die beiden Herzlosen, 3) der Barmherzige, 4) die Herberge, 5) der Wirt und 6) die Rechnung des Wirtes". Pastor Kölling überschreibt einmal in Tarnowitz seine Predigt nach Joh. 6, 8—13: „Der Knabe mit den fünf Broten und zwei Fischen, ein Prophet auf den Gustav Adolf-Verein: die Not, die er findet, die Armut, die er trägt, den Vorrat, den er hat, der Helfer, der hinter ihm steht." Sup. Weigelt legt einmal 1860 in Brieg 1. Sam. 17 aus: „Das Friedenswerk des Vereins ein Davidskampf wider den Goliath unserer Zeit: 1) wo ist der Feind? 2) wer ist und wie streitet der Held?" Er sagt dabei vom Gustav Adolf-Verein: „Arm und klein ist er ausgegangen, aber gleich dem Knaben David „bräunlich und schön von Angesicht". Er nimmt den Hirtenstab als ein Symbol des Befehles Christi, in dem die Tätigkeit des Gustav Adolf-Vereins wurzelt. „Weide meine Lämmer"; er führt die Hirtenschleuder in der apostolischen Ermahnung, auf Grund deren er bitten darf: „Lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen"; er trägt die Hirtentasche mit den in ihr verborgenen Steinen als ein Bild der in ihm verborgenen und in seiner Friedensarbeit zu Tage kommenden Werke der Liebe . . ."

Gegen Ende dieser Zeit kommt auch je und je ein Gefühl des Besitzes und der dankbaren Freude am Erreichten zum Ausdruck. So hat 1862 Pastor Letzner eine pfingstliche Gustav Adolf-Predigt nach Tim. 1, 7 geteilt: „Woran erinnert das Pfingstfest die Vereinsgenossen? 1) an ihren Reichtum und der Brüder Armut, 2) an ihre Armut und

der Brüder Reichtum, 3) an des Vaters Gnade und der Kinder Zeichen." So hat Generalſuperintendent D. Erdmann 1865 in Liegnitz gemahnt: „Baut Zion — baut es auf dem rechten Grunde, baut es im rechten Geiſt und Sinn, baut es zur rechten Zeit und Stunde und mit ewigen Gewinn". So hat 1863 Paſtor Faber beim Reformationsfeſt in der Bernhardinkirche über Offb. 3, 11 disponiert: „1) Was wir haben: 1) den freien Glauben, den untrüglichen Meiſter, den offenen Himmel, 2) wie wir es halten ſollen: durch ſtrenge Wachſamkeit, durch freimütiges Bekenntnis, durch unverfälſchte Fortpflanzung desſelben, 3) welche Kronen uns verliehen werden: die dankbare Treue, das bleibende Verdienſt um Mit- und Nachwelt, die ſelige Freude". So hat 1867 Paſtor Beer aus Gleiwitz in einer Predigt über Joh. 15, 16 geſagt: „Fürwahr es könnte die evangeliſche Kirche der Gegenwart, wenn ſie auf die wunderſamen Erfolge des Guſtav Adolf-Vereins blickt, und damit die Vergangenheit, die in ihrem ganzen Bereich nirgends ein ähnliches Liebeswerk aufweiſen kann, vergleicht, leicht eine unevangeliſche Eitelkeit überkommen. Nicht nur die Gründer des großen Werkes, nein auch wir Anderen, ſeine Beförderer und Handlanger, könnten in Verſuchung geraten, uns vor den imponierenden Bau hinzuſtellen und uns zu rühmen: Siehe, das haben *wir* getan zu Chriſti Ehre! Nein, ſondern Chriſtus hat uns der Ehre gewürdigt, Werkzeuge in Seiner Hand zu ſein ... Auch in ſeiner weiteren Entfaltung trägt der Guſtav Adolf-Verein unverkennbar das Siegel an ſich: das iſt Gottes Finger (2. Moſ. 8, 19). Denn er iſt ſeinen Gründern und ſeinen Beförderern über den Kopf gewachſen, im höchſten, herrlichſten, freudvollſten Sinne — über all ihr Hoffen und Streben hinaus."

Die Beiſpiele werden vor allem aus der heimiſchen Diaſpora und nur vereinzelt aus außerdeutſchen Gemeinden genommen, es ſind zumeiſt Schilderungen der Not, und nur ſeltener Bilder der gemeindlichen Bewährung. Außerſchleſiſche Diaſporaredner kommen eigentlich nur ganz ſelten zu Wort. Der Rahmen der Diaſporapflege iſt noch eng geſpannt. Man hat mit ſich ſelbſt genug zu tun, man muß ſich über ſich ſelber erſt klar werden, aber man freut ſich, daß dieſe Klärung aus Bedenklichkeiten Zuſtimmung und Verpflichtung macht. Als letztes Beiſpiel dieſer ganzen Periode ſei eine gereimte Dispoſition des beſonders in Oberſchleſien als Guſtav Adolf-Redner gern gehörten Sup. Mehwald 1854 zu

Neiße wiedergegeben: „Was ſoll uns reizen zum Liebeswerk der Guſtav Adolf-Stiftung?

1. Den Brüdern gilts, vereint mit uns im Glauben —
   Wer weigert Brüdern ſeine Retterhand?
2. Und Rettung gilts, die Not möcht uns ſie rauben,
   Schlingt nicht um ſie die Lieb ihr ſegnend Band?
3. Drum reiht euch ein in Guſtav Adolfs Scharen
   Und helft die Brüder unſrer Kirche wahren."

II.

Die Periode von 1870 bis 1914 im neu erſtandenen Deutſchen Reich iſt auch im Guſtav Adolf-Verein von dem ſcheinbar immer mehr ſteigenden Wohlſtand der geſamten Verhältniſſe des Vaterlandes getragen. Die Predigttexte der auf den ſchleſiſchen Provinzialfeſten jener 34 Jahre gehaltenen Predigten (ſ. Ev. Kirchenblatt für Schleſien 1932 Nr. 38) bieten nicht eben ſehr viel Eigenartiges. Daß Röm. 1, 16 fünfmal den Text bildet, iſt für die Geſamteinſtellung berückſichtigenswert. Offb. 3, 7 kommt zweimal, Pſalm 127 auch zweimal, Pſalm 50, 15 einmal, Hebr. 13, 1—3 zweimal, Hebr. 10, 32—38 auch zweimal vor. Eigenartiger ſind etwa folgende Texte: Gen. 4, 10 in Falkenberg 1881, Matth. 16, 18 in Trachenberg 1888, von Sup. Streetz auf den Guſtav Adolf-Verein gewendet, Luk. 22, 35 in Grünberg 1872, Jak. 2, 17 in Bunzlau 1907 und 3. Joh. 1—8 in Ratibor 1913. Etwas ſonderlich iſt der beim polniſchen Gottesdienſt 1877 in Kreuzburg angewandte Text Offb. 8, 3 von dem Engel mit dem güldenen Rauchfaß und ſehr eigentümlich der von Sup. Köhler in Striegau 1874 gewählte Vers aus Gen. 41, 9: „Ich gedenke heut an meine Sünden"; eine Predigt, von der der Jahresbericht von 1874 ſagt, daß der Prediger „das Gedenken an die Sünde, ausgehend von eigener Erfahrung, der Kirche und jedem Einzelnen an das Herz legte, um zur Liebe und zum Eifer für das Vereinswirken anzufeuern."

Auch bekannte bibliſche Geſchichten werden jeweilig auf den Guſtav Adolf-Verein gedeutet: So Jakobs Traum (Gen. 28) zu Namslau 1900, Joſeph und ſeine Brüder (Gen. 37) zu Groß-Wartenberg 1903, Elias und die Witwe (1. Kön. 17) zu Pitſchen 1819, das höchſte Gebot (Luk. 10, 27) zu Groß-Wartenberg 1873, Maria und Martha (Luk. 10, 38) zu Schweidnitz 1870, der verlorene Groſchen (Luk. 15, 8) zu Gleiwitz 1887, die Steine werden reden (Luk. 19, 40 ff.) zu Lüben 1898, Weinſtock und Reben (Joh. 15, 5) im Abendgot-

tesdienſt zu Pitſchen 1890 und das Apoſtelwort 2. Tim. 2, 1—5 zu Steinau 1885. Nach den deutſchen Kriegen hat 1867 Generalſuperintendent D. Erdmann in Tarnowitz ſehr kraftvoll über 1. Petr. 5, 6—11 gepredigt und iſt der Text 1. Petr. 2, 17 zu Namslau 1871 verwendet worden.

Schon in dieſem Zuſammenhang ſeien wenigſtens noch zwei Reſte behaglich allegoriſierender Predigtweiſe angeführt. Bei der Reichstagung des Guſtav Adolf-Vereins in Görlitz 1891 hat D. Faber aus Berlin über Jer. 38, 7—13 ebenſo geiſtvoll wie ſonderlich gepredigt; ſchon ſeine Themaſtellung beweiſt dies: Der Mohr des Königs Zedekia, dieſer barmherzige Samariter aus alter Zeit, ſoll heute unſer Vorbild ſein am großen Guſtav Adolf-Feſte; ein dreifaches aber mag uns in Sonderheit vor Augen ſtehen: ſein Heldengang zum Tore Benjamin, ſein Liebeswerk an der Grube des Verderbens und ſein geſegneter Griff in des Königs Schatzkammer". Ja noch 1904 iſt bei einer Predigt des Breslauer Guſtav Adolf-Frauenvereins der Abſchnitt Gen. 24, 38—58 unter dem Thema behandelt worden: „Elieſer und Rebekka oder der Zweigverein und der Frauen- und Jungfrauen-Verein der Guſtav Adolf-Stiftung zu Breslau. Wir finden dreierlei Beziehungen in unſerem Texte: 1) Die Begegnung, 2) die Werbung, 3) das Gelübde".

Auf das Allgemeine geſehen wird immer wieder der Rückblick auf das Erbe der Väter auf die Bekennertreue im Zeitalter der ſchleſiſchen Gegenreformation betont. So hat Sup. Siegmund-Schultze 1892 zu Sagan viel von der Geſchichte der dortigen Gnadenkirche erzählt, ſo D. Kölling-Pleß in Namslau 1900 über Amos 9, 11 „Der Guſtav Adolf-Verein ein demütiger Gehilfe am Aufbau der zerfallenen Hütte Davids" gepredigt und dabei von Johann Heß, Markgraf Georg, den Kirchengemeinden der Diözeſe Pleß uſw. berichtet. So gewinnt auch D. von Haſe 1900 zu Namslau aus der Namslauer Gegenreformationsgeſchichte viel praktiſche Beziehungen, ſo prägt Dr. Menzel im Jugendgottesdienſt von Brieg 1902 nach reicher geſchichtlicher Darſtellung ſeiner jungen Gemeinde ein: „Aus Glaubenskraft die Bruderliebe! — Wie Großes hat ſie getan — Noch heut bricht ſie dem Herrn die Bahn — O daß auch euch dies Kleinod bliebe".

Vor allem in den Achtziger Jahren aber auch ſonſt ſpielt die Auseinanderſetzung mit der katholiſchen Kirche eine große Rolle. Der Evangeliſche Bund iſt noch nicht vorhanden oder höchſtens im Entſtehen, da muß der Guſtav Adolf-Verein mehr als heute neben der Kelle das Schwert führen.

Das war natürlich nicht bloß in Schleſien ſo. In der Sammlung „Guſtav Adolf-Feſtpredigten“ Band 22 von Ohly „Pniel“ 1899 iſt eine Poſenſche Parochialfeſtpredigt abgedruckt, in der ſich die Sätze finden: „Was unſere Zeit braucht, ſind Leute, die Rückgrat haben. Was namentlich unſere Gegend hier braucht, ſind Leute, die das feſte proteſtantiſche Rückgrat haben . . Wer ſein Lied nach der mark- und kraftloſen Weiſe ſingt: Wir glauben all an einen Gott, Chriſten, Juden, Hottentott: Wer hier gar um Entſchuldigung bitten möchte, weil er evangeliſch iſt, der ſcheidet aus der Zahl derer aus, von denen für eine gedeihliche religiös-ſittliche und deutſch-nationale Entwicklung etwas zu erhoffen iſt.“ (S. 120). Und in der Guſtav Adolf-Predigtſammlung „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde“ von W. von Langsdorff, 1894, begegnen wir öfters ähnlichen Ausführugen, wie z. B. auf S. 15: „Wenn Rom jubelnd jüngſt verkündete, die Zahl der Katholiken habe ſich in den letzten Jahren verdoppelt, ſo iſt die Zahl der Evangeliſchen in derſelben Zeit eine dreifache geworden und das weſentlich mit durch die Arbeit des Guſtav Adolf-Vereins.“ Ähnlich hat auch der Leipziger Lic. Dr. von Griegern einmal 1882 zu Liegnitz in einer, ſeinem Predigtbändchen „Den erwählten Fremdlingen hin und her“ 1887 einverleibten Predigt mit größter Ausführlichkeit Reformation und Gegenreformation in Schleſien geſchildert und dabei die gegen Rom gerichteten Sätze geſprochen: „Auf Jeſum Chriſtum alſo weiſt uns Luther hin, als auf unſeren einigen Mittler und Erlöſer! Auf ihn ſollen wir uns verlaſſen, aber nicht auf Menſchen, alſo nicht auf uns ſelbſt, als ob wir durch unſere guten Werke uns ihm angenehm machen könnten, und nicht auf einen Stellvertreter Gottes auf Erden, wenn er gleich von ſeinen Anhängern für unfehlbar erklärt wird, was wir, mit einem früheren Papſte im Einverſtändniſſe, für eine Gotteslästerung erklären müſſen, und nicht auf die Heiligen, da, wie es unſer Augsburgiſches Bekenntnis ſagt, auch ihnen nur durch Glauben geholfen worden iſt.“ (S. 134).

Von den eigentlich ſchleſiſchen Predigten ſei der Schluß der Landeshuter Feſtpredigt 1889 von Sup. Siegmund-Schultze-Görlitz genannt: „Nun denn erſchall, du Lied der Lieder, du unſrer Kirche Schlachtgeſang, hoch am Gewölbe hall es wieder, was alt und jung, was hoch und nieder, zu aller Zeit das Herz bezwang. Die Väter habens geſungen, umzingelt von der Feinde Rott, durch alle Lande iſts geklungen, hoch durch die Wolken iſts gedrungen: Ein feſte Burg iſt unſer Gott.“ So bietet auch bei derſelben Gelegen-

heit der Abendgottesdienſt von Paſtor Kölbing-Fiſchbach viel anti-römiſche Kritik und führt ſogar den Verein für Reformationsgeſchichte und den Verein für Evangeliſche Kirchengeſchichte Schleſens namentlich an. So geht Paſtor Berthold-Pontwitz zu Trebnitz 1891 ſehr ſtark auf die konfeſſionellen Gegenſätze ſeiner Jahre ein. So ſagt Paſtor Brüſſau zu Kamenz 1897: „Groß iſt Rom in ſeiner irdiſchen Macht, aber größer iſt Chriſtus und ſein Evangelium in göttlicher Kraft". So finden ſich auch bei der Feſtpredigt zu Brieg 1902 von D. Kaiſer polemiſche Teile neben ſehr feinen Gedanken, deren einer iſt, daß der Guſtav Adolf-Verein in der Diaſpora nicht der „grobe Waldrechter", ſondern der treue Pflanzer und Heger ſein will. Beſonders eindrücklich hat D. Koelling-Roſchkowitz 1886 zu Goldberg nach Mark. 1, 3 den Guſtav Adolf-Verein als „die Stimme eines Predigers in der Wüſte" behandelt. Er ſagt dabei: „Rom hat allenthalben ſeine ſtolzen Gotteshäuſer, ſeine reichen Stiftungen, ſeine unermüdlichen Schweſtern, ſeine eifrigen Prieſter. Iſts denn ein Wunder, wenn die Schwachen in die offenen Kirchen eintreten, wenn die Sterbenden das falſche Sacrament nehmen, um nicht ohne Troſt dahin zu fahren, wenn die Zahl unſrer Einſamen immer kleiner wird und in ganzen Ländern die evangeliſche Diaſpora aufhört, im ſchlimmſten Sinne aufhört, um dennoch Wüſte zu bleiben? Als religiös ſittliche Menſchen, als Glieder der allgemeinen Chriſtenheit halten wir nicht nur treulich Friede mit Rom, ſondern wir freuen uns ſeiner Kräfte und der Früchte ſeiner Arbeit, wir tröſten uns deſſen, was beide Kirchen verbindet — der dreieinige Gott, ein Geſetz, ein Evangelium, eine Taufe, drei Symbole, eine Liebe, ein Ziel der Hoffnung — aber als evangeliſche Chriſten ſehen wir nun einmal überall da Wüſte, wo die eigentlichen Quellen unſrer Kraft verſiegt ſind . . . ." Schließlich ſei in dieſer Reihe noch ein Abſatz aus der von D. Koelling-Pleß 1882 in Ohlau gehaltenen Predigt über Offb. 3, 7 f. abgedruckt: „Für die andere chriſtliche Kirche in unſerem Vaterlande naht der Friedensſchluß, ſie hat in Schleſien wieder einen Biſchof. Wir gönnen von Herzen unſeren Gefreundten von der anderen Confeſſion die Friedenshoffnung auch als Guſtav Adolf-Verein, denn wir ſind ein Bruderbund nur zum Schutz und Trutz des teuren Evangelii, nicht zum Angriff. Wir wollen nicht den Kampf, ſondern den Wettkampf. Aber eins müſſen wir uns vor dem Angeſichte des Herrn klar machen, die evangeliſche Braut Chriſti kann dieſen Wettkampf nur dann beſtehen, wenn ſie den Namen des Herrn Jeſu nicht verleugnet".

Damit iſt ſchon der Übergang zu einer anderen Gedankenreihe gegeben, die immer wieder ernſtlich betont wird: die Bekenntnistreue und das Bewahren des Glaubenserbes der Väter durch den Guſtav Adolf-Verein. Wohl wird kirchenpolitiſche Streitigkeit unſern Predigten fern gehalten. Paſtor Meißner-Wohlau ſagt einmal in dem angeführten Bändchen „Pniel" Band 22 in einer Predigt über Jeſ. 38, 12; 45, 8 und 13; 65, 9 f.: „Die ganze mächtige Guſtav Adolf-Arbeit iſt fürwahr in dieſer Zeit der Miſere und des Parteihaders ein lebendiges Zeugnis dafür, daß wir Evangeliſchen Leben in uns haben, unausrottbares Leben; denn Leben heißt Lieben. Und fürwahr hier iſt eine Lieb ohnegleichen in ihrer weltüberwindenden Macht. Gelobt ſei der Herr! Gottes Brünnlein hat Waſſers die Fülle". Ja einmal iſt ſogar eine ganz richtige liberale Kulturpredigt und zwar auf dem Görlitzer Feſt von 1904 beim liturgiſchen Gottesdienſt von Paſtor Niethack-Stahn gehalten worden. Er ſagte damals: „Fünf Lehren gibt uns Guſtav Adolf als Mann der Geſchichte: 1) du ſollſt mitkämpfen im großen Religionskriege, 2) du ſollſt evangliſchen Korpsgeiſt haben, 3) du ſollſt für das Evangelium mit ehrlichen blanken Waffen ſtreiten, 4) du mußt auch für deinen Glauben bluten können, 5) du ſollſt evangeliſchen Idealismus haben."

Aber viel häufiger iſt, wie geſagt, die Bekenntnistreue im Guſtav Adolf-Verein. So hat 1885 zu Steinau Paſtor Schönwald-Langenbielau das Thema gebildet: „Der Guſtav Adolf-Verein ein geiſtlicher Sohn des Apoſtels Paulus" und darin die Forderung aufgeſtellt: „Aushalten gerade in der Gegenwart! Die nächſten Jahre werden uns harte Kämpfe und ſchwere Arbeit bringen. Der Verein wird ſeinen Mann ſtellen müſſen, in der um das Reich Gottes auf Erden entbrennenden Geiſterſchlacht". So fragt D. Kawerau 1895 zu Strehlen: „Weißt du evangeliſcher Chriſt, was für ein Gut du an deinem evangeliſchen Chriſtentum haſt? Dann hilf, daß deinen Brüdern ihr evangeliſcher Glaube erhalten werde" und er rechnet zu dem Gut: Gottes Wort allein, Jeſus Chriſtus allein, Gnade allein, Glauben allein. So behandelt Sup. Streetz zu Trachenberg 1888 nach Math. 16, 18: „drei Felſen, auf denen unſer Verein ruhen muß, das Felſenbekenntnis, der Felſenbau, das Felſenvertrauen". So ſagt Sup. Jantzen-Beuthen 1887 zu Gleiwitz: „Als Moſe vom Berge Sinai herabſtieg, rief er an des Lagers Türe: her zu mir wer dem Herrn angehört! So muß auch der Guſtav Adolf-Verein hineinrufen in die ganze Welt, das will ſagen, er muß ein feſt Bekenntnis aufſtellen, muß mit

beſtimmten Panier einherziehen, das nicht in verwaſchenen wandelbaren Farben ſchillert, muß ein wahres Licht anzünden, kein Irrlicht".

Dabei herrſcht im allgemeinen berechtigte Freude über das im Guſtav Adolf-Verein Erreichte. Paſtor Matz-Breslau ſagt einmal 1887 zu Gleiwitz: „Der Frauenvereine werden von Jahr zu Jahr mehr, Schul- und Kindervereine ſind mehrere entſtanden, die Frauen und Kinder beten für uns". Wie in dem genannten Bändchen der „Pniel-Sammlung" einmal eine Guſtav Adolf-Predigt über Ruth 2, 4 „eine Begegnung auf dem Erntefelde" überſchrieben iſt, ſo ſpürt man auch öfters ſonſt die Freude an der wachſenden Ernte des Vereinswerkes. Beim Fünfzigjahrjubiläum des Schleſiſchen Guſtav Adolf-Vereins predigte 1893 in Magdalenen Generalſuperintendent D. Erdmann über Apoſt. Geſch. 4, 11 f. und 1. Kor. 15, 57 f. und mahnte zu freudigem Dank, freudigem Bekenntnis, freudigem Gelübde, freudiger Hoffnung. Er ſagte dabei: „Plus ultra, darüber hinaus, dieſes alte Fürſtenwort ſoll auch unſer Wahlſpruch ſein". Und gleichzeitig behandelte in Bernhardin Paſtor Albertz die Stelle Esra 5, 7—11: „Wir bauen das Haus, das uns vor vielen Jahren ein großer König gebaut hat". So erwähnt 1898 Sup. Lic. Gottwald in der Feſtpredigt zu Lüben die bekannte Erzählung: „Als im Jahre 1701 die evangeliſche Kirche von Altſtadt-Lüben weggenommen war, ſchrieb Pater Avianus ins dortige Kirchenbuch: hier hat nun die Lutheriſche fides ein Ende. Aber im Jahre 1707 ſchrieb der evangeliſche Paſtor Schreiber darunter: Nein, denn Gottes Wort bleibt in Ewigkeit". Auch Sup. Streetz teilt bei der Reichstagung in Görlitz 1891 ſeine Predigt über Jeſ. 6, 1—8 in die vier Mahnungen an den Guſtav Adolf-Verein: „in die Höhe, in die Tiefe, durch die Weihe, in die Weite" und ſagt am Ende die hoffnungsſtarken Worte: „Wir kämpfen nicht für dieſe oder jene Verfaſſung und äußere Form. Die Form mag zerfallen, was hats denn für Not? Der Geiſt lebt in uns allen, und unſre Burg iſt Gott. — Die Kirche des Herrn iſt über Raum und Zeit erhaben. Sie wird noch beſtehen, wenn der Grundſtein einer neuen Welt gelegt wird. Unſer Verein arbeitet für die ewige Kirche". Wohl fehlt es natürlich auch nicht an ernſten Stimmen. Der ſchon öfters angeführte und ſehr gern gehörte Sup. Siegmund-Schultze hat ſich einmal 1899 zu Zabrze gegen das Sonntagschriſtentum gewandt und ſagt dabei: „Die Feiertagschriſten verlernen die Bibelgedanken; die Bibel aber iſt das Buch der ewigen Jugend". Indeſſen häufiger ſind Stimmungen, wie ſie Sup. Köhler

ſchon 1879 zu Guhrau ausſpricht: „Wie ſproßt und grünt es auf den Feldern der Diaſpora, welche auf Befehl unſerer Kirche die Liebe der Jünger Jeſu bebaut hat . . . Kommt und ſehet, wie bereits an etlichen Orten, welche ſie lang entbehrten, Herbergen Chriſti entſtanden ſind und die empfänglichen Herzen ihn aufnehmen mit Heilsbegier".

Daß die Liebestätigkeit des Vereins immer wieder betont wird, iſt ſelbſtverſtändlich. Paſtor Schwartz-Breslau hat einmal ſeinem Guſtav Adolf-Frauenverein in der Magdalenenkirche 1898 nach Kor. 13, 1—3 zugerufen: „Nichts iſt das Wort der Zunge ohne die Liebe; nichts iſt der Gedanke des Kopfes ohne die Liebe; nichts iſt das Werk der Hände ohne die Liebe". Paſtor Klüm hat demſelben Verein 1901 nach Jer. 17, 7 f. geſagt: „Unſer Guſtav Adolf-Verein iſt ein immergrüner, alljährlich fruchttragender Baum, den der Glaube gepflanzt und die Liebe gepflegt hat und zu deſſen Wachstum Gott das Gedeihen gab und gibt". Und Paſtor Heinz hat 1905 bei gleicher Gelegenheit die Frage aufgeworfen: „Was iſts denn, das uns gerade zur Guſtav Adolf-Arbeit treibt? Es iſt der Dank gegen Gott, die Liebe zu den Brüdern und die Sorge um das Evangelium". Dabei finden ſich übrigens auch im letzten Teil die beinahe modern anklingenden Worte: „Wir müſſen für unſere Glaubensbrüder auf vorgeſchobenen Poſten die Rückendeckung abgeben, d. h. wir müſſen ihnen ſagen und durch die Tat unſerer Guſtav Adolf-Arbeit bewähren: Ihr ſteht nicht allein, das ganze evangeliſche Volk iſt im Geiſte mit euch, kämpft und leidet mit euch unter dem heiligen unveräußerlichen Panier des Glaubens".

Zum Abſchluß dieſes Teiles ſeien ſchließlich einige Predigten ſchleſiſcher Theologen auf außerſchleſiſchen Reichstagungen des Guſtav Adolf-Vereins genannt. D. Kawerau hat 1897 in Berlin über 1. Petr. 1, 22—25 gepredigt. Er betont dabei: „Wo wir den Reichtum und die Lebenskraft des evangeliſchen Chriſtentums zu ſuchen haben und wie wir uns willig machen, dieſe Kraft in der Bruderliebe zu beweiſen". Vom Wert des Evangeliums ſagt er: „Das iſt unſere Bitte, daß unſer Herrgott der evangeliſchen Gemeinde, er möge ſie ſonſt führen wie er will, dieſes Wort nimmer wolle verloren gehen laſſen. Das iſt unſere Bitte für unſeren theologiſchen Nachwuchs, daß Gott der Herr in ihnen dieſem Worte immr neue Zeugen erwecken wolle, die es im Geiſte und in der Kraft verkündigen. Das iſt unſere Bitte für unſere lieben Gemeinden, daß er in dieſem Worte willige Herzen ſchaffe, die es als den lebendigen Samen, der Leben

ſchafft, an ſich erfahren". Drei Jahre ſpäter predigt Kawerau in Königsberg über 1. Kor. 16, 9 und 13 auf der Kanzel ſeines Großvaters mit beſonders warmer Anteilnahme. Er bietet „ein Wort fröhlichen Zeugniſſes von der offenen Tür für eine große und geſegnete Liebesarbeit, ein ernſtes Mahnwort von der Glaubenskraft, in der die evangeliſche Gemeinde ihre Stärke ſuchen ſoll". Eines ähnlichen und ſtarken Glaubens bedürfe unſere Kirche; alle Arbeit unſeres Vereins habe im letzten Grunde darin ihre Wurzeln, daß dieſer Glaube in ihrer Mitte lebendig ſei; der barmherzige Gott verleihe ihn durch die Lebenskraft ſeines Evangeliums.

Generalſuperintendent D. Haupt predigte 1909 bei der Reichstagung in Bielefeld nach 21. Kor. 6, 10 über „das dennoch der Guſtav Adolf-Gemeinde". Sie hat eine große Aufgabe, eine ſchwache Kraft, aber einen großen, ſtarken Herrn. Er ſagt dabei: „Nimm dies Bekenntnis, nimm den Namen Jeſu aus dem Liebeswerk in Bethel, und die Hände erlahmen, die Häuſer werden leer! Nimm ihn dem Guſtav Adolf-Verein und du nimmſt ihm den Grund, auf dem er ſteht, die Quelle, aus der ihm alle Kraft zufließt! Nimm ihn unſrer Kirche, dann behält, dann iſt ſie — nichts! Gott ſei Dank, er iſt ihr nicht genommen! Sie ruht feſt und ſicher auf dem Grund, der unbeweglich ſteht, wenn Erd und Himmel untergeht! . . . . Als vor einigen Jahren gegen ein heidniſches Volk gekämpft wurde, hieß es: „Die Deutſchen vor die Front!" Im Kampf gegen das Heidentum unſrer Zeit heißt es ſchon lange: „Die Evangeliſchen vor die Front!" Das muß ſo ſein und wird ſtets ſo ſein, ſo lange evangeliſcher Glaube nicht die Unterwerfung unter die Satzungen einer Kirche, ſondern das Vertrauen auf den lebendigen Heiland iſt.".

Generalſuperintendent D. Nottebohm hat 1913 auf der Reichstagung zu Kiel über Phil. 4, 14—20 gepredigt. In ſeiner innerlichen und bedachtſamen Weiſe fragt er als Thema: „Was iſt nach Gottes Willen die Arbeit des Guſtav Adolf-Vereins?" und antwortete: „Betätigung der Gemeinſchaft am Evangelium, Frucht von Gottes Herzensausſaat und deshalb Dankopfer für ſeine Barmherzigkeit, Segensquell für die ganze Guſtav Adolf-Gemeinde". Dabei finden ſich die Sätze: „Nicht das Geſchenk, ſondern die Frucht von Gottes geiſtlicher Ausſaat in die Herzen! Das iſt das Guſtav Adolf-Werk. „Unſere Guſtav Adolf-Arbeit wird mit der inneren Notwendigkeit wachstümlicher Keimkraft als Frucht immer reifer werden auf unſerer Rechnung, je feſter und tiefer wir ſelbſt in den Lebensboden des Evangeliums von

der Gnade und Herrlichkeit Gottes hineingewachsen sind". Wenn wir die Diaspora, die unsere Gaben empfängt, zugleich auf betendem Herzen tragen, wissen wir uns nicht auch in unserer Arbeit und unsern Kämpfen von ihrem Dank gegen Gott, ihren Gebeten, ihrer Fürbitte getragen, und ist solche Gemeinschaft wechselseitiger Fürbitte nicht für uns ein reicher Quell des Segens? O, der unerkannten Macht von der Heiligen Beten!"

Atmen diese Predigten der drei verehrten schlesischen Theologen wieder die Verinnerlichung evangelischer Glaubensfreude und neutestamentlicher Heilsgewißheit als einer auch bei Gustav Adolf-Predigten immer erneut durchbrechender Grundrichtung, so seien als Ausklang dieses Abschnitts die beiden letzten Festpredigten vor Beginn des Weltkriegs genannt. 1914 predigte in Landeshut Sup. Dehmel-Erdmannsdorf über 1. Kor. 16, 13, und der Text war wie eine Ahnung auf kommende höchste Gustav Adolf-Aufgaben. Ein Jahr früher aber sprach D. Hoffmann-Breslau in Ratibor über 3. Joh. 1—8 und bot in der feinen Filigrankunst seiner Predigtart ein Meisterstück geschichtlich gegründeter und gedankentiefer Auslegung. Zum Schluß auch hier ahnungsvolle Sätze: „Haben unsere Väter vor 100 Jahren für das höchste irdische Gut, für des Vaterlandes Freiheit unvergeßliche Opfer gebracht, ist Alldeutschland heute wieder zu ähnlichen Opfern bereit, ich frage, ist das ewige, himmlische Gut, die religiöse Wahrheit minderer Opfer wert? Daß du uns immer wieder mit Flammenschrift in unsere Seele schreibst, das danken wir dir, dem Lieben, den wir lieb haben in der Wahrheit, dir, du lieber Gustav Adolf-Verein. Es ist der heilige, kategorische Imperativ der Liebe: Wir sollen solche aufnehmen, auf daß wir der Wahrheit Gehilfen werden".

III.

Der Weltkrieg bildet auch in der Gustav Adolf-Geschichte einen tiefen Einschnitt. Von 1915 bis 1921 haben nur kleinere, mehr beratende Jahrestagungen in Breslau stattgefunden, erst 1922 setzen wieder Provinzialversammlungen mit Festgottesdiensten und immer zahlreicher werdenden Besprechungen in. Aber schon seit 1915 sind die Hauptredner auf schlesischen Gustav Adolf-Versammlungen zum guten Teil Vertreter der deutschen Auslandsdiaspora oder Diasporaarbeit. So sprechen in der Magdalenenkirche 1915 Pastor Richter-Lublinitz OS. und D. Geißler-Leipzig, 1916 Generalsuperintendent Bernewitz-Kurland, 1917 wieder D.

Geißler, 1918 Bischof D Pölschau-Riga, der auch in der Johanniskirche über Jes. 58, 11—12 predigte, 1919 Pastor Graf von Lüttichau-Konstantinopel, 1920 wieder D. Bernewitz, und 1921 Konsistorialrat Gruhl-Danzig. Der Blick wurde selbstverständlich immer wieder auf die Not der auslandsdeutschen Diaspora gelenkt. Die Größe der Zeit verdrängt alle Anekdoten. Statt des Besitzes tritt die Verantwortung, statt der nachdenklichen Besinnung auf die Pflicht der Bruderliebe tritt der flammende Aufruf zum Opfer für Volks- und Glaubensgenossen in ihrem schweren Schicksal in den Vordergrund. Augenzeugen reden; und daß es Augenzeugen sind, gibt der neuen Gustav Adolf-Predigt ihre Wucht. Am eindrücklichsten war dies wohl bei dem Vortrag von D. Bernewitz 1920, der in den „Volksschriften für Gustav Adolf-Vereine" Heft 3 unter dem Titel „Christenverfolgungen im Baltenlande" abgedruckt worden ist. Einige Sätze daraus mögen die neue Gustav Adolf-Rede kennzeichnen: Es kam meinen Zeitgenossen und mir, als wir Knaben waren, ganz selbstverständlich vor, daß wir das minimale Monatstaschengeld, das wir bekamen, nicht für eigene Zwecke ausgaben, sondern für den deutschen Schulverein hergaben . . . Lassen Sie es sich nicht wundernehmen, daß in der baltischen Art etwas Trotzigeres liegt, etwas Naturhafteres etwas Urwüchsigeres als in der Art der Deutschen im Vaterlande. Wir haben nie vor dem Spiegel gestanden, um eigene Schönheit zu bewundern. Wir haben immer vor Wind und Wetter stehen müssen, und die Stürme sind uns durchs Haar gefahren. Lassen Sie es sich nicht wundernehmen, daß wir in baltischen Landen in vielen Stücken — mit modernem Maßstab gemessen — rückständig gewesen sind. Wir hatten doch nur eine Hand für die Kelle frei, in der anderen hielten wir das Schwert! Und als eine Zeit kam, in der wir in meiner fernen Heimat Ruhe nötig hatten, eine Atempause nach viel völkischer und kirchlicher Bedrängung, da hat Gottes heiliger Wille uns nicht ein Aufatmen geschickt, sondern ein jaches Aufschreien in wildem Schmerz . . . . Unter schwerem Leid und in viel Gefahr haben wir in baltischen Landen die ewigen Werte des Lebens höher schätzen gelernt, als auch wir sie in guten Tagen geschätzt hatten. Ich rede nicht zu euch, um zu wehklagen und um weiches Mitleid zu wecken. Ich rede zu euch als einer, der gewürdigt worden ist, um seines Heilands willen Schmach zu leiden, und der ihm diese Schmach, diese Tage der Trübsal ewig danken wird . . . . Glaube und Volkstum, das sind zwei Güter des Lebens, die unseres Lebens Kraft

und unſeres Sterbens Troſt ſein ſollen. Es gibt in der Schule Gottes eine oberſte Klaſſe, die heißt Leid. Wer aus dieſer Klaſſe austritt, der bleibt ſo unbrauchbar wie zuvor, wer dieſe Klaſſe in Ehren beſteht, der hat geſiegt!“

Auch nach 1922 herrſcht der Blick auf Volkstum und Auslandsdiaſpora vor. Unter den Predigern der Provinzialtagungen findet ſich am häufigſten der Name des Kirchenpräſidenten D. Voß . Er predigte im Feſtgottesdienſt zu Reichenbach 1922, im Jugendgottesdienſt zu Ohlau 1924, im Feſtgottesdienſt zu Glogau 1926, im Feſtgottesdienſt zu Hirſchberg 1932 und im Jugendgottesdienſt zu Görlitz 1937. Mit großer Wucht verſtand er die Nöte der polniſch-oberſchleſiſchen evangeliſchen Kirche in ihrem Volkstum wie in ihrem tapferen Glauben lebensvoll zu ſchildern. Auch auf Guſtav Adolf-Verſammlungen der Reichstagungen wie vieler anderer Hauptvereine drang ſeine gediegene, plaſtiſche und anfaſſende Art immer wieder vor. Als Beiſpiel ſeien einige Sätze aus ſeiner Predigt zu Glogau 1926 angeführt: „Wir ſind Jeſu Jünger. Wir ſtehen in ſeiner Hand. Ihr hier in euren Nöten und Sorgen, wir in unſerer beſonderen Drangſal. Was haben wir bei dem Herrn erwartet? Behaglichkeit, Frieden? Oder Sturm und Kampf? Der Jünger iſt nicht über ſeinen Meiſter. Jeſus hat ſeinen Jüngern niemals Wohlleben und gute Tage verſprochen. Er hat im Gegenteil vorausgeſagt: Man wird euch verfolgen. Sollen wir uns fürchten, das Guſtav Adolf-Werk zu tun, weil manche Leute ſcheel dazu ſehen, weil es andere verunglimpfen? Damit wir Guſtav Adolf-Leute furchtlos bleiben und unſer Werk treiben, laßt uns aufſchauen auf den Herrn und ſein Kreuz . . . . . Wir haben viel Treue erfahren in unſeren Gemeinden unter dem Kreuz. Je größer der Jammer, deſto ſtärker der Glaube . . . . . Unſer Guſtav Adolf-Werk iſt in tiefſtem Grunde das Werk evangeliſcher Treue, der Treue geen den Herrn, der ſeine Gemeinde mit ſeinem Herzblut erkauft hat, und nicht will, daß auch nur eine Seele verloren gehe, der Treue gegen die Brüder, für die einzuſtehen wir heilig verpflichtet ſind . . . . . Mögen die anderen machen, was ſie wollen, ich halte ihm die Treue; ich will ihn bekennen mit Herzen, Mund und Händen, hier im Gottesdienſt und draußen, am Feſttag und am Alltag, in der Fremde und daheim, in meinem Hauſe, in meinem Berufe, in meinem perſönlichen Leben; ich will ihn bekennen durch perſönliches Eintreten für die Sache des Evangeliums, durch perſönliche Mitarbeit am Werk evangeliſcher Bruder-

liebe; ich will ihn bekennen, auch wenn die Zeiten noch ſchwerer werden, bis an den Tod!"

Neben Voß haben als Vertreter der Diaſpora außerhalb Deutſchlands Kirchenpräſident Wehrenpfennig, Paſtor Zellmann-Poſen, Pfarrer D. Bruhns-Leipzig und 1938 Superintendent D. Eder-Wien jeweils von ihrer kirchlichen Lage her in ihren Worten das ausgelegt, was wir nach einer Bezeichnung von Dr. May-Cilli „die volksdeutſche Sendung der Kirche" nennen. Oberſchleſiſche Redner wie Sup. Schmula und Sup. Baum und als Vertreter des Glatzer Landes Sup. Lic. Dr. Peisker haben in anderen Jahren von der heimatlichen Not große Linien zur allgemeinen Guſtav Adolf-Aufgabe gezogen. Ein tiefer Ernſt und eine ſchickſalhafte Verbundenheit gab aller Diaſporaarbeit nach dem Kriege das Gepräge.

Auch in den Texten der Predigten drückt ſich das aus. Vielleicht darf ich dabei eine perſönliche Bemerkung machen. Meine erſte Guſtav Adolf-Predigt vom Jahr 1911 über Pſ. 84, 2 f. hatte das Thema „vom rechten Schmuck des Gotteshauſes" und verſuchte auszuführen, das Gotteshaus der Chriſten ſolle geſchmückt ſein zur „ſchönen Stätte, da die Feier wohnt, zur frommen Stätte, da die Andacht wohnt, zur heiligen Stätte, da die Wahrheit wohnt". Als ich 1934 in Glatz auf dem Schäferberg einen Parallelgottesdienſt zum eigentlichen Feſtgottesdienſt halten durfte, hatte ich als Text 1. Sam. 10, 7 genommen: „Wenn dir nun dieſe Zeichen kommen, ſo tu was dir unter Handen kommt; denn Gott iſt mit dir", und als ich 1935 in Grüſſau die Schlußandacht bei der Waldenburger Provinzialverſammlung hielt, bemühte ich mich unter 1. Joh. 1, 1, 3 die Grundlegung aller chriſtlichen Diaſporaarbeit herauszuſtellen. Die Zeiten waren eben ernſter geworden. Man fühlte den Imperativ der Stunde. Man fühlte die Rückführung auf das Entſcheidende im Evangelium.

Im gleichen Sinne war es, daß 1933 zu Neiße Oberkonſiſtorialrat Gruhl-Berlin über das eine Wort von 1. Petr. 4 predigte: „Dienet!" und daß 1931 Sup. Schmula-Beuthen aus 1. Sam. 16, 4 f. in tiefer Eindringlichkeit die Frage aufwarf: „Iſts Friede, daß du kommeſt?" und die Antwort gab: „Ich bin gekommen, dem Herrn zu opfern; heiligt euch und kommt mit mir zum Opfer".

Polemik mit der katholiſchen Kirche liegt nicht in der Frageſtellung unſerer Zeit. Mit Recht ſagt Sup. Baum 1934 in Glatz unter dem wieder ſehr bezeichnenden Texte Luk. 9, 59 f.: „Der Guſtav Adolf-Verein hat niemals etwas

anderes gewollt, als mit ſeiner Arbeit das Reich Gottes zu verkünden. Damit iſt er immer ein Bote des Friedens und ein Bringer der Liebe geweſen. Er richtet keine konfeſſionellen Trennungsmauern auf, wenn er den Glaubensbrüdern in ihrer inneren Vereinſamung hilft und ihnen, wo ſie, wie drüben über der nahen Grenze, inmitten eines fremden Volkstums leben müſſen, den ſtärkenden Beweis gibt: „Wir, als die von einem Stamme, ſtehen auch für einen Mann."

Der Segen der Not iſt eine weitere Bereicherung der heutigen Guſtav Adolf-Predigt. In einer Breslauer Guſtav Adolf-Frauenvereinspredigt formte Paſtor prim. Lierſe 1920 das Thema: „Not und Hilfe ſind Bundesgenoſſen" und gliederte dieſen Gedanken: „1) immer wieder ſehen wir den Bund geſchloſſen, das iſt unſere Freude; 2) immer ſoll er neu geſchloſſen werden, das iſt unſere Aufgabe". Und 1922 ſchloß Kircheninſpektor Spaeth vor dem gleichen Verein eine Predigt mit den Worten: „Wir vertrauen dem Evangelium als der über die Völker erweckenden, lebenſpendenden, kulturfördernden Geiſtesmacht. Freudig ſtellen wir uns in den Dienſt unſeres Gottes. Er wird hervorbrechen wie die Morgenröte und wie ein Regen, der das Land feuchtet. Unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat".

Beherrſchend iſt die Herausſtellung des kirchlichen Geſichtspunktes, des Einordnens aller Guſtav Adolf-Arbeit in Weſen und Wirkung der Kirche. Bei der großen Reichstagung in Breslau 1929 hat in ſeiner gedankenreichen Predigt über Pſ. 118, 17 Biſchof D. Heckel dies ſchon in die Worte gekleidet: „Die Unſterblichkeit der Kirche, das iſt der Schlüſſel für dieſes Pſalmenwort. Die Unſterblichkeit der Kirche, das iſt die Antwort, auf unſere Frage, die uns heute angeht: Woher nimmſt du, Guſtav Adolf-Verein, Recht und Verheißung deiner Lebensmächtigkeit? Recht und Verheißung des Guſtav Adolf-Werkes darf nirgends anders liegen als hier in der Beziehung auf die Unſterblichkeit der Kirche, kein evangeliſches Werk iſt, was es ſein ſoll, wenn es nicht hier verwurzelt iſt, und kein evangeliſches Werk bleibt, was es ſein ſoll, wenn es nicht im Licht der ewigen Gottesgemeinde immer wieder ſich ſelbſt läutert, klärt, umbildet". Ähnlich ſagt der Leitartikel des Guſtav Adolf-Kalenders von 1936, daß in alles Leben und Sorgen die Botſchaft hineintrete, wir werden getröſtet durch Chriſtus, er verſöhnt uns mit Gott. „Das iſt unſer Troſt, den wir empfangen. Wir haben keinen anderen zum Weitergeben. Auch im Guſtav Adolf-Werk nicht." Im gleichen Sinn hat 1936 zu Gleiwitz D. Bruhns-Leipzig nach Apoſt. Geſch. 1, 6—8 unſere Feſtge-

meinde ganz ſchlicht und ganz tief auf die Höhe evangeliſcher Zuverſicht und evangeliſcher Bereitſchaft geführt. Und aus gleichem Geiſt hat D. Eder 1938 ſeine Predigt über Pſ. 98, 1 „das Loblied der Erlöſten“ überſchrieben und dabei die Sätze geſprochen: „Gerade in den Kreiſen des Guſtav Adolf-Vereins hat man beſonderes Verſtändnis für die volksdeutſche Sendung unſerer Kirche .... Und ich möchte gerade in dieſem Zuſammenhang betonen, daß die Gaben glaubensbrüderlicher Liebe, die uns der Guſtav Adolf-Verein Jahr für Jahr geſandt hat, für uns mehr waren als eine Hilfe in großer Not. Sie wurden für uns zum Erleben in der Richtung: Der Herr tut Wunder und ſie haben uns dazu verholfen, daß wir auch in der größten Not das Loblied unſeres Gottes nicht verſtummen ließen.

Ganz grundſätzlich iſt dieſer Gedanke von Biſchof D. Zänker in ſeiner Eröffnungsanſprache der Strehlener Verſammlung 1938 hervorgehoben worden. Er ſagt da: „Das iſt das erſte: nur in der Gefolgſchaft des Herrn hat unſer ganzes Werk ſeinen Sinn. Und das Zweite in der Arbeit des Guſtav Adolf-Vereins: es geht, wie wir mit immer klarerem Bewußtſein erkennen, um den Bau unſerer Kirche. Da kann ich wieder ſagen: es handelt ſich nicht um die Liebhaberei einzelner, die einen feſten Ring um ſich ſchließen und für ſich ein Werk treiben; wir ſind nicht nur ein Sammelverein mit ganz beſtimmten Zielen und Zwecken. Sondern worum es uns geht, das iſt das Evangelium und der Niederſchlag des Evangeliums auf Erden: die Kirche. Wenn wir daran denken, dann wird unſer Blick weit. Dann ſehen wir hinaus über unſere Gemeinde, über unſere Landeskirche, ſehen hinaus in die große Weltweite des Reiches Gottes. Wer das Reich Gottes bauen will, der baue die evangeliſche Kirche! Nun möchte ich in unſerem Sinne fortfahren: Und wer die evangeliſche Kirche weit in der Welt bauen will, der baue mit in unſerem Guſtav Adolf-Verein!“

Und als das Ergebnis der Verinnerlichung tritt das rein Religiöſe, oder beſſer geſagt, die Beugung unter das Evangelium Chriſti in der heutigen Guſtav Adolf-Predigt wieder ins Zentrum. Als bei der großen Zentenarfeier in Leipzig Landesbiſchof D. Ihmels in der Thomaskirche über 1. Kor. 15, 58 predigte, ſtand im Mittelpunkt ſeiner ernſten Ausführungen die Frage: iſt es das Werk des Herrn, in dem wir im Guſtav Adolf-Verein ſtehen? Als bei der Reichstagung in Königsberg D. Stökl-Wien die für ſeine Hörer unvergeßliche Predigt über Pſ. 46, 11 hielt, begann er: „Daß Gott mir geben wollte, in dieſer Stunde vor dieſer

Gemeinde in dieſem ehrwürdigen Gotteshaus Evangelium zu verkünden! — Nichts als Evangelium! Nicht eine Botſchaft, die unter anderem untergeht, von anderen übertönt wird, ſondern die frohe Botſchaft, die durch alle durchtönt, verheißend, tröſtend, aufrufend, werbend.“ Und als Biſchof D. Malmgreen in Kaiſerslautern 1937 von der Kanzel der Apoſtelkirche die Hauptpredigt hielt, war ſein Text 1. Joh. 3, 23 und klang von der Not ſeiner Kirche nur wenig, vom evangeliſchen Glauben das gewaltige Zeugnis eines in ſeiner Schlichtheit vorbildlichen und in tiefen Drangſalen bewährten Chriſten zu der andächtigen Gemeinde.

In Schleſien haben wir zu Görlitz 1937 durch Generalſuperintendent D. Dr. Schian eine mit gleicher Wucht geſtaltete Evangeliumspredigt erlebt. Sie wurde zuerſt vom Schleſiſchen Hauptverein herausgegeben und iſt dann auch im Guſtav Adolf-Kalender für 1939 S. 29 abgedruckt. Sie kann einen Abſchluß der bisherigen Entwicklung der Guſtav Adolf-Predigt in Schleſien bilden. Unter dem Text 1. Kor. 9, 16 ſtellt ſie die Frage: „Welches iſt die Aufgabe des Guſtav Adolf-Vereins?“ und betonte ſein kirchliches Liebeswerk, ſeine Grundlegung im Evangelium und ſeine Aufgabe für die Gegenwart. Und wie dieſer Artikel mit einem Wort von D. Schian begonnen hat, ſoll er auch mit einem Wort aus der Predigt D. Schians endigen: „Das Evangelium predigt der Guſtav Adolf-Verein. Er rühmt ſich deſſen nicht; er muß es tun. Wir ſagen es auch heut in ernſter Beſinnung auf das, was wir damit bekennen: Wehe uns, wenn wir dieſes Evangelium nicht predigten! Der Guſtav Adolf-Verein predigt das Evangelium. Sein Arbeit iſt Hilfe für die Predigt. Seine Arbeit iſt Stärken, Stützen, Helfen, Fördern. Nicht Kampf iſt ſeine Sache, ſondern Bau ..... Wir können heißen Herzens die Einigkeit im Glauben erflehen. Aber was wir nicht können, das iſt: der Einigkeit unſere Glaubensüberzeugung opfern ..... Wir predigen niemals Haß — auch nicht in der Diaſpora. Wir wollen gern auch mit denen, die anderen Glaubens ſind, ſoviel an uns liegt, in Frieden leben. Aber wir wollen in unverrückter Treue am Evangelium halten und Anderen helfen, daß ſie es tun. Im Namen des Guſtav Adolf-Vereins ſagen wir es in der Kraft evangeliſchen Glaubens, in dem großen Ernſt, zu dem unſere Zeit ruft: Wir müſſen das Evangelum predigen! Wehe uns, wehe dem Guſtav Adolf-Verein, wenn wir, wenn er es nicht predigte!“

Breslau. **Konrad Müller.**

XIII.

Ein Theologieprofeſſor als Mann der Kirche.

Erich Schaeder und ſeine Wirkſamkeit in Schleſien.

1.

„Die Glaubensgewißheit von der Liebe Gottes in Chriſtus hat ihre Stütze auch an der Exiſtenz der Kirche, der durch den Glauben an Jeſus Chriſtus zuſammengehaltenen geſchichtlichen Menſchengemeinde. Daß der Glaubende Menſchen um ſich hat, die im Wort oder Bekenntnis und in der Tat dasſelbe Leben offenbaren, welches er an ſich beobachtet, Menſchen, welche im Geben durch die Gleichheit dieſes Lebens zur Einheit untereinander und zur Einheit mit ihm ſelbſt zuſammentreten oder für ihn zur Kirche werden, das gewinnt für ihn ebenfalls eine Gott, das heißt die rechtverſtandene Liebe Gottes offenbarende Bedeutung.“

So ſchrieb Erich Schaeder 1914 im ſyſtematiſchen Teil ſeiner Theozentriſchen Theologie (S. 276 f.). Es ſcheint ihm unmöglich, die chriſtliche Gottesgewißheit lediglich an das neuteſtamentliche Wort von Chriſtus oder an ſeine kirchliche Verkündigung zu knüpfen und den Glauben nur als geiſtvermitteltes Trauen auf den Inhalt des Wortes zu erklären. Freilich iſt der innerſte Grund der Gottesgewißheit des Chriſten das Gotteswort in der Kraft ſeiner Selbſtbezeugung an der menſchlichen Perſönlichkeit, und ohne den trauenden Glauben an das Wort iſt für Schaeder die ganze Geſchichte der Menſchen kein Antrieb zu chriſtlicher Gottesgewißheit oder Gotteserkenntnis. „Aber ebenſo ſicher iſt das andere, daß dem wortgebundenen Chriſtenglauben die Geſchichte in deutlichen Zügen von dem Gott zu reden beginnt, an dem er hängt. Und zwar handelt es ſich dabei um die Geſchichte der durch die Zeiten hindurchgehenden Kirche Jeſu Chriſti, zu der das neue Leben des Glaubenden ſelber gehört, aus der es emportaucht und in die es hineinwirkt“ (S. 279).

Selbstverständlich hat die Kirche Jesu Christi nur für den offenbarende Bedeutung, der vom Gottes- und Christusglauben erfüllt ist. Daher wäre es vergebliches Bemühen, einen Menschen durch den bloßen Hinweis auf das jahrhundertelange Bestehen der Kirche vom christlichen Glauben zu überführen. „Lebt aber der wort- und geistgeborene Christusglaube in der Seele, dann hat er in dem Dasein oder in dem Lebensstande der Kirche eine mächtige Stütze für die Gewißheit um die Gottesoffenbarung, an welcher er hängt. Kennt er doch von sich selbst aus das Glaubens- und Liebesleben der Kirche, und trägt doch die Geschichte, die für ihn mit zu den Glaubensgrundlagen gehört, die Spuren seines eigenen Lebens. Er selbst ist mit dieser Geschichte im tiefsten verwachsen. Daher glaubt Schaeder sagen zu dürfen: „Zu jeder christlichen Gotteserkenntnis, die sich nicht aus sachlich unberechtigtem Individualismus in bloßer Selbstbeobachtung abschließt, gehört der Blick auf die Kirche". (S. 277).

Wie der Glaube nur von der eigenen Erfahrung neuen Lebens aus mit dem die Kirche charakterisierenden neuen Leben fertig wird, so empfängt er anderseits eine starke Grundlage seiner Gottesgewißheit durch die Bekenntnisworte, die den gleichen Glauben äußern, der in ihm selber lebt, durch die Taten der Aufopferung des Dienstes für Gott und Gottes Ziele, die den seinen analog sind. Kurz, „der Glaube zieht nicht nur aus der eigenen individuellen Beobachtung wiedergeborenen Daseins überführende Kraft, er zieht sie durchaus auch aus der Beobachtung einer ihn umgebenden gleichen Lebenswirklichkeit" (S. 278). Das offenbart sich umsomehr, wenn die Erfahrung des eigenen neuen Lebens zurücktritt und der Christ von dem eigenen natürlichen Verderben mehr spürt als von der Wirkung des Liebesgeistes Gottes in Christus. Dann richtet sich sein Glaube an der Beobachtung des neuen Lebens um ihn her wieder auf.

Und es ist nicht nur das gegenwärtige Leben der den Glaubenden umgebenden Kirche, das ihn stützt und stärkt. „Unsere Gotteserkenntnis verwächst mit dem gesamten Bestande der Kirche. In seiner Totalität hat dies große geschichtliche Phänomen gottoffenbarende Bedeutung" (S. 278). Das eigentümliche, außerhalb der Kirche nicht auffindbare Leben, wie es die Kirchengeschichte kundtut, das immer neue Aufleben bekennenden Christenglaubens und gehorsamer

Gottesliebe wird für den Glauben ein mächtiger, geſchichtlich-tatſächlicher Beleg für die Wirklichkeit der in Jeſus Chriſtus vollzogenen Selbſthingabe an die geſchichtliche Menſchheit. Darum muß man von einer Offenbarung Gottes in der Geſchichte der Kirche Chriſti für den Glauben reden.

Mit dieſen Ausführungen ſtellt Schaeder den Glauben, ja die Theologie mitten in den Raum der Kirche hinein. Beide erwachſen aus der Kirche und führen zur Kirche hin. Die Theologie iſt ohne den Ausgangspunkt und das Ziel in der Kirche nicht denkbar. Wie einſt Schleiermacher den kirchlichen Charakter der Theologie ein für alle Mal ſichergeſtellt hat, wenn er in ſeiner Sprache ſagt: „Die chriſtliche Theologie iſt der Inbegriff derjenigen Kenntniſſe und Kunſtregeln, ohne deren Beſitz und Gebrauch eine zuſammenſtimmende Leitung der chriſtlichen Kirche, das heißt ein chriſtliches Kirchenregiment nicht möglich iſt. Dieſelben Kenntniſſe, wenn ſie ohne Beziehung auf das Kirchenregiment erworben und beſeſſen werden, hören auf, theologiſche zu ſein", ſo iſt für Schaeder die Kirche mittragender Grund des Glaubens und der Theologie. Was die Kirche ausſagt, ſpricht ſie auf dem Boden der Kirche aus. Ja, die Kirche iſt gleichſam der Tatbeweis und die Fundgrube der Erfahrung für Glauben und Theologie.

Dieſem Gedanken gibt Schaeder in ſeiner „Glaubenslehre für Gebildete" ganz praktiſchen Ausdruck, wenn er ſagt: „Weil der Glaube in denen, die ihn haben, durch ein Wort, eben das Evangelium von Gott in Chriſtus, und durch einen Geiſt, nämlich den Chriſti, gewirkt wird, ſo verbindet dieſer wortgebundene Glaube die, in denen er lebt zu einer Glaubensgemeinſchaft. Wir nennen ſie mit dem Worte Gottes die Kirche. Wer an Chriſtus glaubt, gehört zur Kirche, ob er will oder nicht. Es hat nie einen Glaubenden gegeben, der als ſolcher allein geſtanden hätte. Der Glaube atomiſiert die Menſchheit nicht. Er verbindet ſie zur inneren ſupranaturalgeſchichtlichen Einheit". (S. 211). „Das Wort iſt von Anfang an Sache der Kirche, der Glaubensgemeinde. Nur durch den Dienſt der Wortkirche kommt man zum Glauben an den Herrn. Und man glaubt nur an ihn, indem man Glied der Kirche iſt." (S. 213).

Eine ſo klare Erkenntnis vom Zuſammenhang des theologiſchen Lehrens und des kirchlichen Lebens verhieß eine fruchtbare Auswirkung der Tätigkeit Schaeders. Daß

die theologische Erkenntis aber nicht Theorie blieb, hatte er bereits in seinen Kieler Lehrjahren wundervoll bewiesen. In Schlesien wurde er bald von vielen Stellen umworben, die die Stärkung christlichen und kirchlichen Lebens auf verschiedenen Gebieten sich zur Aufgabe gesetzt hatten. Es ist bewundernswert, wie stark Schaeder sich in die Öffentlichkeitsarbeit der Kirche hineinstellte, ob es sich dabei handelte um den von Professoren der Universität ins Leben gerufenen Bund für wissenschaftliche Vorträge, der für Schaeder der willkommene Anlaß wurde, christliche Gedanken in die Welt der Gebildeten hineinzutragen, oder ob es galt, die Evangelischen Eltern- und Volksbünde in Schlesien, deren Vorsitzender er bald wurde, in biblisch-christlichem Geist zu pflegen. Dabei kam zu lebendigem Ausdruck das Doppelte: einmal daß Schaeder ganz bewußt nichts als Theologe sein wollte, und zum andern, daß seine Theologie betont theozentrisch war. Daß er nichts als Theologe sein wollte, fand seinen Ausdruck darin, daß er vor der Gemeinde wie vor einem gehobenen Zuhörerkreis niemals dilettierend in andere Wissenschaften hineingriff, sondern stets deutlich werden ließ, daß seine große Belesenheit und geistige Kultur nur dem einen großen Gegenstand diente, um den es ihm letztlich ging, der Erkenntnis Gottes und seines Wirkens in der Welt. Liegt es einem Professor vielleicht nicht fern, sein Licht auch auf einem Gebiet leuchten zu lassen, das nicht zu seinem unmittelbaren Forschungskreis gehört, so vermied Schaeder ängstlich, die Theologie zur Magd einer anderen Wissenschaft, und wäre es die Philosophie, zu machen. Daher das Zweite: er dachte und redete theozentrisch, in völliger Ablehnung der Kulturtheologie, der es im Grunde darum geht, „das Christentum dieser (modernen) Menschheit anzupassen, es für sie brauchbar zu machen" (Kirche und Gegenwart, 1909, S. 83). Kannte er doch die große Gefahr der Kulturtheologie, die darin besteht, daß nicht die Kirche mit ihrer Gotteswahrheit die Welt überwindet, sondern daß umgekehrt die Kultur allmählich die Kirche beherrscht.

2.

Dieser feste Standpunkt Schaeders wurde gestützt durch seine klare Einstellung zur Gemeinde. Wie er in der „Selbstdarstellung" (Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, II, 1926, S. 226) einmal sagt, betrachtete er seine zahlreichen Vorträge als Dienst an der Gemeinde. Niemandem, der ihn kannte, konnte seine Theo-

logie als ein künſtliches Unternehmen erſcheinen, weil ſie in ſteter Blickrichtung auf ihren Ertrag für die Gemeinde gepflegt wurde. Der Gemeinde fühlte er ſich verpflichtet, und die Gemeinde hat es ihm gedankt dadurch, daß ſie ihn im Laufe der 18 Jahre ſeiner Wirkſamkeit in Schleſien für unendlich viele Veranſtaltungen, ſei es in Gottesdienſten, ſei es in Freizeiten oder bei beſonderen Gelegenheiten, um ſeinen Dienſt bat. Wo lebendige Chriſten ſich zuſammenfanden, wie im Chriſtlichen Verein junger Männer und im Evangeliſchen Jungmännerbund, in der Vereinigung evangeliſcher Akademiker, in der Kirchlich-ſozialen Frauengruppe und im Deutſch-Evangeliſchen Frauenbund, in den Bibelkreiſen höherer Schüler und Schülerinnen, in der Stadtmiſſion, überall wurde Schaeders Hilfe erbeten. 1922 wählte ihn der Schleſiſche Provinzialverband evangeliſcher Eltern- und Volksbünde zu ſeinem Vorſitzenden. Wie ſehr ihm gerade dieſe Aufgabe ans Herz gewachſen war, zeigen ſeine Worte: „Die ganze Bedeutung des Kulturlebens tritt uns unmittelbar vor die Seele, wenn wir daran denken, wie in der Schule unſeren Kindern, unſerer Jugend von Männern, die wir als ein Gegebenes hinnehmen müſſen, der Stempel ihres Geiſtes und ihrer Art, die Wirklichkeiten des Lebens bis zum lebendigen Gott hin anzuſehen und ſich mit ihnen abzufinden, aufgedrückt wird“ (Kirche und Gegenwart, 1909, S. 78). Daß die Kultur weltgebunden iſt und daher ſtändig den Menſchen in die Welt hineinzuziehen droht, anſtatt ihn über die Welt zu erheben, ſtellt an uns die Forderung, ihr den Geiſt Chriſti entgegenzuſetzen. Und das muß ſchon in unſerer Einwirkung auf die Erziehung unſerer Kinder zum Ausdruck kommen. Schaeder ſah auf der einen Seite die ganze Not der Kirche und tat auf der anderen Seite immer wieder ſeine beſondere Gabe kund, mit ſeiner lebensnahen, wirklichkeitsgewachſenen Theologie ihr entgegenzutreten. Ihm wurde es leicht, zum heutigen Menſchen in ſeiner Sprache zu reden und vor allem in ſeinen Vorträgen und Anſprachen nicht ſeine Probleme aufzuſtellen und zu erörtern, ſondern ſeinen Hörern die Fragen abzulauſchen, die den Chriſten und auch den Nichtchriſten heute berühren. Dabei war ihm klar, daß zur Ausübung der Öffentlichkeitsarbeit in der Kirche nur diejenigen geeignet und reif ſeien, die feſt in der perſönlichen Gemeinſchaft und Nachfolge Chriſti ſtehen, die ernſte Glieder der Gemeinde ſind und im Worte Gottes ihren Halt gefunden haben. Wie der Glaube nie Sache des einzelnen, ſondern der

Gemeinschaft ist, da ja das Wort, das ihn wirkt, Sache einer Gemeinschaft ist, so kann der einzelne Dienst für Gott nur im Zusammenhang mit der lebendigen Gemeinde treiben. „Wichern und Stoecker und wie die Männer der Inneren Mission und der christlichen Beeinflussung unseres Volkslebens alle heißen, sind nichts ohne die Gemeinde, die hinter ihnen steht." (Der moderne Mensch und die Kirche, 1907, S. 68). In der Gemeinde, in der Kirche findet das Wort Gottes seinen Boden, und auf diesem Boden erwächst alle Liebestätigkeit, alle brüderliche Aufopferung zu Gottes Ehre. Wo in einer Gemeinde die Liebespflicht zu einer Liebesmacht wird, vermag sie auch über sich hinaus in die Öffentlichkeit hinein zu wirken.

3.

Als eine besondere, ihm persönlich zugewiesene Aufgabe betrachtete Erich Schaeder die Arbeit der Kirche an den Gebildeten. Damit traf er zweifellos auf einen wunden Punkt in der Kirche. Die Kirche der vergangenen Jahrzehnte ist tatsächlich immer mehr eine Mittelstandskirche geworden, der zwei bedeutsame Schichten unseres Volkes aus den Händen geglitten sind: einmal die große Masse der Arbeiter und zum andern die Gebildeten, die „Intellektuellen". Was für Schaeder selbst eine lebendige, mächtig anziehende Einheit geworden war, erlebte er in der Welt der Gebildeten als ein spannungsvolles Verhältnis, als eine Inkongruenz: nämlich das Verhältnis von Bildung und Glauben. Bei Behandlung dieser Frage tritt der starke kirchliche Zug der Schaederschen Theologie praktisch deutlich zutage. Dabei ging es ihm, wenn er zu Gebildeten sprach, stets darum, das Problem ganz zentral zu stellen und wichtigste Glaubens- und Lebensfragen fest anzupacken und nicht in mühsamer Arbeit von der Peripherie aus sich erst an das Zentrum heranzufinden. Sein ganzes Wesen befähigte ihn in seltener Weise dazu, die Hörer schon persönlich zu gewinnen. Wer in seine dunklen, lebhaften Augen schaute, deren Glanz durch seinen prachtvollen Humor noch erhöht wurde, der trat schon mit gutem Vorurteil an die angebotene Lösung der Fragen heran. Daher fanden die Salzbrunner Freizeiten, die mehrere Jahre hintereinander den Gebildeten in besonderer Weise zu dienen versuchten, einen starken Zuzug suchender gebildeter Menschen, die immer auf Schaeders Wort ganz besonders warte-

ten. Ebenso erlebten es die Religiös-wissenschaftlichen Freizeiten auf der Schwedenschanze, die vielleicht dadurch noch wirksamer wurden, daß sie ganz regelmäßig ein bis zwei Mal im Jahr einen festen, sich immer wieder ergänzenden Kreis gebildeter Menschen zu einer Gemeinschaft sammelten. In beiden Freizeiten behandelte Schaeder mit Vorliebe ganz zentrale Themata: wie: Der heutige Mensch und die Kirche; Der Apostel Paulus; Kann der Mensch religionslos sein?; Martin Luther; Christus als Held und Heiland. Mit Vorliebe übernahm er auch die „Bibelarbeit" auf den Tagungen.

Es lohnt sich, einmal in die Gedanken hineinzuschauen, die Schaeder dabei besonders bewegten. Sie werden uns lebendig bei einem Blick in die „Glaubenslehre für Gebildete", die Schaeder als eine Frucht seiner großen Bemühung in Freizeiten und Vorträgen herausgegeben hat.

Viele unserer Gebildeten kennen den Glauben nicht. Sie sind immer noch in der religiösen Aufklärung, dem Rationalismus, von dem man fälschlich behauptet, daß er wissenschaftlich und praktisch überwunden sei, befangen und offenbaren, daß die Aufklärung immer noch weithin eine ungebrochene Macht persönlicher Überzeugung bildet. Der religiöse Rationalismus rückt Gott in das Jenseits, und zwar in der Form des sogenannten Deismus, den man das Asyl absterbender Frömmigkeit genannt hat. Der christliche Glaube aber lebt von der Gewißheit, daß Gott unter voller Wahrung seiner absoluten Unterschiedenheit von allem, was Welt oder Mensch heißt, der aller Kreatur und speziell dem Glaubenden ganz Nahe ist. Das liegt in der schöpferischen tätigen Macht über seine Welt und liegt vor allem in seiner den Menschen zugewandten Liebe, die zur Selbstmitteilung oder Selbsthingabe Gottes in Christus an die geschichtliche Menschheit geworden ist. Was die Menschen von Gott trennt, ist die Sünde, die ihrem Wesen nach Unglaube, Gottentfremdung, willentliches Fernsein von Gott ist. „Allem, was Rationalismus heißt, ist diese Tiefenerkenntnis, ohne die man die Notwendigkeit des Glaubens niemals vollständig begreift, unerreichbar und unverständlich, ja streng genommen, unverständig" (S. 5). Wer aber die Sinnesrichtung der Gebildeten kennt, sieht, daß sie von der Vernunftreligion, die von der Sünde nichts wissen will, und vom Moralismus und Optimismus dieser Vernunftreligion unbeschreiblich schwer abzubringen sind. Ganz besonders verwirrend und positiv entstellend hat für gewisse gebildete Schichten die Be-

rührung mit dem Idealismus auf die Beurteilung des Glaubens gewirkt. Für Kant, den großen Vernunftkritiker, bleibt es bei der Behauptung der Unerkennbarkeit Gottes, den man dennoch denken und im Interesse der moralischen Selbstvervollkommnung fordern müsse. Im Neukantianismus ist für die einen Gott nur das logisch und moralisch begründete Ideal persönlichen Lebens geworden. Für die anderen ergab sich eine Religion, die nicht mehr an einem objektiv-wirklichen Unendlichen oder Göttlichen hängt, sondern die nur ein in sich unendliches Gefühl ist. „Wieder andere brachte ihre eigenartige Fortführung von Ansätzen, die sich bei Kant finden, dahin, daß sie sich vom Bereiche des diesseitigen Geistes aus einem Unbedingten zu nähern suchten. Aber dieses Unbedingte blieb von der Wirklichkeit des Gottes der Offenbarung durch eine Kluft geschieden". (S. 9). So ist es zu der modernen Irreligiosität gerade auch unserer Gebildeten gekommen, die den tiefsten Anlaß zur Kulturkrise unserer Tage gab.

Eine nicht unerhebliche Schicht unserer Gebildeten geht aber einen anderen Weg, indem sie nicht dem kritischen Individualismus Kants, sondern dem metaphysischen Idealismus, der in Hegel seine Krönung findet, folgt. Sie pflegt eine gewisse philosophisch-religiöse Mystik. Der Mensch fühlt sich nicht als Kreatur, die zusammen mit der übrigen Welt Gott als ihren Herrn über sich hat. Er hat Gott in sich. „Er wird durch den mit seinem Geist verbundenen göttlichen Geist sozusagen gelebt und gewirkt, und wie er die ganze Welt" (S. 10). Zu den Kulturerrungenschaften der geschichtlichen Menschen gehört auch die Religion, die Religion in allen ihren Formen, auch in der des christlichen Glaubens. Sie wird ein Element der menschlichen Kultur, vielleicht das wichtigste. Aber mehr ist sie nicht. „Als ob der Mensch sich den Gott, der wirklich Gott, der Gott der Offenbarung und nicht ein bloßer Gedanke oder ein Gedankenschemen ist, selber wählen könnte!" (S. 12). Glauben aber heißt, durch Christus unter die Herrschaft des einen wahren Gottes gelangen. Menschliches Wählen gibt es da nicht. Das gibt es nur in der Sphäre der idealistischen Auflösung der Einzigartigkeit des Offenbarungsglaubens. In dieser mystischen Religion hat die tiefe Entfremdung vieler unserer Gebildeten von der Kirche und ihrer Wortverkündigung, von kirchlicher Unterweisung und Erziehung ihren entscheidenden Hebel. „Die Sünde erscheint hier bestenfalls als ein noch vorhandenes, aber auf dem

Wege der Einigung mit dem Göttlichen zu überwindendes menschliches Manko" (S. 14).

Sehr wesentlich für die Beurteilung der Weltanschauung unserer Gebildeten und ihrer das Christentum ablehnenden Haltung ist die Tatsache, daß gerade unsere Gebildeten den Glauben vielfach nur in einer veralteten Betrachtungsweise kennen, die in ihrer geistigen Anschauungswelt keinen Platz und keine Anknüpfung hat. Diese Tatsache zu beleuchten war Schaeders ganz besondere Gabe. Er wußte den Gebildeten die Tür zur Bibel wieder zu öffnen, indem er die Welt der Bibel gegenwärtig und lebendig machte, indem er sie nicht in der Sprache Kanaans, sondern in der Sprache der heutigen Bildung reden ließ. Aber niemals in der Weise, daß er die Anstöße und Paradoxien der Heiligen Schrift verbogen oder getarnt hätte, vielmehr so, daß er dem heutigen Menschen klar machte, daß ein Gott, der keine Wunder tut, ein Gott, der nicht weiter denkt, als Menschen denken können, kein Gott ist. Wer Gott in seiner Größe und Majestät verstehen will, muß vor ihm zuerst einmal ganz klein werden.

Und nun entfaltete Schaeder den ganzen Reichtum seiner positiven Erkenntnisse, die in immer neuen Farben aufleuchteten. Es kann hier nur auf einige Hauptpunkte hingewiesen werden.

Naturgemäß steht für die der Kirche mehr oder weniger Nahestehenden die Frage nach der Kirche und ihrer Bedeutung oft im Vordergrund. Für Schaeder ist eine der obersten Wahrheiten die, daß Wort Gottes und Kirche zusammengehören. Das Wort ist vom Beginn seiner Existenz an Sache der Gemeinde, ist in einer Glaubensgemeinde entstanden. Ebenso aber ist das Wort der dauernde Lebensgrund der Gemeinde; sie ist ohne das Wort nicht da. Durch das Wort aber wirkt der Geist in der Gemeinde den Glauben. Dadurch wird sie der Lebensbereich der Herrschaft des Christus. Mag in der Gemeinde viel, sehr viel Menschliches sein, hat sie das Evangelium, so ist sie Kirche und als solche Behausung Gottes im Geist. Soll das Anliegen Jesu Christi zur Darstellung kommen, das heißt, die Herrschaft Gottes auf Erden sich durchsetzen, der Wille Gottes im Menschenherzen mächtig werden, so ist das nur in der Kirche der Glaubensgemeinde möglich. Sonst gibt es Herrschaft Gottes nicht. Alles übrige ist lediglich Menschenbereich. Die Kirche ist die Mittlerin für die immer neue Entstehung des Glaubens wie für den Beginn der christlichen Sittlichkeit.

Ist das Ziel der Geschichte eine Gemeinschaft von Menschen ohne Sünde, so weist die Kirche auf das Ende aller Dinge hin. Denn die Welt, in der der Gott der Liebe herrscht, gehört zum Ende aller Dinge. Ist doch das letzte Ende der endgültige, machtvoll richtende und umgestaltende Zusammenschluß Jesu Christi mit der Kirche und der Welt, zu der er als der Mittler der Geschichte Gottes gehört. Ist das erfüllt, dann ist der dreieinige Gott alles in allem, die Schöpfung vollendet.

Wie hat Schaeder den Gebildeten unserer Tage immer wieder das Gewissen und den Blick für den großen Unterschied geschärft, der seiner Betrachtung zugrunde lag: *die Welt hat Religion in zahllosen Formen und Bildungen, aber Glauben im Unterschied von Religion hat sie nicht, weil sie das Wort Gottes, jene Einheit von Gesetz und Evangelium nicht verbindlich hört*, sondern weil sie, wenn sie es verbindlich hört, den Glauben, der das will, abweist. Die Welt hat Geist, aber heiligen, wirksamen Liebesgeist, Christi Geist hat sie nicht, mag das Geistige in ihr noch so hoch im Schwange gehen. Die Gottesherrschaft, das Reich Gottes, das ist es, was der Welt fehlt. Sie wäre nicht mehr Welt, sie wäre Kirche, wenn sie es hätte. Wo immer der Glaube aufhört, da wird aus der Kirche Welt.

Aber freilich, weil die Glieder der Kirche Sünder sind, genau ebenso wie die Angehörigen der Welt, weil sie also in diesem Sinne der Welt angehören, deshalb gilt ihnen Gottes Gericht. Sofern die Kirche aber in Geist und Glauben Kirche der Gerechtfertigten durch Gottes Gnade ist, ist sie von allem, was Sündenschuld und Gericht heißt, frei. Es kommt darauf an, daß die Theologie von Gott aus, also theozentrisch, aber auch nur so, der allertiefsten, absoluten Andersartigkeit von Kirche und Welt zu einem deutlichen Ausdruck verhilft. Es ist die Kirche, in der Gott der Herr hier in der Welt durch den Glauben seine Herrschaft ausübt, welche Vorwegnahme des kommenden Reiches Gottes ist. Es ist die Kirche des Wortes. (Vgl. Das Wort Gottes, S. 98/99, 170.)

Solche Wahrheiten in der Vollmacht des Geistes gesprochen, waren für die Hörer entscheidendes Wort Gottes. Ganz besonders in der sogenannten Systemzeit, in der wir unter einem ganz seltsamen Schwinden des Autoritätsgefühles litten, in der durch den Mangel der Volksdisziplin eine verwilderte Erotik sich breitmachte, wirkte das Wort Schaeders geradezu befreiend. Da wurde jede Debatte über das Dasein

Gottes so stark ausgeschaltet, daß ein Zweifel an der Tatsächlichkeit des heute und hier ausgesprochenen Gotteswortes gar nicht aufkommen konnte. Man stand unter der Wucht des werbenden Zeugen und unter dem Imperativ: „Habt Glauben an Gott!“ Einst sprach Schaeder in einem Zyklus von drei Vorträgen über „Die gegenwärtige Lage“. Aber was er sagte, war so weit hinausgehoben über den Alltag, das Tagesgespräch und die Schicksalsfrage, daß man einfach der biblischen Forderung des Wandels unter Gottes Auge gegenübergestellt wurde. Schaeder empfand es stark, daß bei allem Schwinden der Kirchlichkeit, bei der seelischen Entleerung der Gebildeten doch eine tiefe Sehnsucht nach der Wahrheit die Gemüter beherrschte. Das gab seinen Lehren und Reden einen wundersamen Schwung. Denn nun fühlte er sich gefragt und hatte Antwort zu geben und wußte, daß man ihm die Antwort von den Lippen las. Da wurde es ihm leicht zu zeigen, daß die Kirche nicht eine Anstalt zur Befriedigung religiöser Bedürfnisse sei, sondern daß ihr Auftrag ist, einfach das Wort Gottes weiterzutragen. Ja, weiterzutragen. Nicht nur die gläubige Gemeinde, nicht nur Kirchgänger und Bibelstundenbesucher sollten von dem Wort erreicht werden, sondern der weite Umkreis der Nation, das Volk in Handel und Wandel. Nur so kann die Kirche dem Mißverständnis entzogen werden, als sei sie eine Organisation zur Überwindung sozialer und kultureller Mißstände. Nur so kann die Individualethik hinübergeführt werden in eine echte „Sozialethik“, das heißt, in die von Gottesgesetz regierte Gemeinschaft.

Wie stark Schaeder auch über kirchliche Kreise hinaus wirkte, zeigt seine aktive Beteiligung an den Reisen und Vorträgen des Universitätsvortragsbundes, die ihn in die Städte ganz Schlesiens, ja weit darüber hinaus führten. Da fand er Gelegenheit, gerufen von bürgerlichen Vereinigungen der gebildeten Öffentlichkeit, von der Kraft des Evangeliums und der Wahrheit Gottes zu zeugen. Dabei offenbarte sich immer wieder sein reicher Geist sowohl wie seine wohltuende Milde im Urteil. Man spürte aber auch etwas von der Einheit von Wissenschaft und Leben, die Schaeder selbst aufgegangen war und die sich den Hörern oft befreiend mitteilte.

4.

Ist es zu verwundern, daß Schaeder, wenn das bisher von ihm entworfene Bild richtig ist, nicht minder stark als

auf die Gebildeten auch gerade auf die Pfarrer und auf die Religionslehrer wirkte? Es kam ihm dabei zustatten, daß die Kriegs- und Nachkriegsjahre alle Probleme neu gestellt und alle Geister in bis dahin ungeahntem Maße aufgerüttelt hatten. Es darf hier gesagt werden, daß Schaeder durch seine theologische und Glaubenserziehung eine ganze Pfarrgeneration befruchtet hat. Das gibt vielleicht diesen Zeilen die Berechtigung, in dem Kirchlichen Jahrbuch Schlesiens zu erscheinen. Nicht vielen Universitätsprofessoren wird es geschenkt, einen so durchgreifenden Einfluß auf die ihrem Lehrfach nahestehenden Zeitgenossen auszuüben. Schaeder hat den gewaltigen Wechsel und Wandel der Zeit bei jeder neuen Phase elastisch miterlebt. Er konnte daher dem Ringen seiner Mitarbeiter und Hörer, vor allem aber der Pfarrer, die sein Wort in lebensvolle Predigt umsetzen wollten, als beständig Mitringender wertvollste Dienste leisten. Dabei nannte er sich bescheiden nur den Hüter des Erbes der Männer, die ihm selbst Lehrer geworden waren: Hermann Cremer, Martin Kähler, Adolf Schlatter. Was er ihnen verdankte, wußte er aber so lebendig, gegenwartsnah zu gestalten, daß den Pfarrern der Ansatz der Glaubenslehre beim Gewissen und ihr Zentralpunkt in der Rechtfertigung unverrückbar deutlich wurde. Kam dazu, daß er in dem großen Wurf der „Theozentrischen Theologie" wie dem Idealismus Schleiermachers und aller seiner Nachfolger, so im letzten Grunde der gesamten Theologie des 19. Jahrhunderts den Fehdehandschuh hinwarf, so war damit eine interessante Problematik gegeben, die nicht nur Studenten packte, sondern den Pfarrern immer neue Richtlinien wies. Die Lehre von der Majestät Gottes und ihrem absoluten Anspruch an die Ganzheit der Menschenseele schlug immer wieder durch und mahnte zur Loslösung von dem idealistischen Aberglauben, der am Ich des Menschen haftet und Gottesgedanken aus dem Ich zu produzieren meint, anstatt Gott in seiner Größe auf sich wirken zu lassen. Der Mensch hat von sich aus überhaupt keinen Zugang zum Göttlichen; er findet Gott nur, indem er ihm im geoffenbarten Wort begegnet und sich diesem Wort unterwirft. So klang es immer wieder in Schaeders Vorträgen auf, schlicht ausgesprochen und doch in der Vollmacht echter Verkündigung vom allmächtigen, lebendigen Gott, von der Gnade in Christus und der Führung durch den Heiligen Geist bezeugt. Hier standen die Pfarrer nicht nur einer gediegenen Denkarbeit gegenüber,

ſondern ſie ſpürten an Schaeder Wirkung des Heiligen Geiſtes.

Nimmt man hinzu, daß Schaeder wie einſt Kähler mit einem Tropfen pietiſtiſchen Öles geſalbt war, das heißt den Pietismus mit ſeiner tiefen perſönlichen Frömmigkeit und mit ſeiner Weltweite und Weltoffenheit in das eigene Herz gefaßt hatte, ſo verſteht man, daß er zum kirchlichen Führer in Schleſien geworden iſt, dem man um ſo lieber folgte, als er niemals der Überlegene, ſondern immer der brüderlich Mitſuchende, Mitkämpfende blieb, der unermüdlich forſchte und unerbittlich ſich ſelber prüfte. Was wir vom Reden Schaeders vor Gebildeten ſagten, gilt auch von ſeinen Vorträgen vor den Pfarrern. Nicht ſeine eigenen Probleme zog er vor ihnen auf, um ſie mit eigenen Gedankenkünſten zu löſen. Die Pfarrer ſpürten vielmehr, daß er ihre eigenſten Fragen mit ſeiner Seele erfaßte, um ihnen aus der bibliſchen Wahrheit heraus die Löſung zu geben. Er teilte auch nicht die Schwäche vieler Theologen, ſich von der Philoſophie intereſſante Probleme reichen zu laſſen, ſondern ſeine Fragen waren Fragen des Glaubens und des Lebens.

5.

Damit aber kommen wir in die tiefſten Wurzeln ſeiner Wirkſamkeit: *im letzten Grunde war Schaeder eben doch Univerſitätslehrer und Studentenfreund.* Ein lebendig ſprudelnder Quell findet mannigfache Kanäle, um ſeine Waſſer in das Land zu ergießen. Ein Univerſitätsprofeſſor hat viele Möglichkeiten, von ſeinen Erkenntniſſen anderen zu ſpenden und mitzuteilen. Der gewieſene Weg der Wirkung für ihn iſt aber der zu ſeinen ſtudentiſchen Hörern. Es lohnte ſich, einmal die Prüfungsakten der ſchleſiſchen Kandidaten der Theologie und des Pfarramts aus den letzten zwanzig Jahren mit der Frage zu ſtudieren, auf wie viele Theologieſtudierende Erich Schaeder während ſeiner Breslauer Lehrjahre den für das Leben entſcheidenden Einfluß gewonnen hat. Das Ergebnis würde die doppelte Beobachtung ins Licht ſetzen: daß 18 Jahre genügen, um einem echten Theologieprofeſſor nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der Kirche zu geben, in der er ſteht, und daß dieſe Wirkung zurückgeht auf die von ſeiner Perſönlichkeit gelebte Lehre. *Nicht oft iſt das Leben eines Univerſitätslehrers ſo ganz der Ausdruck ſeines Lehrens, wie wir es bei Schaeder wahrnahmen.* Was ihn für Studenten ſo anziehend machte, war die Univerſalität ſeiner Bildung,

gepaart mit der Bescheidenheit, die nicht über die Theologie hinaus glänzen wollte. Alles Scheinfechten und Sich-mit-fremden-Federn-schmücken war ihm verhaßt und lächerlich. Er lebte aus der Theologie für die, die Christen sein oder einer christlichen Gemeinde predigen wollten. Ein beschränktes Ziel, das ihn doch nie hinderte an dem weiten Umblick, der den Weg zum Ziel reizvoll gestaltete.

Daß die Grundthese der theozentrischen Theologie auf Studenten mächtig wirkte, mag nicht wundernehmen. Dem Frontgeschlecht, das die Größe Gottes und die Kleinheit des Ich in der Massenvernichtung mit Entsetzen erfahren hatte, war die theozentrische Theologie, das Nur-Gott-sehen-wollen unmittelbar verständlich. Es lauschte begierig dem Lehrer, der es wagte, einmal nicht den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen, sondern dem sich alles um Gott drehte. Nicht unsere Stimmung, unsere Erfahrung, nicht unsere Bedürfnisse machen unsere Frömmigkeit aus. Was uns erfüllen soll und darf, ist das letzte Existenzielle der theologischen Wissenschaft. *Es geht nicht um des Menschen Seelenheil, sondern um die Gottesherrschaft in der Welt.* Das machte den Blick und das Herz weit und nahm dem Glauben seine engherzige Selbstsucht. Das gab dem Studentenlehrer die wunderbare Möglichkeit, seinen Hörern Festigkeit im Zentrum und Freiheit in der Peripherie zu künden. Das gab seinen Hörern den Mut, nicht nur der Lehre, sondern dem vorgelebten Leben dieses Mannes tapfer und entschlossen zu folgen, auch wenn die eigene Schwachheit sich immer wieder verhängnisvoll bemerkbar machte. Wenn Schaeder seine Anschauung vom Worte Gottes darlegte oder dem bei ihm so beliebten Geistproblem nachging, dann war den Hörern, als stände er selbst im Heiligtum und gäbe ihnen die Orientierung von oben. Und was er bot, war stets getragen von so viel reicher Erfahrung und Menschenkenntnis, daß er die Herzen stark anzufassen verstand. Da bahnte sich das Vertrauen an, das der Student nur dem gönnt, dem er volle wissenschaftliche Qualität zutraut. Da kam er den Studenten trotz seines Alters näher, als mancher junge Mensch den Studenten zu kommen vermag. *Schaeder wurde zum Studentenvater, dem man es anspürte, daß er wie einst August Tholuck jeden Studenten als eine Festung ansah, die es zu erobern galt.* Wie hat er vor allem die Kreise der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung in langen Jahrzehnten um sich zu scharen gewußt. Wie hat er mit ihr die Zeit durchlebt, von der er sagte, daß die Ver-

einigung immer biblischer, gesunder geworden sei und sich den verkehrten Vorstellungen über Heiligung und allmähliche Selbstvervollkommnung mehr und mehr entzogen habe. Wie hat er den jungen Brüdern unermüdlich gedient, wie unendlich viel Zeit ihnen gewidmet, um den Anker ihres Lebensschiffleins festzulegen. Ein Dr. ing. bekennt von sich: „Ich weiß, daß ich mich nirgendwo gründlicher mit dem Problem „Moderne Technik und Mensch" auseinandergesetzt habe als bei Geheimrat Schaeder. Es war nie der Theologieprofessor, der da sprach, sondern der Mensch, der dem jungen Studenten einen Dienst tun wollte und es konnte durch die natürliche Echtheit seines Wesens". Was die Vorlesungen vorbereiteten, führte vielfach die seelsorgerliche Erziehung unter vier Augen weiter, in der Schaeder manchem jungen Menschen zu einem echten Beichtvater geworden ist, den er auch im Alter nicht missen mochte. Wie väterlich Schaeder zu Studenten reden konnte, das zeigten nicht zuletzt seine akademischen Predigten, die doch gerade nicht akademisch waren, sondern aus der Fülle biblischer Erkenntnis schöpfend den Hörern Brot für den Alltag gaben. Möchten jeder Universität immer wieder Prediger von so eindringlicher Klarheit und unbeugsamer Wahrheitsliebe auf den Kathedern der Universität erstehen! —

Wir blicken zurück. Von Schaeders Lebensarbeit darf man sagen: *sein Leben war seine Arbeit, und sein Arbeit war sein Leben*. Was diese Lebensarbeit aber so reich machte, das war sein Wirken aus doppelter Wurzel. Schaeder war ein Nikodemus, der seinem Herrn und Meister lauschte, etwas ahnend von dem heiligen Geist, der aus der Welt zu Gott führt, indem er neue Menschen macht. Eins aber hatte er vor dem Pharisäer voraus: *die fröhliche Glaubensgewißheit*. Er wußte sich getragen von der vergebenden Gnade Gottes. Das spürte man seinem Leben und seinem Lehren an, das hatte etwas Zündendes, Überzeugendes, Herzgewinnendes. Zum andern beseelte ihn *eine seltene Liebe* zu denen, denen sein Auftrag galt. Wie viel Liebe hat er gegeben, *weiter* gegeben, nachdem er sie von Gott empfangen hatte. Sein Glaube und seine Liebe waren der Grund, warum er im Alter nicht einsam wurde, sondern trotz des hemmenden Gehörleidens den lebendigen Verkehr mit Jungen und Alten mit Lust pflegte. Gott schenke der schlesischen Kirche oft einen solchen führenden Mann.

Breslau. **Otto Zänker.**

Aus der Vereinsarbeit im Berichtsjahr.

1. Mitgliederverſammlung 1938.

Wie alljährlich fand die Mitgliederverſammlung innerhalb der Kirchlichen Woche ſtatt und zwar am Mittwoch, den 5. Oktober, nachmittags um 16 Uhr. Leider war infolge einer kirchenpolitiſchen Parallelverſammlung der Beſuch anfangs ſehr gering; er ſtieg ſchließlich bis auf 30 Anweſende. Anſtelle des durch Krankheit verhinderten Vorſitzenden begrüßte der Kaſſierer, Herr Pfarrer Reinhardt, die Erſchienenen und inſonderheit die beiden Referenten.

Den erſten Vortrag hielt Frl. Dr. Eliſabeth Zimmermann-Greiffenberg über das Thema: „Die Geſchichte der Leichenpredigt, zumal in Schleſien und ihre Bedeutung für die heutige Ahnenforſchung". In großen Linien, die aber durch Einzelzüge anſchaulich illuſtriert waren, wurde die Geſchichte der Begräbnisreden von den laudes Funebri der Antike über Mittelalter und Reformationszeit, Orthodoxie und Aufklärung bis hinein in unſere Tage verfolgt. In der katholiſchen Kirche iſt die Rede innerhalb der Beerdigungsliturgie und vor allem im Rahmen der Totenmeſſe nur nebenbetont. Die Reformation wendet ſich — infolge des Wegfalls der Lehre vom Fegefeuer — nicht mehr an den Toten, ſondern an die Zurückgebliebenen. Die Leichenrede wird zur Troſtrede und tritt einen Siegeszug an durch die Kirche. Zuerſt freilich werden nur Adlige und Fürſtlichkeiten, Vornehme und Reiche ihrer gewürdigt. Aber im Laufe des 17. Jahrhunderts wird ſie allgemein und am Ende des Jahrhunderts ſo umfangreich durch die verſchiedenſten Zutaten (Abdankung, Lebenslauf, Leichengedicht, Schäferſpiel), daß ſie Luxus und geiſtlicher Sport wurde und in Verfall kam. Die Hauptſache war der grundlegende Unterſchied von religiöſer Verkündigung und dem perſönlichen Lebenslauf, der z. T. vom Kantor, Küſter oder Kirchdiener, ſelten vom Geiſtlichen vorgeleſen wurde. Im 18. Jahrhundert ſetzte eine merkwürdige Reaktion gegen die übertriebenen Feierlichkeiten der Beerdigungen ein; man verzichtete überhaupt auf Leichenpredigten, auch hierin ging der Adel voran. Der zweite Teil des Vortrages beſchäftigte ſich mit der Be-

deutung der Lebensläufe innerhalb der alten Leichenpredigten für die heute so wichtige Genealogie der Familien. Doch müssen erst die Tausende von vorhandenen Leichenpredigten druckfertig herausgegeben und die darin vorkommenden Namen und Familien verkartet werden. — In der Aussprache gab Pfarrer Lic. Manfred Bunzel aus eigenen Forschungen wichtige Ergänzungen zu dem Vortrage.

Sodann hielt Pfarrer i. R. Otto Schultze (Breslau) einen anschaulichen, z. T. von Humor durchzogenen Bericht über die gemeinsame Arbeitstagung der landeskirchlichen Archivare mit den Vertretern der Territorialen Geschichtsvereine in Stendal. Dabei wurden folgende wichtige Fragen erörtert: Verkartung der Kirchenbücher, Bestandaufnahme der Archivalien bei den Pfarrämtern, Aufgabe der kirchlichen Archive, Schaffung eines Pfarrerverzeichnisses seit der Reformation.

Mit Dank gegen die beiden Vortragenden wurde um 18½ Uhr die Versammlung geschlossen, die trotz geringer Besucherzahl viele wichtige Anregungen und einen Zuwachs von Mitgliedern brachte.

2. Wandertagung 1939.

Gut gelungen und zahlreich besucht — fast 70 Teilnehmer — war die Besichtigungsfahrt, die der Verein am 9. Mai zu den berühmten Kirchen in und um Greiffenberg machte. Nachdem die katholische Stadtkirche in Greiffenberg und die evangelische zu Niederwiesa längere Zeit in Augenschein genommen waren, brachten zwei Autobusse die Teilnehmer zu den Zufluchtskirchen in Friedeberg, Gebhardsdorf, Meffersdorf und Schwertburg. Die wertvollen geschichtlichen und kunsthistorischen Erklärungen hatten die Ortsgeistlichen freundlicherweise übernommen, in Nieder-Wiesa Fräulein Dr. Zimmermann, die durch ihre mannigfachen Arbeiten über den Queiskreis bekannte Forscherin. Ihr und Herrn Superintendent Güssow-Friedeberg gebührt für das gute Gelingen des Tages besonderer Dank! An der Fahrt nahmen auch die Kandidaten des Ev. Predigerseminars in Naumburg (Queis) teil. Ein ausführlicher Bericht ist im Evang. Kirchenblatt für Schlesien 1939, Nr. 22, erschienen.

3. Mitteilungen.

1. Betr. „Neuerscheinungen zur schlesischen Kirchengeschichte" verweise ich auf die beiden Aufsätze im „Ev. Kirchenblatt für Schlesien" 1939, Nr. 13 und 15.

2. Manuſkripte für das Jahrbuch 1940 ſind bis 31. März kommenden Jahres an den Unterzeichneten einzureichen.

3. Die diesjährige Mitgliederverſammlung wird wieder im Herbſt, wahrſcheinlich in Verbindung mit der Tagung der Luthergeſellſchaft ſtattfinden. Termin und Thema werden im Mitteilungsblatt des Pfarrervereins und im Ev. Kirchenblatt für Schleſien noch bekannt gegeben.

4. Die etwa noch nicht bezahlten Jahresbeiträge erbitten wir nunmehr umgehend an die Anſchrift: Schleſiſche Landesgenoſſenſchaftsbank Raiffeiſen in Breslau (Poſtſcheckkonto Breslau 687) für das Konto unſeres Vereins.

Naumburg (Queis). Lic. **Eberlein**, Schriftführer.

(Anhang.)

Mitgliederverzeichnis 1939

des Vereins für ſchleſiſche Kirchengeſchichte

(Gegründet 1882.)

1. Der Vorſtand.

Vorſitzender: D. Dr. Martin Schian, Generalſuperintendent i. R., Honorarprofeſſor, Sibyllenort.

Lic. Hellmut Eberlein, Pfarrer und Studiendirektor, Schriftführer, Naumburg (Queis).

Werner Reinhardt, Pfarrer, Schatzmeiſter, Breslau 18, Hohenzollernſtraße 90.

D. Dr. Hans Leube, Univerſitätsprofeſſor, Breslau, Gabitzſtraße 172.

D. Dr. Bahlow, Paſtor prim. i. R., Liegnitz, Goldberger Str. 75.

Lic. Manfred Bunzel, Pfarrer, Königszelt.

Dr. jur. h. c. Edmund Michael, Pfarrer i. R., Breslau, Gertrudenſtraße 15 I.

Lic. Konrad Müller, Pfarrer, Breslau 18, Hohenzollernſtr. 90.

Die Anſchrift unſerer Bibliothekarin lautet: Frl. Margarete Gahlbeck, Breslau 1, Roßmarkt 7/9 (Stadtbibliothek).

Die Beiträge betragen für Einzelmitglieder jährlich 3 *M*, (Vikare und Studenten je 1 *M*), für kleine Kirchgemeinden 5 *M*, für größere 10 *M*. Höhere Beiträge ſind aber dringend erwünſcht. Dieſelben ſind einzuzahlen auf die Schleſiſche Landesgenoſſenſchaftsbank Raiffeiſen in Breslau (Poſtſcheckkonto: Breslau Nr. 687) für den „Verein für ſchleſ. Kirchengeſchichte".

2. Mitglieder.

(Stand am 1. Auguſt 1939.)

A. Regierungsbezirk Breslau.

Kirchenkreis Breslau I und II.

Lic. Alberty, Pfarrer, 13, Charlottenſtr. 1.

Altmann, Pfarrer, 1, Monhauptſtraße 1.

Bartels, Pfarrer, 2, Bohrauer Straße 4 a.

Bernhagen, Pfarrer, Klettendorf.

Lic. Dr. Bunzel, Pfarrer, 2, Palmſtr. 34.

Dr. Dr. Bunzel, Pfarrer in Zimpel.

Dr. Falk, Pfarrer, 23, Kantſtraße 69 a.

Grundmann, Pfarrer i. R., 16, Maxstraße 2.
Gründel, Pfarrer i. R., Lehmdamm 69.
Hornig, Pfarrer an der Barbarakirche, Herrenstraße 21/22.
Kretschmar, Sup. i. R., Eichendorffstr. 49.
D. Dr. Leube, Professor, Gabitzstraße 172.
Marsch, Pfarrer, Breslau-Herrnprotsch.
Mausolff, Pfarrer i. R., 13, Augustastr. 88.
Dr. jur. Michael, Pfarrer i. R., Gertrudenstr. 15.
Lic. Müller, Pfarrer, 18, Hohenzollernstraße 90.
Redlich, Ober-Konf.Rat, Breslau 4, Schloßplatz 8.
D. Reichert, Oberkonsistorialrat, 18, Kirschallee 36.
Reinhardt, Pfarrer, 18, Hohenzollernstraße 90.
Dr. Schönaich, Oberstudienrat, Prof., 16, Hobrechtufer 17.
Stier, Pfarrer i. R., 13, Gabitzstraße 108.
Schulz, Geh. und Oberkonsistorialrat, 16, Maxstraße 8.
O. Schultze, Pfarrer i. R., 18, Fehrbellinstr. 6 a.
Schwarz, Oberkonsistorialrat, Pfarrer, 13, Gabitzstr. 118.
Spaeth, Stadtdekan i. R., 16, Hobrechtufer 16.
Tyralla, Pfarrvikar, Br.-Herrnprotsch.
Lic. Wiesner, Pfarrvikar, Breslau 4, Schloßplatz 8.
D. Zänker, Bischof von Schlesien, 13, Gabitzstr. 118.
Evang. Kirchgemeinde zu Bernhardin.
Evang. Kirchgemeinde Breslau, Post Kattern.
Ev. Kirchgemeinde zu Elftausend Jungfrauen.
Ev. Kirchgemeinde zu Johannes.
Ev. Kirchgem. zu Maria-Magdalena.
Ev. Kirchgemeinde zu Paulus.
Ev. Kirchgemeinde zu Salvator.
Ev. Konsistorium, 4, Schloßplatz 8.
Presbyterium der Evgl. Hofkirchengemeinde, Breslau.
Ev. Preßverband für Schlesien, 2, Schweidnitzer Stadtgraben 29.
Ev. Zentralbibliothek, 2, Schweidnitzer Stadtgraben 29.
Ev. Zentralarchiv, 2, Schweidnitzer Stadtgraben 29.
Dombibliothek, 9, Geppertstr. 12.
Ev. theol. Seminar durch Ev. Buchhandlung G. Kauffmann, Breslau XVI, Wagnerstr. 36.
Sedlnitzkysches Johanneum, 9, Sternstr. 38.
Staatsarchiv, 16, Tiergartenstr. 13.
Stadtbibliothek, 1, Roßmarkt 7—9.
Universitätsbibliothek, 10, Sandstraße.
Evangel. Kirchgemeinde, Breslau-Herrnprotsch.

Kirchenkreis **Breslau-Land.**

Ev. Kirchgemeinde Sillmenau, Post Kattern.

Kirchenkreis **Bernstadt-Namslau.**

Störmer, Pfarrer, Fürsten-Ellguth.
Ev. Kirchgemeinde Namslau.

Kirchenkreis **Brieg.**

Bruckisch, Pfarrer, Pogarell, Post Alzenau, Bez. Breslau.
Gnettner, Pfarrer, Tschöplowitz.
Jebens, Pfarrer, Linden.
Lindner, Pfarrer, Schwanowitz.
Nieländer, Professor, Brieg, Riedelstr. 8.
Pletz, Pfarrer, Jägerndorf, Kr. Brieg.
Pompetzki, Pfarrer, Mangschütz.
Scholz, Pfarrer, Laugwitz.
Thomalske, Pfarrer, Brieg, Schüsselndorfer Str. 2.
Ev. Pfarramt Brieg.
Ev. Pfarramt Löwen (Schles.).

Kirchenkreis **Frankenstein-Münsterberg.**

Buschbeck, Pfarrer, Frankenstein (Diakonissenanstalt).
Remenz, Pastor, Dittmannsdorf.

Kirchenkreis Glatz.

Becher, Pfarrer, Reinerz.
Schicha, Pfarrer, Habelschwerdt.
Ev. Kirchgemeinde Kamenz.
Ev. Kirchgemeinde Glatz.
Ev. Kirchgemeinde Reinerz.

Kirchenkreis Guhrau-Herrnstadt.

Neumann, Superintendent, Guhrau.
Gemeindekirchenrat Guhrau (Bez. Breslau).
Ev. Pfarramt Geischen.

Kirchenkreis Militsch-Trachenberg.

Schindler, Pfarrer i. R., Kraschnitz.

Kirchenkreis Neumarkt.

Heuser, Superintendent, Rackschütz.
Dr. v. Loesch, Ober Stephansdorf.
Ev. Kirchgem. Ober Stephansdorf.

Kirchenkreis Nimptsch.

Gabriel, Lehrer, Pudigau, Kr. Nimptsch.
Freiherr v. Wintzingerode, Pfarrer, Zülzendorf.
Zaremba, Pfarrer, Nimptsch.
Ev. Kirchgemeinde Jordansmühl.
Ev. Pfarramt Naselwitz.
Ev. Pfarramt Ober Panthenau, Post Heidersdorf.

Kirchenkreis Oels.

Klett, Pfarrer, Peuke.
Räbiger, Pfarrer, Breslau-Hundsfeld.
D. Dr. Schian, Generalsuperintendent i. R., Professor, Sibyllenort.
Schneider, Pfarrer, Jackschönau, Post Bingerau.
Ev. Pfarramt Bogschütz, Kreis Oels.
Ev. Kirchgemeinde Oels.

Kirchenkreis Ohlau.

Buschbeck, Sup., Ohlau.
Baeßler, Vikar, Heidau.
Pfarr, Pastor, Ohlau.
v. Strampf, Pfarrer, Marschwitz, Post Ohlau.
Ev. Kirchgemeinde Wansen.
Ev. Kirchgemeinde Wüstebriese, Post Gusten.

Kirchenkreis Schweidnitz-Reichenbach.

Lic. Manfr. Bunzel, Pfarrer, Königszelt.
Böttger, Pfarrer, Schweidnitz.
H. Bunzel, Sup., Reichenbach.
Siegmund-Schultze, Pfarrer, Oberweistritz.
Dr. v. Seidlitz-Habendorf, Generallandschafts-Direktor in Habendorf.
Wolter, Pfarrer, Langenbielau.
Ev. Kirchgemeinde Domanze, Post Schweidnitz.
Ev. Kirchgemeinde Kgl. Gräditz.
Ev. Kirchgem. Reichenbach (Schl.)
Ev. Kirchgemeinde Seiferdau.

Kirchenkreis Steinau.

Zeuke, Pfarrer, Kl. Gaffron.
Ev. Kirchgemeinde Lampersdorf.
Ev. Kirchgemeinde Porschwitz.
Ev. Kirchgemeinde Raudten.

Kirchenkreis Strehlen.

Lehmann, Sup., Strehlen.
Frl. Michael, Direktorin der höh. Töchterschule, Strehlen.
Simon, Professor, Pfarrer, Strehlen.
Ev. Kirchgem. Krummendorf.
Ev. Kirchgemeinde Großburg.
Ev. Kirchgemeinde Friedrichstein.
Ev. Kirchgem. Markt-Bohrau.
Ev. Kirchgemeinde Olbendorf.
Ev. Kirchgemeinde Prieborn.
Ev. Kirchgemeinde Ndr. Rosen.
Ev. Kirchgemeinde Ruppersdorf.
Ev. Kirchgemeinde Schönbrunn.
Ev. Kirchgemeinde Strehlen.
Ev. Kirchgemeinde Türpitz.

Kirchenkreis Striegau.

Herzog, Pfarrer, Freiburg (Schles.)
Ev. Kirchgemeinde Peterwitz.
Ev. Kirchgemeinde Striegau.
Ev. Kirchgem. Freiburg (Schles.).

Kirchenkreis Trebnitz.

Gottwald, Pfarrer i. R., Obernigk.
Klein, Pfarrer i. R., Obernigk.
Schlensog, Pfarrer, Luzine.
Strauß, Pfarrer, Lossen.
Ev. Kirchgem. Groß Hammer.
Ev. Kirchgemeinde Schawoine.
Ev. Kirchgemeinde Trebnitz.

Kirchenkreis Waldenburg.

Berger, Pfarrer i. R., Bad Charlottenbrunn
Dinglinger, Pfarrer, Sandberg.
Horlitz, Pfarrer, Friedland (Bez. Breslau).
Rodatz, Pfarrer, Ndr. Hermsdorf.
Tschersich, Pfarrer i. R., Weißstein, Grüner Weg.
Schäfer, Pfarrer, Waldenburg-Altwasser.
Scholz, Pastor, Waldenburg.
Seimert, Pastor, Waldenburg.
Stengel, Pastor i. R., Wüstewaltersdorf.
Ev. Kirchgem. Dittmannsdorf.
Ev. Kirchgem. Nieder Hermsdorf.
Ev. Kirchgemeinde Waldenburg.
Ev. Kirchgemeinde Wüstewaltersdorf.

Kirchenkreis Wohlau.

Mauk, Pfarrer i. R., Gepidau über Herrnstadt.
Schreier, Pfarrer, Wischütz, Post Krehlau.
Ev. Kirchgemeinde Mondschütz.
Ev. Kirchgemeinde Winzig.

B. Regierungsbezirk Liegnitz.

Kirchenkreis Bolkenhain.

Ev. Kirchgemeinde Bolkenhain.

Kirchenkreis Bunzlau I, II.

Brambach, Pfarrer, Lorenzdorf.
Lic. Eberlein, Studiendirektor, Naumburg (Queis).
Klein, Pfarrer, Gießmannsdorf.
Littmann, Pfarrer, Thomaswaldau.
Stolzenburg, Pfarrer, Alt Warthau.
Ev. Kirchgemeinde Altoels.
Ev. Predigerseminar Naumburg a/Queis.

Kirchenkreis Freystadt.

Ev. Kirchgemeinde Neusalz a. O.

Kirchenkreis Glogau.

Arnold, Pfarrer, Heerwegen.
Brachmann, Pfarrer, Kuttlau.
Eberlein, Sup., Glogau.
Lindemann, Pfarrer, Dalkau.
Prietzel, Pfarrer, Weißholz.
Wieder, Pfarrer, Gramschütz.
Ev. Kirchgemeinde zum Schifflein Christi, Glogau.
Reformierte Gemeinde Glogau.
Ev. Kirchgemeinde Schlawa.

Kirchenkreis Görlitz I, II, III.

Bornkamm, Sup., Görlitz, Hardenbergstraße 1.
Coßmann, Pfarrer i. R., Görlitz.
Buchmann, Pfarrer, Friedersdorf, Görlitz-Land.
Fuhrmann, Pfarrer i. R., Görlitz, Goethestr. 35.
Heuser, Pfarrer, Görlitz, Grüner Graben 8.
Koch, Superintendent, Nieder Langenau, Kr. Görlitz.
Krasa, Pfarrer, Markersdorf, Post Gersdorf OL.
Preiser, Jugendpfarrer, Görlitz, Elisabethstr. 28.
Seiler, Pastor, Hermsdorf über Görlitz.

Tschoppe, Kantor, Zodel.
Vogt, Pfarrer, Görlitz, Blumenstraße 24.
Winkelmann, Pfarrer, Kunnerwitz.
Zobel, Pfarrer, Görlitz, Moltkestraße 14.
Ev. Kirchgemeinde Alt-Kohlfurt.
Ev. Kirchgemeinde Friedersdorf.
Ev. Dreifaltigkeitsgemeinde Görlitz.
Ev. Kreuzkirchgem. Görlitz.
Ev. Kirchgem. Leopoldshain.
Ev. Kirchgem. Leschwitz.
Ev. Kirchgem. Lichtenberg.
Ev. Kirchgem. Seidenberg O/L.
Kreissynode Görlitz II in Reichenbach O/L.

Kirchenkreis Goldberg.

Burkert, Pfarrer i. R., Hermsdorf-Bad.
Salzmann, Pfarrer, Modelsdorf.
Guhl, Pastor prim., Goldberg.
Sparkassendirektor R. Grünewald, Gefälle 6.
Ev. Kirchgemeinde Goldberg.
Ev. Kirchgemeinde Modelsdorf.
Ev. Kirchgemeinde Neudorf am Gröditzberge.

Kirchenkreis Grünberg.

Dr. Böhm, Sup., Grünberg.
Ender, Pfarrer, Fürsteneich.
Wilczek, Pfarrer in Lättnitz.
Ev. Kirchgemeinde Lättnitz.

Kirchenkreis Haynau.

Tirpitz, Pfarrer, Konradsdorf.
Ev. Kirchgemeinde Haynau.
Ev. Kirchgemeinde Konradsdorf.
Ev. Kirchgemeinde Kreibau.

Kirchenkreis Hirschberg.

Aisch, Pfarrer i. R., Kunnersdorf/Rsgb.
Bienert, Pfarrer i. R., Bad Warmbrunn, Heinrich Röselstraße 22.
Bittermann, Pfarrer, Schmiedeberg.
Buschbeck, Sup. i. R., Herischdorf.
Glatz, Pfarrer, Erdmannsdorf.
Richers, Sup. i. R., Herischdorf, Tannenberg 13.
Ev. Kirchgemeinde Hirschberg.
Ev. Kirchgemeinde Reibnitz i. R.
Ev. Kirchgemeinde Voigtsdorf.

Kirchenkreis Jauer.

Hummel, Pfarrer, Malitsch.
Pape, Pfarrer, Pombsen.
Spaniel, Pfarrer, Hertwigswaldau, Kr. Jauer.
Ev. Kirchgemeinde Jauer.
Ev. Kirchgemeinde Seichau.

Kirchenkreis Landeshut.

Modrow, Pfarrer, Liebau.
Ev. Kirchgem. Giesmannsdorf.
Ev. Kirchgem. Haselbach.
Ev. Kirchgem. Schömberg.
Ev. Kirchgem. Landeshut.
Ev. Kirchgem. Rudelstadt.

Kirchenkreis Lauban.

Grimm, Pfarrer, Thiemendorf.
Pathe, Pfarrer, Küpper.
Penzholz, Pfarrer, Langenöls
Schicha, Pfarrer, Holzkirch (Queis)
Ev. Kirchgemeinde Gerlachsheim
Ev. Kirchgemeinde Lauban.
Ev. Kirchgemeinde Nieder Linda.
Ev. Kirchgem. Mittel Steinkirch.

Kirchenkreis Liegnitz.

D. Dr. Bahlow, Pastor prim. i. R., Liegnitz, Goldberg. Str. 75.
Deutschmann, Pfarrer i. R., Bienau
Heinze, H., Buchdruckereibesitzer, Liegnitz, Ritterstraße 24.
Kluntke, Pastor, Liegnitz, Jauerstr. 9.
Mühlichen, Pfarrer, Koischwitz.

Scholz, Pfarrer, Wahlstatt.
Kirchenbibliothek „Peter = Paul", Liegnitz.
Kirchgem. „Unſ .lieben Frauen", Liegnitz.
Kirchgem. „Kaiſ. Friedr. Gedächtnis", Liegnitz.
Kirchgemeinde Kotſchwitz, Liegnitz=Land.

Kirchenkreis **Löwenberg I, II.**

Peſchek, Pfarrer, Löwenberg.
Dr. Eliſabeth Zimmermann, Greiffenberg (Schleſ.).
Ev. Kirchgemeinde Cunzendorf u. Walde.
Ev. Kirchgemeinde Kunzendorf am kahlen Berge.
Ev. Kirchgem. Langenau.
Ev. Kirchgem. Löwenberg.
Ev. Kirchgem. Spiller.
Ev. Kreisſynode Löwenberg II (Schosdorf)

Kirchenkreis **Lüben.**

Müller, Pfarrer, Groß Rinnersdorf.
Sabath, Pfarrer, Oberau.
Ev. Kirchgemeinde Heinzenburg.
Ev. Kirchgemeinde Hummel.
Ev. Kirchgemeinde Kotzenau.
Ev. Kirchgemeinde Lüben.

Kirchenkreis **Parchwitz.**

Gerhard, Pfarrer, Gr. Tinz.
Halle, Pfarrer, Tentſchel, Liegnitz=Land.
Kraft, Pfarrer in Heidau=Heinersdorf.
Mühlichen, Pfarrer, Seifersdorf, Liegnitz=Land.
Schoefinius, Pfarrer, Parchwitz.
Steffler, Superintendent, Mertſchütz.
Ev. Kirchgemeinde Berndorf.

Kirchenkreis **Rothenburg I, II.**

Ev. Kirchgemeinde Rothenburg, Lauſitz.

Kirchenkreis **Sagan.**

Krüger, Sup., Sagan.
Ev. Kirchgemeinde Kottwitz.

Kirchenkreis **Schönau.**

Gohr, Pfarrer, Neukirch (Katzbach).
Häusler, Pfarrer, Falkenhain.
Poguntke, Superintendent, Jannowitz.
Schröder, Pfarrer, Kauffung.
Ev. Kirchgemeinde Hohenliebenthal.
Ev. Kirchgemeinde Kammerswaldau.
Ev. Kirchgemeinde Kauffung.
Ev. Kirchgemeinde Kupferberg (Schleſ.).

Kirchenkreis **Sprottau.**

Damſch, Pfarrer, Rückersdorf.
Deutſchmann, Sup., Mallmitz.
Rauch, Pfarrer, Gießmannsdorf, Sprottau=Land.
Schottke, Pfarrer, Primkenau.
Ev. Kirchgemeinde Mallmitz.

C. Provinz Oberſchleſien.

Kirchenkreis **Gleiwitz O/S.**

Schmula, Sup., Beuthen O/S.
Wahn, Pfarrer, Beuthen O/S., Kloſterplatz 5.
Ev. Kirchgem. Toſt=Peiskretſcham.

Kirchenkreis **Kreuzburg.**

Puſch, Pfarrer, Wilmsdorf O/S.
Schwenzner, Pfarrer, Konſtadt.
Ev. Kirchgemeinde Konſtadt.
Ev. Kirchgemeinde Schönwald.

Kirchenkreis **Neiſſe.**

Becker, Pfarrer, Falkenberg O/S.
Stephan, Pfarrer, Dittmannsdorf, Kr. Neuſtadt O/S.
Ev. Kirchgemeinde Neiſſe.

Kirchenkreis **Oppeln.**

Balthaſar, Pfarrer, Proskau.
v. Dobſchütz, Hauptmann (E), Oppeln, Ziethenſtr. 10.
Klaar, Pfarrer, Friedrichsgrätz.
Petran, Pfarrer, Schurgaſt.
Ev. Kirchgem. Carlsruhe OS.
Ev. Kirchgemeinde Heinrichsfelde.
Ev. Kirchgemeinde Ob. Glogau.

Kirchenkreis **Ratibor.**

Baum, Sup., Leobſchütz.
Frommberger, Vikar, Ratibor.

D. Außerhalb Schleſiens.

Deutſches Ev. Pfarrhausarchiv, Wittenberg, Schloßſtr. 1.
Heimann, Pfarrer, Guben, Eſchenweg 5.
C. E. Paulig, Bibliothekar, Ehrenmitglied, Magdeburg W., Mittelſtr. 48 II.
Pickert, Konſ.-Rat a. D., Potsdam, Wörther Str. 17.
Reymann, Sup. i. R., Falkenſee b. Berlin, Ravenéſtr. 9.
Lic. Scholz, Sup., Wittenberge a. Elbe, Bez. Potsdam.
Lic. Schwencker, Berlin-Charlottenburg 4, Kantſtr. 41.
Wiontzek, Pfarrer, Stradow, Poſt Spremberg-Land, N/L.
D. Zſcharnack, Univerſitätsprofeſſor, Königsberg i. Pr., Cranzer-Allee 31.

E. Verzeichnis der korreſpondierenden Geſellſchaften.

Verein für Geſchichte **Schleſiens**, Vorſitzender: Staatsarchivdirektor Dr. Randt, Breslau 16, Tiergartenſtr. 13.

Seminar für Geſchichtl. Landeskunde, **Breslau I**, Schuhbrücke 49.

Archiv für ſchleſiſche Kirchengeſchichte, Konſiſtorialrat Dr. Engelbert, Breslau 1, Kl. Domſtr. 4/6.

Verein für **Glatzer** Heimatkunde, Vorſitzender: Rechtsanwalt Böſe, Glatz, Wilhelmsplatz 6.

Liegnitzer Geſchichts- und Altertumsverein, Vorſitzender: Studienrat Dr. Schönborn, Liegnitz.

Oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Profeſſor Dr. h. c. Dr. Eſſen-Weſt, Liebigſtr. 4.

Verein für **bayeriſche** Kirchengeſchichte (rechts des Rheins), Archidirektor D. Dr. Schornbaum, Nürnberg N., Tucherſtr. 7.

Im **linksrheiniſchen Bayern**: Verein für Pfälziſche Kirchengeſchichte, Pfarrer G. Biundo, Annweiler, Pfalz.

Verein für **brandenburgiſche** Kirchengeſchichte, Pfarrer Lic. Wendland, Berlin N. 58, Gethſemaneſtr. 9.

Geſellſchaft für Kirchengeſtiftſitte, Profeſſor D. Dr. E. Seeberg, Berlin-Wilmersdorf, Nikolsburger Platz 4, und Oberpfarrer Dr. Arndt, Eggenſtedt über Aſchersleben (Bode).

Verein für **Hamburgische** Geschichte, Professor Dr. Nirrnheim, Staatsarchiv, Hamburg, Rathaus.

Verein für **Hessische** Kirchengeschichte, Archivrat Dr. Herrmann, Darmstadt, Staatsarchiv.

Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, Dr. Wolters, Schliestedt über Schöningen (Braunschweig).

Ostpreußischer Verein für Kirchengeschichte, Pfarrer Dr. Flothow, Königsberg, König Ottokarplatz.

Verein für **Rheinische Kirchengeschichte,** Pfarrer D. Rotscheidt, Essen-West, Liebigstr. 4, und Superintendent Lic. Müller, Wesel.

Jahrbuch des rheinischen wissenschaftlichen Predigervereins, Generalsuperintendent i. R., Universitäts-Prof. D. Klingemann in Bonn a/Rh.

Verein für Kirchengeschichte der Provinz **Sachsen** und **Anhalt,** Pfarrer Lic. Beyse, Magdeburg, Am Weinhof 15/16.

Gesellschaft für sächsische Kirchengeschichte, Pfarrer Dr. Krömer, Dresden, Pfarrgasse 8.

Verein für **Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte,** D. Ernst Feddersen, Kiel, Dammstr. 56.

Arbeitsring für Heimat und Kirchengeschichte in Thüringen, Pfarrer Jauernig, Gera, Nikolaiberg 5.

Verein für westfälische Kirchengeschichte, Pfarrer Lic. Rahe, Minden (Westfalen), Marienkirchplatz 3.

Verein für **Württembergische** Kirchengeschichte, Stadtpfarrer Dr. J. Rauscher; Heilbronn a/N., Gartenstr. 45.

Historische Gesellschaft (Deutsche Bücherei) in **Posen,** Poznan, ul. Zwierzyniecka 1.

Verein für Brüdergeschichte in **Herrnhut i. Sa.**

Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in **Österreich,** Wien I, Johannesgasse 6, Hofkammerarchiv.

Deutsche Bücherei des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig, C 1, Deutscher Platz.

B. GÖRICH
Siemensstraße 8
3550 Marburg/L.
Tel.: 06421/81399
BUCHBINDEREI